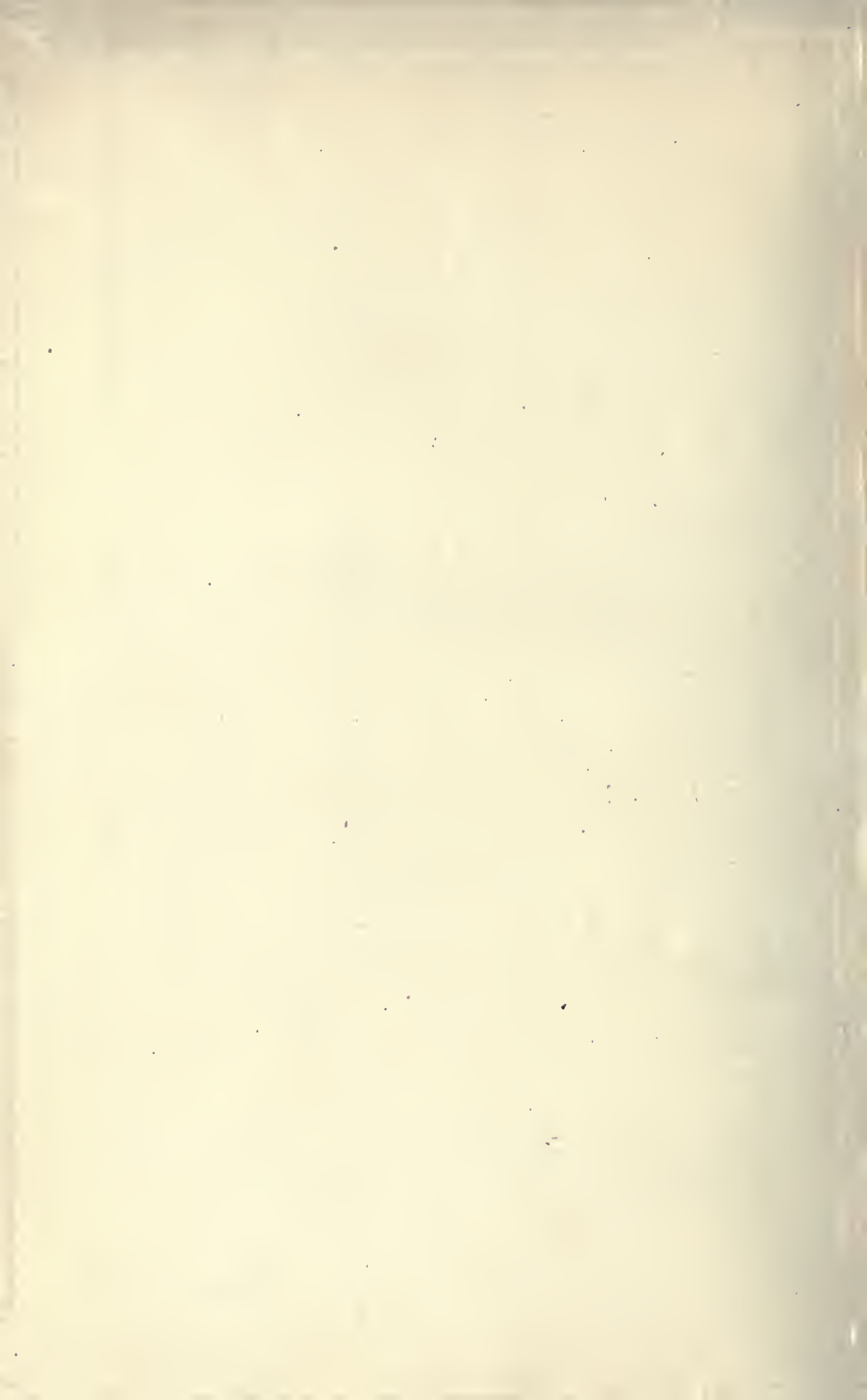




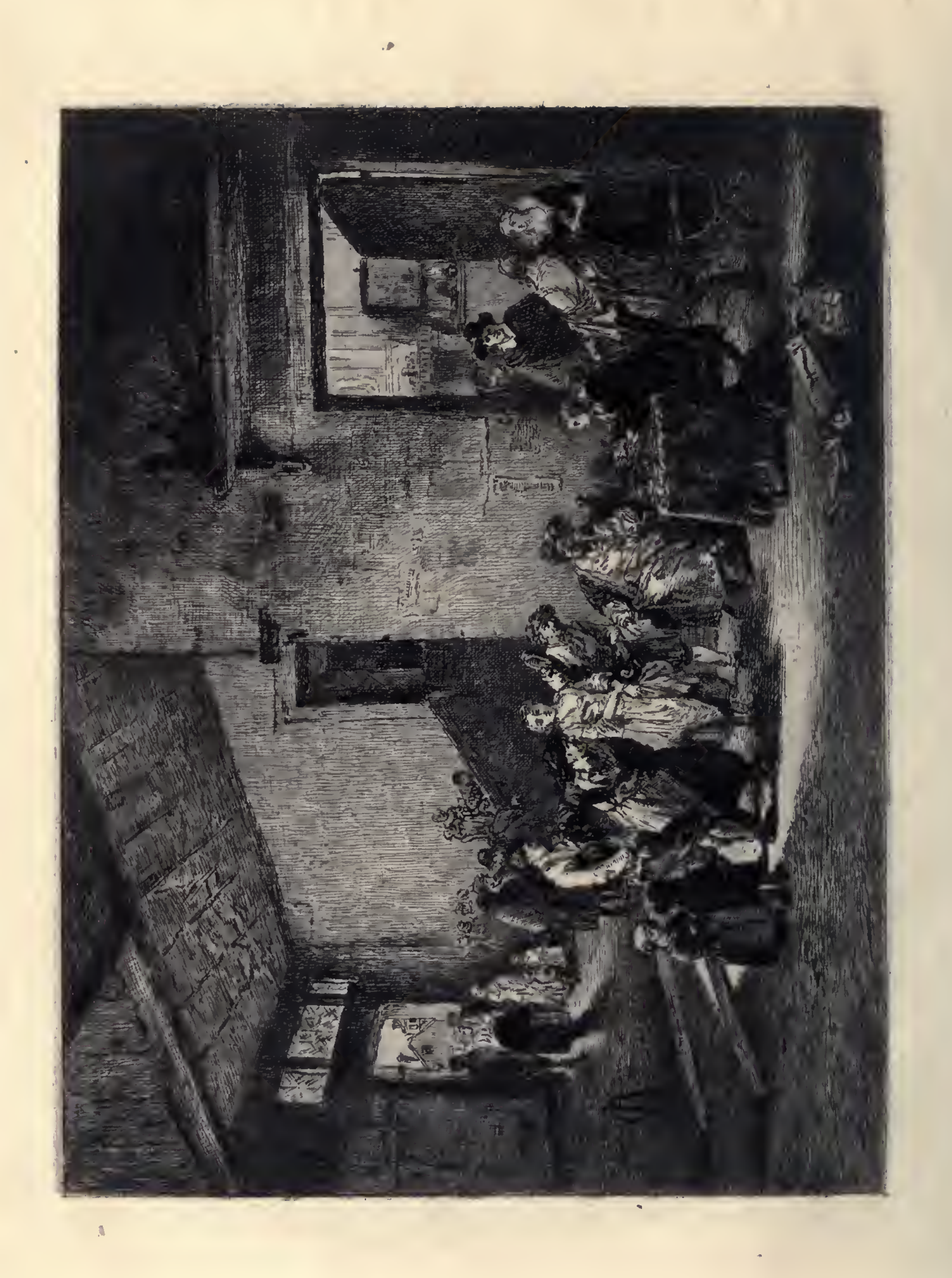












Heinrich v. Kleist

in der Schweiz

Von

Theophil Zolling

Nebst achtunddreißig bisher ungedruckten Briefen

von

Heinrich von Kleist, C. M. Wieland, Ludwig Wieland, Johann Gottfried Herder, Carolina Herder, Heinrich Zschokke, Jens Baggesen, Heinrich Geßner, Franz Xaver Bronner, J. R. Meyer



Stuttgart
Verlag von W. Spemann
1882

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.



Meinem verehrten Freunde

Ludwig Speidel.



Vorwort.

Wohl niemals hat ein Dichter gelebt, dessen Werke in solchem Maße nur durch das Medium seiner Individualität und deren menschlichen Beziehungen verständlich sind, als dies bei Heinrich von Kleist der Fall ist.

Um so willkommener mag vorliegende Schrift sein, welche ein neues Licht über den peinlichen Werdeprozeß des Künstlers verbreitet und also eine Epoche behandelt, die von bisherigen Biographen aus Mangel an Materialien in notgedrungener Kürze berührt werden mußte.

Diese Arbeit beruht auf sorgfältig an Ort und Stelle — in der Schweiz und in Paris — gemachten Studien und verdankt ihre Vollständigkeit der Liberalität der gegenwärtigen Besitzer von Geßners und Zschokkes handschriftlichem Nachlaß — Herrn Dr. A. Geßner in Schaffhausen und Pfarrer E. Zschokke in Aarau — sowie der gütigen Mithilfe der Herren Professoren Brunner in Zürich und Ludwig Hirzel in Bern, der Herren Pfarrer Hopf und Gerwer in Thun und des Freiherrn W. v. Maltzahn in Weimar.

Es sei ihnen allen hier der Dank des Verfassers erstattet.



Inhaltsverzeichniß.

Anhang.

Nachtrag.

Erstes Kapitel.

Der junge Kleist.

Während die Franzosen auf den Trümmern des ancien régime einen neuen Staat, eine neue Gesellschaft, eine neue Religion, aber auch eine neue Tyrannei schufen, um sich am Ende vor lauter Gleichheitssinn gegenseitig um einen Kopf kürzer zu machen, da vollzog sich auch in deutschen Landen eine nicht minder tief eingreifende, aber friedliche, geistige Revolution: die Wiedergeburt der Nation von innen heraus durch die ästhetische Erziehung. Es war eine merkwürdige Zeit, deren begeisterndes Pathos wie Posaunenton die überschwenglichen, empfindsamen Schalmeienklänge der vorrevolutionären Jahrzehnte zum Schweigen brachte. Eine Ahnung großer Dinge durchschauerte die junge Generation. Sie lauschte wonnebebend Schillers erhabenen Worten vom Rechte des Einzeldaseins, vom Erneuern der Totalität der menschlichen Natur im Individuum, vom Bau der wahren politischen, sozialen und geistigen Freiheit durch die veredelte Kultur und im fröhlichen Reiche des schönen Scheins. Aber der leidende Messias des ästhetischen Staates, der in verzehrendem Feuer sein Evangelium verkündete und seines Freundes Goethe Leben und Werke als Muster des kunstvoll subjektiven Gleichmaßes pries, er entzündete zugleich ein verderbliches Selbstbewußtsein, einen prometheischen Trotz und infolgedessen einen selbstverwüstenden Weltschmerz in vielen seiner Jünger. Mancheiner konnte in der Abwehr der schnöden Wirklichkeit den festen Mittelpunkt in den tausend Konflikten seines Ich nicht finden; die disharmonischen Elemente seines Wesens waren weder untereinander noch mit der umgebenden Welt in Einklang zu bringen, und statt das zerstückelte Bild der Menschheit in seinem Individuum aufzubauen, zertrümmerte er in sich das stolze Ebenbild Gottes. Der ästhetische Stürmer und Dränger, welcher Zerstörer statt Bildner seines Selbst wird, heißt poetisch objektiviert: Werther. Durch die Schar unsrer großen Dichter wandelt er als Heinrich von Kleist.

Sein Leben ist die Geschichte eines herrlich begabten Geistes, eines edlen Herzens und eines kranken Gemütes. Der Biograph hat den traurigen Prozeß

zu beschreiben, wie diese unselige Gemütsanlage seine Seele überwuchert, sein Genie verdunkelt, seinen Körper zerrüttet und mit grauenhafter Folgerichtigkeit den freiwilligen Tod herbeiführt.

Schon in jungen Jahren hat er vorahnend die Geschichte seines Elends geschrieben: „Der Zustand, ohne Lebensplan, ohne feste Bestimmung, immer schwankend zwischen unsicheren Wünschen, immer in Widerspruch mit meinen Pflichten, ein Spiel des Zufalls, eine Puppe am Drahte des Schicksals — dieser unwürdige Zustand scheint mir so verächtlich und würde mich so unglücklich machen, daß mir der Tod bei weitem wünschenswerther wäre.“ *) Aber gerade dieses konsequente Streben nach einem einzigen Ziele hin sollte ihm unerreichbar sein. Seine innere Anlage und seine äußeren Verhältnisse verhinderten es.

Familientraditionen und Standesvorurteile hatten seine Erziehung, ein schwacher Körper und ein, wie er beschönigend sagt, „seltsam gespannter“, d. h. überspannter Geist seine Entwickelung gehemmt. Ein kleinstädtischer Junker, war er als Knabe nach Berlin gekommen. Mit achtzehn Jahren (1795) soll er noch ganz schwerfälliger, gezierter, „ehrpusseliger“ Offizier gewesen sein. Als eleganter und lebensfrischer Fähndrich machte er den Rheinfeldzug mit. Die Legende erzählt, daß um jene Zeit sein erstes Herzensverhältnis zu einem jungen, adligen Fräulein rückgängig wurde, was ihn von nun an zur Vernachlässigung seines Aeußern bewogen habe. Der Grund mochte wohl tiefer sitzen. Gewiß war ihm die Barbarei des damaligen Soldatenstandes zum Ekel geworden und ein neues Ideal, die Wissenschaft, aufgegangen. Schon seine Leutnants-Briefe verraten ein dilettantisches Studium Kants. Jetzt sollte das doppelte Leid des Herzens und des Verstandes durch die Schulphilosophie geheilt werden, welche schon mehr als einen Dichter zu Grunde gerichtet hat. Ohne weiteres nahm er seinen Abschied und studierte in seiner Vaterstadt Frankfurt an der Oder. Man sagte ihm, er sei mit dreiundzwanzig Jahren zu alt dazu, aber er meinte mit schwermütigem Lächeln: Er sehe sein Schicksal voraus, einst als Schüler zu sterben, und wenn er auch als Greis in die Gruft führe. Jedenfalls war er ein seltsamer Student, welcher, erzogen für den Soldatenstand und in ihm aufgewachsen, jeder harmonischen Gymnasialbildung entbehrte. Er scheint übrigens seine Zeit wohl angewendet zu haben, denn Dahlmann, der seine Kollegienhefte sah, versichert, Kleist habe ordentliche und nicht nur dilettantische Studien gemacht.**) Es war wohl ein ziemlich planloses, gewaltsames, ganz autodidaktisches Lernen, wobei das Nebensächliche oft eine übertriebene Bedeutung gewann und das Ziel verdeckte; jedenfalls nichts weniger als ein Brotstudium nach dem Herzen seiner Anverwandten, sondern eher ein akademisches Streben nach kunstvoller Ausbildung seines Ich, eine ästhetische

---

*) Heinrich von Kleists Briefe an seine Schwester Ulrike, herausgegeben von Dr. A. Koberstein. Berlin 1860. S. 20.

**) Heinrich von Kleists gesammelte Schriften, herausgegeben von Ludwig Tieck, revidiert, ergänzt und mit einer biographischen Einleitung versehen von Julian Schmidt. 3 Bde. Berlin, I, S. XCIII.

Erziehung. Jetzt griffen aber die äußern Umstände wieder störend in seinen Entwickelungsgang ein. Er verlobte sich und mußte schon nach einem Jahre aus Rücksicht auf seine Braut und deren Familie seine Studien unterbrechen, um sich in Berlin auf den Staatsdienst vorzubereiten.

Sein einzig erhaltenes Bild von dem damals beliebten Miniaturisten Krüger stammt aus dieser Epoche; es besitzt, trotz Treitschkes gegenteiliger Versicherung,*) durchaus künstlerischen Wert. Seine Braut schätzte es gerade um seiner Aehnlichkeit willen hoch, und Kleist selber veranlaßte den einzig von ihm getadelten spöttischen Zug durch sein, wie er sagt, der Braut zu lieb erzwungenes Lächeln. Das Porträt erweckt Vertrauen, obwohl die charakteristischen Umrisse der Augen (wenigstens auf dem bekannten Stiche von Sagert) höflich retouchiert sind. Der Kopf ist stark, die Stirne breit und gewölbt und namentlich das Hinterhaupt ungeheuer entwickelt. Die offenbar (wie die Augen?) braunen Haare sind kurz und struppig vornübergestrichen. Die Nase ist eher klein, gleich dem runden, energielosen Kinn, aber die Lippen sind schwellend, wie nach wildem Lebensgenusse verlangend. Das ganze Gesicht hat eine melancholische Anmut, etwas Weiches, Weibliches, und erzählt uns nicht viel von den gigantischen Gedanken hinter den großen, verblüfften Augen, welche von jenem gleichsam nach innen leuchtenden Glanze sind, den man gewöhnlich an sogenannten Träumern beobachtet. Wäre uns nicht das Entstehungsjahr des Bildes bekannt, das Alter des Dargestellten würde schwer zu bestimmen sein. Der Gesamteindruck ist nicht der eines Vierundzwanzigjährigen, sondern von jener fast greisenhaften Jugendlichkeit, die auch zur Signatur seines Wesens und Schaffens gehört.

Seine Zeitgenossen vervollständigen das Porträt. Von mittlerer Größe und ziemlich starken Gliedern, machte er den Eindruck einer prosaischen Natur, so daß die Romantiker durchaus nicht einen Bruder in Apoll in ihm vermuteten. Sein Benehmen war ernst und schweigsam und zeigte keine Spur von vordringender Eitelkeit, wohl aber viele Merkmale eines würdigen Stolzes. Schwärmerisch, zart, empfindlich, verstand er doch wieder einen guten Scherz und lachte wohl auch herzlich; allerdings nur selten, gerade wie unter seinen Werken nur ein komisches ist, freilich ein Meisterstück. Ein leiser Zug von Schwermut dämpfte selbst seine freundlichen Stimmungen. Tieck fand eine Aehnlichkeit mit dem ihm auch innerlich verwandten Torquato Tasso heraus; auch habe er dessen schwere Zunge besessen. Ferner hatte er die Unart, leicht verlegen zu stottern und zu erröten. Diese „unerklärliche Verlegenheit" verscheuchte ihn wohl auch aus den Kreisen der Menschen. Daher klagt er, wie schmerzhaft es sei, sich nie zeigen zu können, wie man wohl möchte, nie frei handeln zu dürfen und selbst das Große versäumen zu müssen, weil man voraus empfindet, daß man nicht standhalten würde, „indem man von jedem äußern Eindruck abhängt und das albernste Mädchen oder der elendeste Schuft von élégant

*) H. v. Treitschke, Historische und Politische Aufsätze. Neue Folge. Leipzig 1870. II, 660.

uns durch die matteste persiflage vernichten kann."*) Dazu kam seine ewige Zerstreutheit, von der sich seine Geschwister allerlei krause Exempel erzählten. Auch aus späteren Jahren melden Wieland und andere Freunde ähnliche „an Verrücktheit grenzende Eigenheiten". Fouqué berichtet, daß Kleist zuweilen mit großer Lebendigkeit eine Begebenheit vortrug, aber mitten drin verstummte und stille dasaß, als ob er allein im Zimmer wäre.

Aber nicht nur diese Schrullen und Absonderlichkeiten zogen ihn vom heilsamen Umgange mit den Menschen ab, sondern auch sein rätselhaftes Gemüt, das eine Mischung der disparatesten Elemente war. „In mir ist nichts beständig als die Unbeständigkeit," klagte er mit Recht. Der unvermittelte Wechsel in seinen Stimmungen schloß jedes Behagen an sich selbst und für andre aus. Er hatte die weiche Empfindung seiner jungverstorbenen Mutter geerbt, aber auch den starren, verschlossenen Sinn der Kleiste. Neben der ausschweifendsten Phantasterei, die sich auch in seinem abenteuerlichen Wandertriebe verriet, ging ein greisenhafter Zug durch sein Wesen. Nüchterne Pedanterie wechselte bei ihm mit ekstatischem Rausche ab. Bereits in seinen Knabenbriefen ist wenig Jugendliches, wohl aber herrscht darin ein altkluger Ton vor, und als Student gehört er ganz zu jenen von den Xenien gegeißelten Herren, die ein kurzes Gedärm haben. Sein kaum erst verdautes Wissen setzte er sofort in didaktische Weisheit um. Dieser pädagogische Zug ist spezifisch preußisch. Bevor Kleist selbst das Wahre erkannt, wollte er seine Bekannten aufklären. Noch ehe er ein paarmal vor einem akademischen Lehrstuhle gesessen, mußte man ihm schon ein Katheder für den Haus- und Privatgebrauch anfertigen lassen. Ein lernender Lehrer, gab er seinen Geschwistern Themata zu Aufsätzen, sorgte für ihre Lektüre, säuberte ihre mit Dialekt versetzte Redeweise, brachte ihnen etwas Logik und Mathematik bei und geriet wohl außer sich über ihre Zerstreutheit — er, der ewig Zerstreute! Ja, der trockene Pedant schrieb sogar seiner Schwester von Stube zu Stube sorgfältige pädagogische Briefe, worin er sie unter anderem tadelte, daß sie noch ohne Lebensplan sei und die heilige Pflicht, Mutter und Erzieherin des Menschengeschlechtes zu werden, ein für allemal verworfen habe. Sein lebenlang wurde er durch alles Rohe, Gemeine, Niedrige empört, und der bloße Verstoß gegen die Sittlichkeit, ein Blick, eine Miene beleidigte sein Schamgefühl und konnte ihn außer Fassung bringen; aber derselbe sittenreine Mensch wählt fast in allen seinen Novellen ein sinnliches Motiv zum Mittelpunkt und bringt schier in jedem Stück anstößige, wenn auch nicht lüsterne Reden, Szenen oder Charaktere.

Gerade wie Voltaires Candide und eigentlich alle tiefer angelegten Naturen war er unglücklich, sobald er reflektierte, und dies um so mehr, als sein unseliges Gemüt immer neue Konflikte schuf. Bei einem Berliner Prediger erzogen, warf er schon frühzeitig den positiven Glauben weg. In der Armee quälte ihn fortwährend die Alternative, ob er als Mensch oder als Offizier handeln solle. Sein schweres norddeutsches Blut

*) Koberstein S. 50.

war jeden Augenblick im Widerstreit mit seiner erregbaren Phantasie. Von Jugend auf war er entweder kindlich heiter und ausgelassen oder ernst und verschlossen, von packender Liebenswürdigkeit oder schroff und aufbrausend, bescheiden und schlicht und dann wieder voll wilder Ueberhebung und himmelstürmendem Trotze, um plötzlich abermals in kalten Lebensüberdruß und schauerlichen Trübsinn zu versinken. Bei allem Adel und Reichtum eines ewig bewegten Herzens und überströmenden Gefühls hegte er einen eisernen Egoismus, zumal wenn wissenschaftliches oder poetisches Streben, oder sein dämonischer Ehrgeiz in Mitleidenschaft gezogen werden sollten. Er besaß ein große Fassungskraft und einen ungestümen Wissenstrieb, aber bei aller Starrheit und Hartnäckigkeit seiner durchaus nicht dilettantischen Natur fehlte es ihm an Geduld und Ausdauer. Sobald sich ein Hindernis zeigte oder die erwartete Anerkennung ausblieb, verlor er den Mut. Er trieb alles, was ihn interessierte, mit Leib und Seele, aber bald ergriff ihn Ekel und Ueberdruß. Die Liebe nahm ihn stets ganz gefangen, doch wenn es zu einem Bruche kam, dessen Schuld fast immer er selbst trug, war alles auf immerdar vergessen. Als Student behandelte er jede Disziplin als Herzenssache; wenn sie dagegen seine stets überspannten Erwartungen nicht erfüllte, gab er sie sogleich auf. Als er die Kantische Philosophie ergreifen wollte, da ergriff sie ihn; allein schon wenige Monate, nachdem er emphatisch erklärt, daß die Bildung die höchste Bestimmung des Menschen sei, gab er seinem Freunde, dem zartbesaiteten Mecklenburger von Brokes*) recht: daß Handeln besser als Wissen sei. Da er hörte, daß man das Absolute nicht zu erkennen vermöge, verwundete es ihn tief in seinem heiligen Innern, und er verwarf die so heiß erstrebte Kantische Philosophie augenblicklich, obgleich er sie sein lebenlang nicht wieder los werden sollte. Sie zieht sich durch alle seine Dichtungen, am klarsten und handgreiflichsten im „Käthchen von Heilbronn" (Wetter von Strahls Doppelliebe und Kunigundes „Häßlichkeit an sich") und zumal im „Amphitryon", der überhaupt mit seinem an „Don Carlos" anklingenden Stil das subjektivste Werk des Dichters ist.

Fortwährend voll Mißtrauen gegen sein Talent, wollte er doch wieder das höchste im Flug erreichen, alles an alles setzen, die erhabenste Unsterblichkeit oder schnöde Verschollenheit. Er selbst erkannte nur zu wohl diesen Fehler, der ihm die Gegenwart verbitterte und die Zukunft zu einem Wahngebilde schuf. „Ist es nicht eine Unart," seufzt er in einer lichten Stunde, „nie den Augenblick der Gegenwart ergreifen zu können, sondern immer in der Zukunft zu leben?!" Und wie maßlos seine Hoffnungen, so unendlich war seine Enttäuschung. Gleich wurde er an seinen Talenten wieder irre, sobald ein Anlauf mißglückt war. Dann brach die unselige Werther-Natur hervor. Er wühlte sich immer tiefer in seinen Schmerz

---

*) „Eine in vielen deutschen Lebenskreisen bedeutende und vertraute Erscheinung, ein edler, gebildeter Mann voll hohen Ernstes der Seele und von großer Zartheit des Gemütes; in seiner Anspruchslosigkeit und Stille wirkte er stark auf seine Freunde, und Männer und Frauen hingen mit Leidenschaft an ihm." Varnhagen, Biographische Denkmäler. III, 85.

hinein und brütete über die schwangere Zukunft. In solchen Krisen sah es in seinem Kopfe aus, „wie in einem Lotteriebeutel, wo neben einem großen Loose tausend Nieten liegen.“

Beständig schwankte er zwischen dem Hange zur Einsamkeit und dem Triebe, sich verwandten Seelen auszusprechen. Er hatte das Glück, in Brokes, Rühle und Pfuel*) drei anhängliche und aufopfernde Freunde zu finden, aber er pflegte sich sogar vor ihnen zu verschließen und in seine trüben Gedanken einzuspinnen. Er war ängstlich und mißtrauisch; und von so unheimlichem Scharfblicke seine Selbstbekenntnisse sind, so schief urteilt er in der Regel über andre Menschen, obwohl er auf seinen Gefühlsblick große Stücke hielt. „Ich besitze jene traurige Klarheit, die mir zu jeder Miene den Gedanken, zu jedem Worte den Sinn, zu jeder Handlung den Grund nennt.“ Darum erwachte in ihm frühzeitig der Hang nach dem idyllischen Landleben, so wie es von Rousseau gepriesen wird, dessen Lektüre er seiner Schwester fortwährend empfahl. Gleich Hölderlin glaubte er die Menschen erst recht zu verstehen, wenn er sich vor ihnen verbarg. Er versicherte, er habe jedesmal eine Empfindung wie ein Grauen, wenn er jemanden sein Innerstes aufdecken sollte. „Der Kummer,“ sagte er eigensinnig, „ist eine Last, die noch schwerer drückt, wenn mehrere daran tragen.“ Kein Wunder, daß er innerlich und äußerlich vereinsamte. Wurde dann der Schmerz der Reflexion zu heftig, so suchte er sich durch Opium zu betäuben, und diese schreckliche Gewohnheit scheint sich, ihrer Natur gemäß, immerfort gesteigert zu haben.

Und nun die frühzeitige und unerbittlich wachsende Verfinsterung seiner Seele! Die verderbliche Anlage läßt sich schon im Knaben erkennen, der mit dem Gedanken des Selbstmordes zu spielen pflegte und seinem schwermütigen Vetter den gemeinsamen Tod versprach. Dieser krankhafte Trieb der Selbstzerstörung ist ohne Zweifel ererbt. Wir sehen, wie sein gesundes Herz dagegen ankämpft und endlich unterliegt. In jeder harten Bedrängnis war der Selbstmord immer sein erster Gedanke, obwohl er doch wieder vor ihm zurückschauderte. Wie sehr die Todesfurcht des „Prinzen von Homburg“ dem mordlustigen Dichter aus der Seele geschrieben ist, beweist ein Brief an seine Braut, worin es unter anderem heißt: „Ach, es ist nichts ekelhafter, als diese Furcht vor dem Tode. Das Leben ist das einzige Eigenthum, das uns dann etwas werth ist, wenn wir es nicht achten. Verächtlich ist es, wenn wir es nicht leicht fallen lassen können, und nur der kann es zu großen Zwecken nützen, der es leicht und freudig wegwerfen könnte. Wer es mit Sorgfalt liebt, moralisch todt ist er schon; denn seine höchste Lebenskraft, es opfern zu können, modert, indessen er es pflegt. Und doch — o wie unbegreiflich ist der Wille, der über uns waltet! — Dieses räthselhafte Ding, das wir besitzen, wir wissen nicht, von wem, das uns fortführt, wir wissen nicht wohin, ob wir darüber schalten dürfen, eine Habe, die

*) J. J. Otto August Rühle von Lilienstern (1780—1847), später preußischer Generalleutnant, Chef des großen Generalstabs und Direktor der Berliner Allgemeinen Kriegsschule. Ernst von Pfuel (1780—1866), nachmals preußischer General, 1848 Ministerpräsident und Kriegsminister, 1858 liberales Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses.

nichts werth ist, wenn sie uns etwas werth ist, ein Ding, wie ein Widerspruch, flach und tief, öde und reich, würdig und verächtlich, vieldeutig und unergründlich, ein Ding, das jeder wegwerfen möchte, wie ein unverständiges Buch; sind wir nicht durch ein Naturgesetz gezwungen, es zu lieben? Wir müssen vor der Vernichtung beben, die doch nicht so qualvoll sein kann, als oft das Dasein, und indessen mancher das traurige Geschenk des Lebens beweint, muß er es durch Essen und Trinken ernähren und die Flamme vor dem Erlöschen hüten, die ihn weder erleuchtet noch erwärmt."*)

Er erkannte selbst am besten, daß er mit seinen Idiosynkrasieen, Monomanieen und Verrücktheiten — dies grausame Wort ist von Wieland — nicht zu den Menschen paßte: „Die Nothwendigkeit, eine Rolle zu spielen und ein innerer Widerwille dagegen machen mir jede Gesellschaft lästig und froh kann ich nur in meiner eigenen Gesellschaft sein, weil ich da ganz wahr sein darf." Daher paßte er ebensowenig für ein Amt, so gerne er sich auch dem Willen seiner Familie und seiner Braut gefügt hätte. „Ordnung, Geduld, Unverdrossenheit sind Eigenschaften, die bei einem Amte unentbehrlich, und mir ganz fehlen. Ich arbeite nur für meine Bildung gern und da bin ich unüberwindlich geduldig und unverdrossen. Kein Amt, und wäre es auch eine Ministerstelle, würde mich glücklich machen." Aber nicht nur sein Charakter verhinderte seinen Eintritt in eine bürgerliche Lebensstellung, sondern ein neues Ideal, das ihm plötzlich in berückender Schönheit erschien und das er doch eifersüchtig vor der Welt verheimlichen mußte. Es war das Rätsel seiner Bestimmung, dessen Lösung er fand, sein Poetentraum.

Schon in seinen Kinderjahren erkennt man Spuren seines dichterischen Schaffens. Er schrieb Carmina für Familienfeste, dann später in der Studentenzeit kleine Proverbes für die Braut und ihre Freundinnen und unter anderem ein holpriges Distichon über das emanzipierte Wesen der Schwester, das Amphibion, welchem ernstlich vorgehalten wird, daß fliegen und schwimmen zugleich nicht angehe und daß endlich ein sicheres Geschlecht gewählt werden müsse. Er dichtete gewiß zu allen Zeiten, aber er war stets bemüht, die Zeugen seiner poetischen Produktion zu verheimlichen. „Sollte Tante gern in mein Bureau wollen wegen der Wäsche," schrieb er einmal seiner Ulrike, „so sorge doch auf eine gute Art dafür, daß der obere Theil, worin die Schreibereien, gar nicht geöffnet werde."**) Um jene Zeit, wo sein dichterischer Genius die Schwingen heimlich entfaltete, wurde seine bis dahin erzieherische Korrespondenz mit einemmale pathetisch, rhetorisch, voller Tropen und Gleichnisse, ja er unterrichtete sogar seine Braut in dieser Bildersprache. Seine damaligen Briefe sind verhaltene Gedichte. Mit Schaudern denkt er an die Wünsche seiner Familie, an die Gebote der Welt, denn er ahnt in sich schon eine überwältigende Dichterkraft. Und nun soll er den glühenden Trieb ersticken und auf das lockende Ideal verzichten! . . . „Am Ende," seufzte er, „könnte man sich selbst mit Apollo trösten,

*) Ed. von Bülow, Heinrich von Kleists Leben und Briefe. Berlin, 1848, S. 203.
**) Koberstein S. 38.

der auch verdammt ward, Knechtsdienste auf Erden zu thun. Aber immer noch reizt mich mein früheres höheres Ziel und noch kann ich es nicht (wie viele es können) verächtlich als unerreichbar verwerfen, ohne vor mir selbst zu erröthen. Das Schlimmste bei dieser Ungewißheit ist, daß niemand mir rathen kann, weil ich mich keinem Andern ganz erklären kann." Endlich empört er sich: „So lange die Metallkugel noch kalt ist, so läßt sie sich wohl hineinschieben in das enge Gefäß, aber sie paßt nicht mehr dafür, wenn man sie glühet — fast so wie der Mensch nicht für das Gefäß eines Amtes, wenn ein höheres Feuer ihn erwärmt."*) Nach kurzem Kampfe schlug er zwei Ehrenstellen aus und verzichtete ein für allemal auf den Staatsdienst.

Das märkische Sprichwort: „Jeder Kleist ein Dichter" sollte bei ihm sehr spät zur Wahrheit werden. Seine Geisteskrankheit mit ihren periodischen Eruptionen, der unheilvolle Einfluß der Kantischen Philosophie, sein von Haus aus verschrobener und gehemmter Bildungsgang, seine poesiefeindliche Familie und deren realistische Anforderungen, das alles verzögerte den Durchbruch seines Dichtergenies. Als dieses aber sich endlich Bahn brach, da zertrümmerte es in vulkanischem Ungestüm alle Schranken und zerstörte den schwächlichen Leib und die kranke Seele.

*) Koberstein S. 39.

Zweites Kapitel.

Von Berlin über Paris nach Basel.



Wenn Goethe vor einer Krise seiner Entwickelung stand, so pflegte er gerne „seine Existenz, seine Handlungen, seine Schriften den Menschen aus den Augen zu rücken, um sich gleichsam zwischen sich selbst und zwischen seine eigene Erscheinung zu stellen.“

Auch Heinrich von Kleist empfand dieses Bedürfnis, das freilich bei ihm an Monomanie grenzte. Nur so erklärt sich seine zeitweilige, anscheinend durch nichts motivierte Reiselust, die ihn plötzlich mit der ganzen Heftigkeit seiner Natur ergreift und ihn zu einem hastigen Entschlusse drängt, wogegen sein angeborner Wankelmut, vor dem er sich am meisten selber fürchtet, nicht mehr anzukämpfen vermag. Jeden Wendepunkt in der Geschichte seiner Seele bezeichnet eine Reise. Als der dreiundzwanzigjährige Berliner Fähndrich im gewaltigen Streben nach Ausbildung seines inneren Menschen zum akademischen Studium übertreten und reine Mathematik und Logik als „Herzenssache“ treiben wollte, da stand er plötzlich eines Abends in weitem Reitermantel vor seinem ehemaligen Hauslehrer in Frankfurt an der Oder. Anderthalb Jahre später trat er jene geheimnisvolle Reise nach Würzburg an, für welche er bald einen politischen, bald einen freundschaftlichen Zweck vorschützte; aber der Mensch, um dessen „Glück, Ehre und vielleicht Leben“ es sich handelte, ist in Wahrheit er selbst, dessen Bruch mit der als impotent erkannten Wissenschaft in peripatetischer Weise zum Austrage kommen muß. Die erste Wanderfahrt hat den Offizier zum Studenten, die zweite den Kantianer zum noch unbestimmt tastenden Künstler gemacht; die dritte Reise, die uns hier beschäftigt, sollte ihn dem „traurigen Felde der Wissenschaft“ ganz entziehen und seinen Dichterberuf entscheiden.

Die in den Frühling 1801 fallenden Vorbereitungen zu seinem Ausfluge sind nicht weniger abenteuerlich, als dieser selbst. In den Briefen an seine Schwester und an seine Braut Wilhelmine von Zenge bestrebt er sich mit dem ganzen Aufgebote seiner ergreifenden Dialektik, ein gesund menschenverständliches Motiv und Ziel anzuführen, und da ist es denn merkwürdig, zu beobachten, wie Wahrheit und Dichtung,

Ueberzeugung und Vorwand, Phantasterei und praktisches Streben verworren und unvermittelt nebeneinander stehen.*) Er sucht wieder die alten aufrichtigen Gründe für seine Würzburger Reise hervor: er muß sich Zerstreuung und Bewegung machen, weil ihn das Brüten über die schwangere Zukunft ganz verstimmt, weil er sich unter Fremden wohler befindet, als unter Einheimischen, die ihn für verrückt halten, wenn er es wagt, sein Innerstes zu zeigen. Aber er fühlt wohl, daß er seiner und seiner Braut Familie und den Freunden, die ihn unaufhörlich in eine gesicherte bürgerliche Stellung drängen wollen, einen realeren Zweck angeben muß. Er kommt also auf einen Vorschlag zurück, den er in seltsamer geographischer Begriffsverwirrung schon im letzten Winter seiner Braut gemacht hat: „Wir hielten uns irgendwo in Frankreich auf, etwa in dem südlichen Theile, in der französischen Schweiz, in dem schönsten Erdstriche von Zürich — und zwar aus diesem Grunde, um Unterricht in der deutschen Sprache zu geben. Du weißt, wie überhäuft mit Stunden hier bei uns die Emigranten sind; dies möchte in Frankreich noch mehr der Fall sein, weil es da weniger Deutsche gibt und doch von der Akademie und von allen französischen Gelehrten unaufhörlich die Erlernung der deutschen Sprache anempfohlen wird, weil man einsieht, daß jetzt von keinem Volke der Erde mehr zu lernen ist, als von den Deutschen." Diesen Plan regt er nun zu verschiedenen Malen an, nachdem zu Weihnachten 1800 bereits eine mündliche Verständigung erfolgt sein mag. „Ich könnte nach Paris gehen und die neueste Philosophie in dieses neugierige Land verpflanzen . . . und mir da recht die französische Sprache aneignen, welches zu der entworfenen Verpflanzung der neuesten Philosophie in dieses Land, wo man von ihr gar nichts weiß, nothwendig ist." Die halbverstandene Kantische Philosophie, die er als Ruhestörerin aufgeben wollte! . . . Hinter all diesen Phantastereien hütet er aber mit gewohnter Sorgfalt das Geheimnis seines dichterischen Sinnens, wofür ja, wie er meint, die „vernünftigen Leute" seiner Familie doch kein Verständnis haben würden. Berührt er einmal sein poetisches Streben, dann verschleiert er es hinter unbestimmten und allgemeinen schriftstellerischen Velleitäten. „Ich bilde mir ein, daß ich Fähigkeiten habe, seltene Fähigkeiten, meine ich. Ich glaube es, weil mir keine Wissenschaft zu schwer wird, weil ich rasch darin vorrücke, weil ich manches schon aus eigener Erfindung hinzugethan habe — und am Ende glaube ich es darum, weil alle Leute es mir sagen. Also kurz, ich glaube es! Da stünde mir nun für die Zukunft das ganze schriftstellerische Fach offen. Darin fühle ich, daß ich sehr gern arbeiten würde."**) Noch einmal entschlüpft ihm das Geheimnis halb, wenn er den Wunsch ausspricht, seine Geliebte in das Gewölbe zu führen, wo er das Kind (seiner Muse), „wie eine vestalische Priesterin das ihrige, heimlich aufbewahrt bei dem Schein der Lampe". Das wäre schon deutlicher, aber er scheut sich, ganz auszusprechen, was

*) In dem trefflichen Buche: Heinrich von Kleist, von Adolf Wilbrandt, Nördlingen 1863, S. 106—122, sind diese Präliminarien ausführlich entwickelt.

**) Bülow, S. 127.

ihm die Brust zersprengt: „ein geschriebenes Wort ist ewig", und er hat sein lebenlang keines zurückgenommen.

Aber die allezeit reiselustige Schwester Ulrike, welche zu Hause Dörfer und Städte auf der Landkarte aufzusuchen pflegte, um wenigstens in Gedanken in der Welt herumzufahren, sie wurde von seiner Wanderlust mitergriffen. Plötzlich erschien sie in Berlin und mahnte ihn an sein einstiges Versprechen, nicht ohne sie über die Grenzen des Vaterlandes zu reisen. Wider Willen mußte er es jetzt einlösen. Dadurch bekam die Reise ein andres Gesicht. Er klagte dies seiner Braut. „Du kennst die erste Veranlassung zu meiner bevorstehenden Reise. Es war im Grunde nichts als ein innerlicher Ekel an allen wissenschaftlichen Arbeiten. Ich wollte nur nicht müßig die Hände in den Schoß legen und brüten, sondern mir lieber unter der Bewegung einer Fußreise ein neues Ziel suchen, da ich das alte verloren hatte; die ganze Idee der Reise war eigentlich nichts als ein großer Spaziergang." Seine stille Hoffnung, daß Ulrike wegen der großen Schnelligkeit des Entschlusses oder den außerordentlichen Kosten abgeschreckt würde, erfüllte sich nicht. Um nun mit der unverheirateten Schwester und einem Bedienten zu wandern, bedurfte er eines Passes aus dem Ministerium, und dieser war bloß gegen Angabe eines triftigen Reisegrundes erhältlich. Um wenigstens nicht ganz unwahr zu sein, wählte er den weiten Begriff: „studienhalber", aber dies hatte hinwieder zur Folge, daß er Aufträge und Empfehlungen an Pariser Gelehrte und, nach Tiecks unverbürgter und sehr fragwürdiger Angabe, von der Regierung sogar ein kleines Reisestipendium bekam.*) So führten ihn die Umstände wieder in jene ihm gründlich verhaßten gelehrten Kreise zurück, denen er geradezu zu entfliehen hoffte. Aber an ein Zurücktreten war nicht mehr zu denken, und Mitte April 1801 verließen die Geschwister Berlin. Sie fuhren zwei Monate lang in Deutschland herum und besuchten Dresden, Leipzig, Göttingen und den Rhein — „eine Gegend, wie ein Dichtertraum" —, aber der Schwester Wanderlust verminderte sich nicht, obwohl Kleist wahrscheinlich darauf gerechnet hatte. Am 10. Juni 1801 langten sie in Paris an.

„Das warme, weiche Herz, das unaufhörlich sehnt, immer wünscht und hofft und niemals genießen kann, das etwas ahndet, was es nirgends findet, das von jedem Eindrucke bewegt wird, jedem Gefühle sich hingibt, mit seiner Liebe alle Wesen umfaßt" — Kleist paßte nicht in das bonapartische Paris. Mit einem Spott auf den Lippen betritt er die menschendurchwogte Stadt. Alles erscheint ihm blaß, matt, fad. Er hat keinen Sinn für den großen weltgeschichtlichen Prozeß, aber er erfaßt mit scharfem Blicke das Wesen der Pariser und schildert es in seinen Briefen an Wilhelmine und Henriette recht launig. Bald nach seiner Ankunft erlebt er die Nationalfeier des Bastillensturmes (14. Juli) und spottet, daß man Freiheit und Frieden mit so unwürdigen Spektakeln wie Seiltänzerei, Feuerwerk, Luftballons feire, wobei sich niemand wundere, daß jedes Fest im Durchschnitt zehn Menschen das Leben koste. Verrat, Mord und Diebstahl seien hier

*) Bülow S. 20.

ganz unbedeutende Dinge. Zwei Antipoden könnten einander nicht fremder und unbekannter sein, als zwei Nachbarn in Paris, und er fragt sich erstaunt, wohin das Schicksal dieses Volk mit seiner höchsten Sittenlosigkeit bei der höchsten Wissenschaft noch führen wird, denn es sei trotz Rousseau, Helvetius, Voltaire reifer zum Untergange als irgend eine andere europäische Nation. „Geschwind laufe ich nach dem Louvre und erwärme mich an dem Marmor, an dem Apoll von Belvedere, an der mediceischen Venus, oder trete unter die italienischen Tableaus, wo Menschen auf Leinwand gemalt sind."

So wird ihm die Wirklichkeit und ihr Bild verdüstert und gefälscht durch seine subjektive Stimmung, seinen Groll mit der Wissenschaft, seine Furcht vor einem unnennbaren Ziele, seine Sehnsucht nach der Dichterpalme. Er ahnt nicht, daß die Ideen um ihn her, ja daß sogar diese „Affen der Vernunft" in kürzester Zeit das morsche Europa erobern werden, und vereinsamt immer mehr in der gewaltigen Stadt. Auch seine Bekannten, an die er empfohlen war, stießen ihn eher ab, denn sie gehörten ja alle zu der verachteten Wissenschaft. Alexander von Humboldt verreiste bald nach seiner Ankunft, der preußische Gesandte Marquis von Lucchesini trat ihm nicht näher, und bei Madame Le Français, der Tochter des großen Astronomen Lalande, fand er Gelehrte, die ihm von Alkalien und Säuren sprachen, indessen ihm „ein allmächtiges Bedürfnis die Lippen trocknete".

Auch das Zusammenleben mit Ulrike wurde unerquicklich. Wir dürfen annehmen, daß sie sofort ihres Bruders dichterisches Brüten durchschaute, denn gewiß litt er schon damals an jener vom alten Wieland ein Jahr später beobachteten „seltsamen Art der Zerstreuung, wobei, wenn man mit ihm sprach, ein einziges Wort eine ganze Reihe von Ideen in seinem Gehirn wie ein Glockenspiel anzuziehen schien, worauf er von dem, was man ihm sagte, nichts weiter vernahm und also auch jede Antwort schuldig blieb", oder an jener andern „zuweilen an Verrücktheit grenzenden Eigenheit, daß er sehr häufig etwas zwischen den Zähnen murmelte und dabei die Miene eines Menschen hatte, der sich allein glaubt oder der mit seinen Gedanken an einem andern Orte und mit ganz andern Gegenständen beschäftigt ist."*) So mag Kleist am Ende auch der Schwester gestanden haben, daß er in derartigen Augenblicken mit einem Drama beschäftigt sei. Fehlte aber diese verräterische Zerstreutheit, so fand Ulrike gewiß zahlreiche Anlässe, um ihren Bruder bei nächtlicher Lampe zu überraschen, denn daß sie vollständig unterrichtet war, geht ebenso klar aus spätern Briefen hervor,**) als der Umstand, daß Kleist damals in Paris dichterisch produzierte. Beides ist aber der Grund, warum er jetzt, nachdem er schon in einem durch Alexander von Humboldt bestellten Briefe den Entschluß geäußert, wenigstens

---

*) Wieland (an einen Pfarrer in der Nähe von Wiesbaden?) vom 10. April 1804, bei Bülow S. 32.

**) „Du kannst es errathen, ich mag darüber nichts sagen," schreibt er ihr später, Koberstein S. 70, und am 18. März 1802: „Erlaß mir das Vertrauen über diesen Gegenstand, Du weißt, warum." Koberstein S. 73.

ein Jahr in Paris zu bleiben, um das Studium der Naturwissenschaft auf dieser Schule der Welt fortzusetzen,*) sich plötzlich aus dem störenden Gewühle der „unnatürlichen Stadt“ hinweg, aber keineswegs, wie Ulrike hoffte, nach Hause zurück sehnte, wo er nicht „als eine Art verunglückten Genies“ gelten mochte. „Nur in der Welt ist es schmerzhaft, wenig zu sein, außer ihr nicht.“ Dieser Gedanke, der in gleicher Fassung später wiederkehrt, motiviert seine Sehnsucht nach der Natur, der Einsamkeit, der Freiheit.

Offen und ehrlich gesteht er in zwei rasch aufeinander folgenden Briefen an seine Braut, was er fühlt und zu thun gedenkt. Zuerst hat er ein neues Ideal gefunden. In Paris sah er ein, daß die Wissenschaften zwar vor den Greueln des Aberglaubens schützen, aber dafür in das Labyrinth des Luxus führen und jedes Glück ausschließen. Leben, genießen, sterben, das scheint ihm der Weisheit letzter Schluß. „Leben, so lange die Brust sich hebt, genießen was rundum blüht, hin und wieder etwas Gutes thun, weil das auch ein Genuß ist, arbeiten, damit man genießen und wirken könne, Andern das Leben geben, damit sie es wieder so machen und die Gattung erhalten werde, — und dann sterben. Freiheit, ein eigenes Haus und ein Weib, meine drei Wünsche, die ich mir beim Auf- und Untergange der Sonne wiederhole, wie ein Mönch seine drei Gelübde! O um diesen Preis will ich allen Ehrgeiz fahren lassen, und alle Pracht der Reichen und allen Ruhm der Gelehrten.“ Er fühlt wohl, daß seiner praktischen Braut dies Ziel noch nicht konkret genug scheinen mag; daher motiviert er seinen künftigen Lebensplan mit seinem Wesen, das nicht nach dem Maßstabe der Welt beurteilt werden dürfe.

„Eine Reihe von Jahren, in welchen ich über die Welt im Großen frei denken konnte, hat mich dem, was die Menschen Welt nennen, sehr unähnlich gemacht. Manches was die Menschen ehrwürdig nennen, ist es mir nicht, vieles, was ihnen verächtlich scheint, ist es mir nicht. Ich trage eine innere Vorschrift in meiner Brust, gegen welche alle äußere, und wenn sie ein König unterschrieben hätte, nichtswürdig sind. Daher fühle ich mich ganz unfähig, mich in irgend ein konventionelles Verhältnis zu passen . . . Dazu kommt, daß mir auch, vielleicht durch meine eigne Schuld, die Möglichkeit, eine neue Laufbahn in meinem Vaterlande zu betreten, benommen ist. Wenigstens würde ich kaum ohne Erniedrigung, nachdem ich zweimal Ehrenstellen ausgeschlagen habe, wieder selbst darum anhalten können . . . Die Wissenschaften habe ich ganz aufgegeben . . . Unter diesen Umständen in mein Vaterland zurückzukehren, kann unmöglich rathsam sein. Ja, wenn ich mich über alle Urtheile hinwegsetzen könnte, wenn mir ein grünes Häuschen bescheert wäre, das mich und Dich empfinge . . . Ohne ein Amt in meinem Vaterlande zu leben, könnte ich jetzt schon wegen meiner Vermögensumstände fast nicht mehr . . . Nahrungssorgen für mich allein sind es nicht eigentlich, die mich ängstigen, denn, wenn ich mich an das Bücherschreiben machen wollte, könnte ich mehr als ich bedarf ver-

*) Bülow S. 188.

dienen. Aber Bücherschreiben für Geld? — nichts davon ... Ich verachte diesen Erwerbszweig aus vielen Gründen, und das ist genug ... Da schwebt mir unaufhörlich ein Gedanke vor meiner Seele; aber wie werde ich ihn aussprechen, damit er Dir heiliger Ernst und nicht kindisch träumerisch erscheine? Ein Ausweg bleibt mir übrig, zu dem mich zugleich Neigung und Nothwendigkeit führen. Weißt du, was die alten Männer thun, wenn sie fünfzig Jahre lang um Reichthümer und Ehrenstellen gebuhlt haben? Sie lassen sich auf einen Heerd nieder und bebauen ein Feld, und dann erst nennen sie sich weise! Sage mir, könnte man nicht klüger sein, und früher dahin gehen, wohin man am Ende doch soll? ... Welch ein unsägliches Glück mag in dem Bewußtsein liegen, seine Bestimmung ganz nach dem Willen der Natur zu erfüllen! Ruhe vor den Leidenschaften! Der unselige Ehrgeiz ist ein Gift für alle Freuden! ... Ich habe noch etwas Vermögen, doch wird es hinreichen, mir etwa in der Schweiz einen Bauernhof zu kaufen, der mich ernähren kann, wenn ich selbst arbeite ... Mein Plan ist, den Winter noch in dieser traurigen Stadt zuzubringen, auf das Frühjahr nach der Schweiz zu reisen, mir ein Oertchen auszusuchen, wo es Dir und mir und unsern Kindern einst wohl gefallen soll ... Ich sehne mich unaussprechlich nach Ruhe. Für die Zukunft leben zu wollen, ist ein Knabentraum, und nur wer für den Augenblick lebt, lebt für die Zukunft. Ja, wer erfüllt eigentlich getreuer seine Bestimmung, nach dem Willen der Natur zu leben, als der Hausvater, der Landmann? ... Ich will im eigentlichen Verstande ein Bauer werden, mit einem etwas wohlklingenderen Worte ein Landmann.“ Und wider seine Absicht malt er in verführerischen Farben das Glück des Landlebens, das einzig das Herz fähig machen könne, Liebe zu geben und zu empfangen. Immerhin ist er so ehrlich, zu gestehen, daß er deshalb mit Ulrike schwere Kämpfe zu bestehen hat. „Sie hält die Ausführung meines Planes nicht für möglich und glaubt nicht einmal, daß er mich glücklich machen werde ... Aber das ist gerade das Uebel, daß jeder seinen Weg für den rechten hält.“ *)

Wilhelmine fragte gegen Kleists Bitte ihre Eltern um Rat. Diese teilten Ulrikes Ansicht. Die Braut meldete es ihm so schonend als möglich. Kleist, der zuvor die Ausführung nur von ihrem Ja abhängig gemacht, hatte sich schon allzusehr mit seiner Idee befreundet. Er opferte seine Liebe seinem Dichter-Ideal. Fünf Monate lang schwieg er gegen das Mädchen. Das Verhältnis war gelöst.

Rücksichtslos steuerte er geradeaus auf sein Ziel. Zuerst befreite er sich von der letzten Fessel. Da Ulrike alle Wanderlust verloren, so war es ihm leicht. Wohl versichert Kleist zu wiederholtenmalen, daß er nur einzig von ihr, „der schwesterlichsten der Seelen“, ganz verstanden worden sei, aber man ist versucht, den Hegel'schen Witz vom Mißverstehen anzuwenden. Die Geschwister glichen sich in ihren exzentrischen Launen zu sehr, um auf die Dauer mit einander harmonieren zu können. Beide waren auch von autoritärem Willen und überspanntem Geiste; obendrein stach

*) Bülow S. 225—235.

Ulrikes lustiges, keckes, originelles, zu allem Abenteuerlichen aufgewecktes Wesen — sie ging in Paris meist in Männerkleidern umher — gegen des Bruders augenblickliches Bedürfnis ab. Bei alledem hatte sie in den Fragen der praktischen Lebensführung ein echt weibliches Taktgefühl, das freilich nicht selten recht philiströs urteilen konnte. Kleist traf durchaus das Richtige, als er einmal an ihr tadelte: sie sei entweder viel zu frei oder lange nicht genug. So gab sie ihm einmal wider seine Traurigkeit den Rat, nicht mehr so viel Bier zu trinken. „Ich kann Ulrike Alles mittheilen, nur nicht was mir das Theuerste ist . . . Ich ehre sie unbeschreiblich, sie trägt in ihrer Seele alles was achtungswürdig und bewundernswerth ist; vieles mag sie besitzen, vieles geben können, aber es läßt sich, wie Göthe sagt, nicht an ihrem Busen ruhen." *)

Jedenfalls kam es zwischen den Geschwistern in Paris zu heftigen Szenen, denn Heinrich wird in seinen spätern Briefen an Ulrike nicht müde, sie um Verzeihung für sämtliche ihr damals zugefügte Beleidigungen zu bitten. In der Folge hat sie es bei aller opferwilligen Liebe immer abgelehnt, je wieder unter einem Dache mit ihm zu wohnen.

Die Geschwister kamen also leicht überein, Frankreich zu verlassen. „So gerne Ulrike die Schweiz sehen möchte, so ist es doch im Winter nicht rathsam," schreibt Kleist, und ihr Verzicht mag ihm ganz gelegen gekommen sein. Sie verließen Paris im November. In Frankfurt am Main trennten sie sich. Die Schwester fuhr allein und sogar ohne den Bedienten Johann, der ihnen in Paris durchgegangen war, in die Vaterstadt zurück. Heinrich schloß sich hier dem Bräutigam seiner Dresdener Freundin Henriette von Schlieben an, dem Maler und Kupferstecher Lohse, der im Begriffe stand, eine Studienreise nach Italien zu unternehmen. Er schildert den Reisegefährten als einen guten, recht lieben Menschen mit etwas rauher Rede, aber sanfter That. Auf der ganzen Reise gedachte er der Schwester wehmütig und nicht ohne Besorgnis für ihre einsame Fahrt und rechnete aus, wo sie just wohl sein mochte. Er ging immer zu Fuß: am ersten Tage bis Darmstadt, am andern Morgen über die Bergstraße nach Heidelberg und Durlach, wo er vor einem halben Jahre auf der Hinreise mit der Schwester geweilt. In Karlsruhe bewunderte der ehemalige Mathematiker die Stadt, „die wie ein Stern gebaut ist . . . klar und licht wie eine Regel . . . als ob ein geordneter Verstand uns anspräche". In Straßburg, wo er auf der Hinreise nach Paris eine Frau fand, „die fast ein so weiches, fühlendes Herz hatte, wie Henriette", wurde niemand besucht, denn der schlechte Weg und die kurzen Wintertage hatten die beiden Wanderer außerordentlich verspätet und es drängte sie zum Ziele. Durch das französische Elsaß gelangten sie nach einem Wechsel von trüben und heitern Tagen — „wie auf der Lebensreise" — am 14. oder 15. Dezember nach Basel.

„Es war eine finstere Nacht," schreibt Kleist von dort an Ulrike, „als ich in das neue Vaterland trat. Ein stiller Landregen fiel überall nieder. Ich suchte

*) Bülow S. 173, 183.

Sterne in den Wolken und dachte mancherlei. Denn Nahes und Fernes, Alles war so dunkel. Mir war's wie ein Eintritt in ein anderes Leben ... Diese Stadt ist sehr still, man könnte fast sagen öde. Der Schnee liegt überall auf den Bergen, und die Natur sieht hier aus wie eine achtzigjährige Frau. Doch sieht man ihr an, daß sie in ihrer Jugend wohl schön gewesen sein mag. Zuweilen stehe ich auf der Rheinbrücke, und es ist erfreulich, zu sehen, wie dieser Strom schon an seinem Beginnen so mächtig anfängt. Aber man sagt, er verliert sich im Sande."

Kleist mochte ahnen, daß der Rhein seinem Leben vergleichbar war.

Drittes Kapitel.

Heinrich Zschokke.

Kleist schreibt in seinem Baseler Brief an die Schwester Ulrike ferner: „Heinrich Zschokke ist nicht mehr hier. Er hat seinen Abschied genommen und ist jetzt in Bern. Er hat einen guten Ruf und viele Liebe zurückgelassen. Man sagt, er sei mit der jetzigen Regierung nicht recht zufrieden.“ Da er hier dieses Landsmannes ohne weiteren Kommentars*) gedenkt und in einem späteren Briefe von einem „Wiedersehen“ spricht,**) das kaum anders gedeutet werden kann, so darf man mit Bestimmtheit annehmen, daß er einen alten Bekannten in diesem Manne fand, der von wohlthätigstem Einfluß auf ihn sein sollte. Zschokke hätte ohne Kleists Schrullen dessen Geschick vielleicht freundlicher gestalten können.

Der nachmals fruchtbare Novellist und Verfasser der „Stunden der Andacht“ war der Sohn eines im siebenjährigen Kriege reich gewordenen Magdeburger Militär-Tuchlieferanten. Er war am 22. März 1771 geboren und also sechs Jahre älter als Kleist. Nachdem er mit siebzehn Jahren Hauslehrer in Schwerin und dann Theaterdichter bei einer im alten Obotritenland umherziehenden Schauspielerbande gewesen war, kam er im Jahre 1790 nach Frankfurt an der Oder, um dort Theologie, Philosophie und Humaniora zu studieren. Es hätte wenig gefehlt, daß der junge Kandidat Pastor der dortigen St. Katharinenkirche geworden wäre, aber seine Jugend war den „Kirchenvätern“ anstößig, „man weiß nicht, ob in Hinsicht der Seelsorge oder der Versorgung ihrer mannbaren Töchter“.***) Mit großer Beredsamkeit begabt, die er als Schauspieler gepflegt und vervollkommnet hatte, war

---

*) Wie ein Brief des Oberkonsistorialrats Steinbart (Zschokke, Eine Selbstschau. Aarau 1842, I, S. 180) beweist, brachten die deutschen Blätter, zumal die Posteltsche Allgemeine Zeitung, öfters Nachrichten über die diplomatischen Thaten Zschokkes in der Schweiz.

**) Vgl. Anhang: XII, Kleist an Zschokke.

***) Selbstschau I, S. 55.

Zschokke jedenfalls ein vortrefflicher Kanzelredner; wie es dabei in seinem Innern ausgesehen, hat er vierzig Jahre später geschildert. „Mag es immerhin befremden, wie ich, bei meinem Zweifeln und Unglauben, ohne Erröthen einen christlichen Lehrstuhl betreten, mit wahrhafter Inbrunst beten, mit voller Ueberzeugung von göttlichen Dingen sprechen konnte. Ich war kein Heuchler. Man beugt sich ja zu dem Kinde nieder, welches man emporheben will. Auch Christus sprach vielen Vorurtheilen und Ansichten der Israeliten gemäß; auch Paulus trachtete, um Viele zu gewinnen, Allen allerlei zu werden; auch wohl Tausende von Geistlichen sind noch heut genöthigt, also zu reden, Männer, denen einen Vorwurf des Heuchelns zu machen ich mich scheuen würde. Eben der Skeptizismus, der mein Innerstes zerrissen hatte, erhöhte vielmehr den Durst nach jener Gefühlsseligkeit, welche den Pietismus zu begleiten pflegt, und von dem ich noch immer gerne den Anflug behielt. Wandelte mich doch sogar in derselben Zeit das Gelüst an, Herrnhuter zu werden." Zum Glück zog er die bisherige Geistesfreiheit jedem Klosterzwange vor und habilitierte sich als Privatdozent. Drei Jahre las er über Welt- und Kirchengeschichte, Naturrecht, Exegese des neuen Testamentes, Aesthetik und Moralphilosophie, ohne dabei den Gemütsfrieden seiner Hörer durch eigne Zweifel zu erschüttern. Als aber auch sein Versuch, eine außerordentliche Professur zu erhalten, infolge seiner Weigerung, dem Staatsminister von Wöllner, damaligem Haupte des preußischen Schul- und Kirchenwesens, in ersterbender Demut zu nahen, wegen angeblich mangelnder Altersreife gescheitert war, da bezog er den Großteil seines väterlichen Erbes und sagte dem Katheder Ade. Er beschloß, das heilige römische Reich, das Land seiner kindlichen Vorliebe, die Schweiz, das gährende Frankreich mit dem politischen Vulkan Paris, und wo möglich Italien und „das alte Grab der Gräber Roma" zu durchwandern.

So schied er denn im Mai 1795 mit dem Berliner Postwagen von dem liebgewordenen Frankfurt, wo er manchen guten Freund zurückließ. Just in demselben Jahre war Heinrich von Kleist aus Berlin, wohin er 1787 als elfjährige Waise gezogen war, nach Potsdam übergesiedelt. Wahrscheinlich kannte Zschokke zum mindesten Ulrike, die bisher immer in der Vaterstadt geblieben, und hatte wohl auch mit ihrem Bruder, wenn dieser auf Besuch heimkam, Freundschaft geschlossen. War dies nicht der Fall, so liegt die Annahme nahe, daß er mit Empfehlungen der Kleistischen Familie den damals noch lebensfrischen Junker aufgesucht habe. Vielleicht erfuhr Zschokke jetzt von des Freundes Sehnsucht nach der Wissenschaft und erweckte in ihm diejenige nach dem „stolzen ungezügelten Paris" und dem schweizerischen „Horte der Freiheit". Kleists rätselhafte Vorliebe für diese beiden Wanderziele würde auf solche Weise trefflich motiviert.

Nachdem Zschokke die deutschen Gauen im Zickzack bereist, betrat er am 3. September 1795 bei Schaffhausen das Gebiet der Republik, küßte ihre Erde wie Vaterlandsboden und flüsterte weinend geheime Wünsche zum Himmel empor. Die grausame Enttäuschung folgte gleich hinterher. An der geträumten Stätte der Frei-

heit fand er eine starre Oligarchie mit blinder Priesterherrschaft: in den Hauptorten ein aufgeklärtes, aber tyrannisches Patriziertum, auf dem Lande eine in erblicher Dienstbarkeit und trauriger Geistesknechtschaft leidende Bevölkerung, deren Zustand an Leibeigenschaft grenzte, und im ganzen Staate einen verworrenen Föderalismus, der dem Volke die politische und bürgerliche Freiheit kümmerlicher zumaß, als ein deutscher Fürst seinen Unterthanen. Nie war ein schöneres Ideal grausamer zerstört worden.

„In Preußen möchte ich kaum Kronprinz heißen," sagte ein Berner Patrizier, „entweder König dort oder hier Bürger unserer Stadt." Zschokke gab zur Antwort: „Und ich möchte hier weder Patrizier noch Unterthan, weder Zerstörer noch Entbehrer des Menschenrechtes sein." Der Abgefertigte murmelte höhnisch etwas von vieille friperie des droits de l'homme, und Zschokke erfuhr schon wenige Monate später, daß es in der That am Geburtsorte der politischen Reformation um nichts besser aussehe, als in der sogenannten Wiege der Unabhängigkeit.

In Paris erging es 1797 dem demokratischen Ideologen nicht anders, als ein paar Jahre später Heinrich von Kleist, Grimm, Ludwig Robert und Rahel, Arnim, Savigny, den beiden Humboldt und Schlegel, die sämtlich bitter enttäuscht aus dem Lande der Revolution zurückkehrten. Zschokke, der schon in Frankfurt der Meinung gewesen, daß sich in sämtlichen Greueln des Pariser Freiheitskampfes nur die verzweiflungsvolle Notwehr eines dem tausendjährigen Bagno entsprungenen Sklavenvolkes manifestierte, schrieb bald nach seiner Ankunft aus Paris: „In den Schweizer Aristokratieen hatt' ich nur morsches Formenwerk gesehen, worin sich Eigennutz von Rathsherrn und Bauern, Geistlichen und Laien nebeneinander eingenistet hielten; in Frankreich nur ein bloßes Zerrbild des Freistaates mit Despotismus von oben und Anarchie von unten." Obwohl ihm das leichte soziale Leben der Weltstadt besser gefiel, als Kleist, so hielt er es ebensowenig dort aus.*) Er kehrte also nach der ihm trotz alledem teuer gewordenen Schweiz zurück, ohne zu ahnen, daß deren Wohl und Wehe bald auch desselbigen Weges ziehen werde.

Schon hatte er sich den Besitz und die Leitung des Graubündnerischen Seminars von Reichenau gesichert, wo ein paar Jahre zuvor der geächtete Herzog von Chartres und nachmalige König Louis Philipp als Monsieur Chabos Schulmeister gewesen war, und seine ruhige und segensreiche Thätigkeit begonnen, als sich das französische Direktorium in die Zwistigkeiten des Berner Patriziats mit dem waadtländischen Unterthanenlande einmischte. Der Widerstand der Kantone brach nach kurzem, da

---

*) „Rom geht durch Bonaparte unter und in Paris zum neuen Leben wieder auf. — Die Pariser und Pariserinnen gefielen ebensowenig mir, als den andern jetzt in Paris lebenden Deutschen." Aus Zschokkes Briefen an den Kupferstecher Bolt in Dorow, Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Litteratur, II, Berlin 1838, S. 62. Er hat auch in Wielands Neuem teutschen Merkur, Jahrgang 1796 (Heft VI, 142, X, 176, XI, 280, und XII, 383) vier interessante „Briefe eines Norddeutschen aus Paris" beigesteuert. Im nämlichen Jahre gab er anonym heraus: Die Wallfahrt nach Paris, 2 Bde. Zürich, Orell, Geßner, Füßli u. Komp. 1796.

und dort heldenhaftem Kampfe an der hereinbrechenden Flut von Frankreichs kriegsgewandten Scharen, die unter der Parole: „Krieg den Tyrannen und Friede den Hütten," überall Jammer und Elend verbreiteten. Gleichzeitig, um den Untergang der fünfhundertjährigen Republik noch zu beschleunigen, brach der alte kantonale Parteihaß hervor. Zschokke, der bereits das bündnerische Bürgerrecht geschenkt bekommen, entging nur mit Not den mordlustigen Untervatzer Bauern, und die ans Ruder gelangte Patrizier-Regierung von Chur, die sich unter Oesterreichs Schutz begeben, setzte einen Preis von hundert Dukaten auf seinen Kopf. Der Geächtete entfloh mit seinen Parteigenossen in die Schweiz, wozu der selbständige Freistaat der drei Bünde im hohen Rhätien noch nicht gezählt wurde, und begab sich als ihr Abgeordneter nach Aarau, wo unter französischem Protektorate die einzige unteilbare repräsentative Helvetische Republik mit Zentralregierung (Direktorium) und achtzehn Kantonen um den Preis von Genf und Basel und eines Schutzbündnisses mit Frankreich proklamiert worden war.

Zschokke erregte sogleich durch die Macht seiner Beredsamkeit und sein findiges Wesen das größte Aufsehen, und als der Sitz des Vollziehungs-Direktoriums nach Luzern verlegt wurde, da erhielt er den Auftrag, ein halboffiziöses Volksblatt ins Leben zu rufen. Der Krieg zwischen Oesterreich, Rußland und Frankreich, dessen hauptsächlichster Schauplatz die Schweiz war, unterbrach diese litterarische Thätigkeit. Der Landesfremde wurde unerhörterweise zum Regierungskommissär mit außerordentlichen Vollmachten ernannt und zuerst in die Waldstädte und dann nach Schwyz und Tessin geschickt, um der Anarchie der Bewohner entgegenzutreten und dem Gesetze die gehörige Achtung zu verschaffen. Seiner weltklugen Thatkraft gelang es mit größtenteils friedlichen Mitteln, den Parteigeist zu mäßigen, Massenas Geldgier zu bekämpfen und die Wut der zügellosen „Befreier" zu dämpfen. Die trikolore Schärpe um die Hüften, gab er da und dort sogar Beweise von militärischer Begabung und begleitete Monceys Armeekorps über den St. Gotthard in die Lombardei, wo die Vereinigung mit Bonaparte stattfand, der sich zur Wiedereroberung der Lombardei rüstete. Nach Bern zurückgekehrt, unterhandelte er mit dem französischen Gesandten Karl Friedrich Reinhard, dessen Briefwechsel mit Goethe späterhin Aufsehen erregte, und wurde sofort als helvetischer Regierungsstatthalter nach Basel geschickt, wo eben eine Art Bauernkrieg ausgebrochen war. Auch dieser Aufgabe entledigte sich Zschokke mit bewundernswertem Geschick, indem er die Landbevölkerung mit guten Worten zu entwaffnen wußte. Als er im Februar 1801 von den Stadtwällen Basels den „ewigen" Frieden von Lüneville mit Freudenschüssen verkünden ließ, da sah er voraus, daß es das Signal zu neuen Umwälzungen sein würde. In der That begann jetzt eine unabsehbare Reihe von Kämpfen für und wider die alte Eidgenossenschaft und den helvetischen Einheitsstaat. Im Herbst hatte es den Anschein, als sollte die gebrechliche Kantonalsouveränität und das Patrizierregiment den bleibenden Sieg davontragen. Obwohl mit dem dermaligen Staatsoberhaupte Landammann Aloys Reding eng befreundet und für

Wahrung der Ruhe und Ordnung wirksam, hatte er doch zu abweichende Ansichten über die Reform des öffentlichen Wesens mit demjenigen, was sich als Ziel der Regierung verkündete, als daß ihm die Beibehaltung der Regierungsstatthalterei in Basel hätte als wünschenswert oder auch nur als möglich erscheinen sollen. Daher gab er seine Entlassung und erhielt sie nach langem Zögern und in den schmeichelhaftesten Ausdrücken. Die vollziehende Gewalt bezeugte ihm ihre Zufriedenheit über die ausgezeichnete Weise, womit er die Obliegenheiten seines Amtes erfüllt habe, und versicherte ihn, daß es ihr stets zum besonderen Vergnügen gereichen würde, ihm Beweise ihrer Achtung und ihres Zutrauens geben zu können.*)

Zschokke zog nach Bern, um sich den Winter über in der Nähe seiner Freunde nur den stillen Freuden des Privatlebens zu widmen. Am 24. November gaben die Baseler Chasseurs ihrem allgeliebten Oberhaupte das Ehrengeleite bis an die Grenze des Stadtbanns.

Drei Wochen später kam Kleist, der ohne Zweifel aus heimischen Zeitungen von dessen Statthalterschaft vernommen, nach Basel. Statt des Freundes fand er ein Land voll Bürgerkrieg und Haß. Auch *sein* Ideal stand vernichtet da, und erschütternd tönt seine Klage:

„Ach, Ulrike, ein unglückseliger Geist geht durch die Schweiz. Es feinden sich die Bürger untereinander an. O Gott, wenn ich doch nicht fände, auch hier nicht fände, was ich suche, und doch nothwendiger bedarf als das Leben!“

---

*) Anton von Tillier, Geschichte der helvetischen Republik von 1798—1803, II, S. 385. Für die alberne Verleumdung des „Litteraturblattes“, wonach Zschokke von Napoleon I. bestochen worden sei, wurde Wolfgang Menzel mit Gefängniß auf Hohenasperg bestraft. Auch alle andern Verdächtigungen und Injurien prallten an Zschokkes reinem Charakter ab.

Viertes Kapitel.

Heinrich Geßner und Ludwig Wieland.

Wenige Tage nach seiner Ankunft in Basel reiste Kleist mit seinem Gefährten Lohse gen Bern, wo er von Zschokke mit herzlicher Freude empfangen wurde. An neuen Anknüpfungspunkten zu inniger Freundschaft fehlte es nicht. Da war vor allem Kleists Heimat, die Zschokke als Lernender und Lehrer liebgewonnen hatte. Man sprach von gemeinsamen Freunden und Gönnern, z. B. vom alten Astronomen Huth, vor dessen Katheder beide gesessen, und von tausend andren freundlichen und traurigen Erinnerungen. Auch verwandte Geistesrichtung mußte ihre Herzen zusammenführen. Beide waren Autodidakten und hatten sich von der Schulphilosophie erst nach schweren Kämpfen abgewendet. Ebenso waren sie musikalisch begabt und komponierten sogar gelegentlich. Zschokke besaß eine angenehme Stimme und akkompagnierte sich selbst auf dem Klavier, während Kleist früher als des Königs Offizier dilettantisch die Klarinette und als Verliebter die Guitarre zu spielen pflegte und überhaupt von Jugend auf alles Allgemeine, was er über die Poesie dachte, auf die Musik als die „algebraische Formel aller übrigen Künste" bezog. Beide hatten sie überdies schweres brandenburgisches Blut in den Adern, waren in strammer preußischer Zucht aufgewachsen und besaßen daneben doch wieder eine immerfort lebendige Einbildungskraft. Der stärkste Magnet aber war die Poesie und besonders das Theater. Was der geniale Kleist mit ganzer Seele erstrebte, die Bühnenwelt mit seinen Gestalten zu bevölkern, das hatte der talentvolle Zschokke schon in jungen Jahren erreicht. Seine dramatischen Jugendsünden, die Trauer- und Schauerstücke: „Monaldeschi", „Die Zauberin Sidonia", „Der Mann mit der eisernen Maske" und der allzusehr an „Kabale und Liebe" gemahnende „Julius von Sassen" erfreuten sich ja einer außerordentlichen Popularität. Und erst „Abällino", der herrliche, göttliche Bandit, oder vielmehr Justitiarius der heiligen Vehme! Als Frankfurter Student hatte ihn Zschokke aus einem italienischen Räuberromane à la Vulpius und Spieß geschnitten, und dreißig Jahre und länger machte der interessante Bösewicht

alle deutschen Schaubuden und Theater unsicher. Der hinterrücks berühmt gewordene Verfasser suchte ganz vergeblich durch eine neue Bearbeitung dem guten Geschmack eine Sünde abzubitten und den Originalhelden zu verdrängen, und so lernte er gleich anfangs die litterarische Berühmtheit mißachten, als er sah, „wer sie ertheile und wofür".*)

Trotz alledem waren es zwei grundverschiedne Naturen. Schon in ihrer äußeren Erscheinung. Man denke sich neben dem schlanken, kränkelnden Kleist die hohe, kräftige, männlich schöne Gestalt Zschokkes! Den grübelnden Hamlet, der nach Thaten lechzt und sich doch zu keiner emporraffen kann, neben dem in harter Lebensschule gestählten Charakter, dessen Energie und Mut ebensosehr dem Gefühle körperlicher Stärke als dem Bewußtsein der geistigen Kraft entstammte! Kleist, der noch aus Paris an seine Braut geschrieben hatte: „Wie ekelhaft ist ein wissender Mensch neben einem handelnden!" er fand hier einen Freund, der beide Postulate harmonisch in sich vereinigte und obendrein ein politisches Geschöpf ganz im Sinne des Aristoteles war. Was hatte er alles und zwar mit Leib und Seele getrieben! Was war er nicht alles gewesen! Hauslehrer, Schauspieler, Student, Prediger, Schulmeister, Journalist, Dramaturg und als helvetischer Kommissär und Statthalter halb ein Held der Feder und halb des Schwertes und immer ein ganzer Mann der That.

Unter den zahlreichen Berner Freunden Zschokkes traf Kleist namentlich zwei Persönlichkeiten, denen er sich enger anschloß. Einer war Heinrich Geßner, der zweite Sohn des Idyllendichters und Tochtermann Wielands.

Der Lyriker Matthisson, der ihn acht Jahre zuvor im Vaterhause in Zürich kennen gelernt, schildert ihn in seinen Briefen als einen Mann, „der mit vielen gelehrten Kenntnissen den feinsten und richtigsten Geschmack und eine ausgebreitete Belesenheit verbindet und die Geschäfte seines Vaters im Buchhandel sehr glücklich fortsetzt". Das sind aber nur liebenswürdige Floskeln, womit sich der Autor seinem Verleger angenehm machen will. In Wirklichkeit war der gute Heinrich Geßner, der eine Zeitlang studiert hatte und wider Willen den väterlichen Buchhandel übernehmen mußte, ein ziemlich mittelmäßiger Geschäftsmann. Als er im Frühling 1792 auf seiner Geschäfts- und Studienreise durch Deutschland zum erstenmale nach Osmanstädt kam, da schied er nach kurzem Aufenthalte aus Wielands gastlichem Hause, ohne zu ahnen, daß er nach wenigen Jahren als Bräutigam der kleinen Charlotte Wilhelmine (1776 geboren) seinen Einzug halten sollte. Diese vierte Tochter des „Oberon"-Sängers reiste nämlich 1793 in Gesellschaft des Dichters Jens Baggesen (1764—1824)**) und seiner Frau von Weimar über Zürich

*) Selbstschau I, 64.

**) C. M. Wieland an Heinrich Geßner, 10. Jan. 1796: „Baggesen lebt izt in Kiel, wo er sich von einer schweren Krankheit zu erhohlen sucht. Ich fürchte nur, das schlimmste Uebel, seine Narrheit, ist unheilbar." Treffend ist auch sein Urteil über Baggesen als Dichter: „Er würde ohne die Unbändigkeit seiner zum Phantastischen hineilenden Phantasie und ohne die allzu zärtliche Vater-

nach Bern. Hauptsächlich zur Erlernung der französischen Sprache, lebte sie dort fast ein Jahr lang bei einer andern Dichterstochter, der Landvögtin Haller von Schenkenberg, gebornen von Haller und Baggesens Schwiegermutter, und im Schlosse Chatelard am Genfersee beim Baron Bondely (Julie, Wielands Jugendliebe, war 1779 gestorben). Unterdessen reiste ihr saubrer Schutzherr Baggesen ohne jede wichtige Veranlassung nach Wien und stand eben im Begriffe, eine italienische Reise anzutreten, als er von seinem Gönner, dem Erbprinzen von Augustenburg, zur großen Befriedigung Wielands zurückberufen wurde. Er war also genötigt, seine in Bern zurückgelassene Frau und seine junge Schutzbefohlne abzuholen. Auf besondren Wunsch Vater Wielands*) wurde aber auf der Heimreise in Zürich ein Halt gemacht, der sich, ohne Zweifel infolge der vorgerückten Jahreszeit, bis gegen den Frühling 1795 verlängerte. Während dieser vier Monate traten sich die beiden jungen Leute näher. Heinrich Geßner und seine Mutter baten beim Abschiede Baggesen und seine Frau als Freiwerber in Osmanstädt zu erscheinen. Als diese die ihnen anvertraute Lotte wieder dem väterlichen Schutze übergaben, entledigten sie sich richtig ihres zarten Auftrages, und zwar so geschickt, daß der alte Wieland und seine Dorothea in Freudenthränen ausbrachen und die Vereinigung der beiden Dichterkinder als die Erfüllung ihres schönsten Traumes begrüßten.**) Sofort reiste Wirbelwind Baggesen wieder nach Zürich, während in Osmanstädt Briefe der Frau Ratsherr Geßner an Lotte und ihres Sohnes an deren Eltern eintrafen, die umgehend am 10. April mit dem erbetenen Ja beantwortet wurden. Aber der tolle Däne verband mit seiner abermaligen Reise nach Zürich weniger den Zweck, dem Geßnerschen Hause die frohe Botschaft auch noch mündlich zu überbringen, als den frischgebacknen Bräutigam nach Paris zu entführen.***) Trotzdem die beiden Familienhäupter gegen diese, wie es ihnen schien, gefährliche Reise ein-

---

liebe gegen gewisse Fehler in seiner Poesie einer der selbständigsten und bewundertsten Dichter unter seinen Zeitgenossen geworden sein, verdient aber auch so wegen des ihm eigenthümlichen Humors und der ächten Begeisterung, die ihn durchdringt, unter die originellsten Dichter gezählt zu werden."

*) Wieland an Charlotte, Weimar, 29. September 1794: „Es ist unsere Meinung, daß du dich in Gelassenheit daran ergeben solltest, diesen Winter in der Schweitz zu bleiben: welchen falls wir dann die Art und Weise, wie dein Aufenthalt zu arrangiren und welchem von den verschiedenen Vorschlägen, die dir deßwegen gemacht worden sind, der Vorzug zu geben sey, dem Rath meines lieben Baggesen und seiner Sophie und deiner eigenen Neigung überlassen; wiewohl ich nicht berge, daß ich gern einige Monate in Zürich haben möchte, und daher die so sehr liebreiche Einladung von Herrn und Mad. Bürkli sehr annehmlich und dankeswerth finde. Zürich taugt ganz vorzüglich gut zu einer Mittel-Stazion zwischen Bern und Weimar, damit dir der Abstand nicht gar zu stark auffalle. Du würdest gewiß in Zürich viel Nahrung für Herz und Geist, Gelegenheit, dich in der Musik zu üben und viele sehr gutartige, hertzliche und liebenswürdige Menschen da finden."

**) Vgl. den Bericht über diese Brautwerbung: Anhang I, Jens Baggesen an Heinrich Geßner.

***) Vgl. seinen Brief über seinen Empfang im Geßner'schen Hause: Anhang II, Jens Baggesen an Charlotte Wieland. Dieser hyperbolisch-phantastische Brief zeichnet den durchaus genial veranlagten „Nordfrank" vortrefflich.

genommen waren,*) so gelang es den zwei Freunden dennoch, die geschäftliche Wichtigkeit derselben für Heinrich und die absolute Gefahrlosigkeit plausibel zu machen. Mitte Mai reisten also Baggesen und Geßner nach Paris, erlebten dort gerade noch die letzten Konvulsionen der gebändigten Bergpartei und trafen am 8. Juni 1795 wohlbehalten in Weimar ein. Am 18. Juni fand die Vermählung statt. Herder segnete das Paar und stellte den Trauschein eigenhändig aus.**) Sofort wurde die Hochzeitsreise nach Zürich angetreten.***)

Das junge Ehepaar, das sich bald im väterlichen Hause „zum Schwanen" heimisch fühlte,†) empfing daselbst schon im folgenden Jahre den Besuch Wielands, seiner Frau und seiner Kinder Karoline, Wilhelm und Louise,††) welche Ende August nach dreimonatlichem Aufenthalt in Zürich wieder nach Weimar zurückreisten.†††)

Der berühmte Schwiegervater wandte dem Verlage seines Sohnes sofort seine geistige und materielle Unterstützung zu. Am Hochzeitstage war die Gründung einer gelehrten Monatsschrift „Das Attische Museum", dessen Herausgeber und Hauptmitarbeiter Wieland sein sollte, beschlossen worden; auch durch fleißige Bücherbestellungen für sich selbst oder die Herzogin wurde Geßner durch Wieland bedacht,

---

*) Wohl um so eher, als der exaltierte Dichter der „Parthenais" sich auf seiner ersten Pariser Wallfahrt (1789) sehr unklug benommen haben soll. Geschäftige Berichterstatter erzählten damals, er habe das Volk von der zerstörten Bastille aus haranguiert.

**) „Daß Herr Heinrich Geßner, Buchhändler in Zürich, weiland Herrn Salomon Geßner, des täglichen Raths der Republik Zürich nachgelassener eheleiblicher zweiter Herr Sohn, mit Demoiselle Charlotten Wilhelmine Wieland, Herrn Christoph Martin Wieland, Kaiserl. Hof-Pfalzgrafens, Churfürstl. Mainz. und Herzogl. Sachsen Weimar und Eisenachischem Hof-Raths allhier eheleiblichen Vierdten Demoiselle Tochter, nach welcher geschehener Proklamation im Jahre 1795 den 18ten Junius kopuliret worden, solches ist auf Verlangen aus dem bei der hiesigen Herzogl. Hofkirche befindlichen Kopulationsprotokolle extrahiret und wird sub fide pastorali hierdurch attestiret. Weimar, den 19ten Junius 1795. Johann Gottfried Herder, H. S. Oberhofprediger." Ein kleines Pastellbild und ein Oelgemälde, beide heut im Besitze von Heinrich Geßners Enkel, bewahren uns das Konterfei der Neuvermählten. Heinrich Geßner sieht mit seinem dicken, glattrasierten Gesichte und seinen treuherzigen blauen Augen unter dem schlichten blonden Haare sehr gemütlich aus. Der unbekannte Maler hat in Charlotte jedenfalls eine entschiedene Schönheit verewigt: schlanke Figur in einfachem Empire-Kleid, schmales Gesicht mit klassisch regelmäßigen Zügen, reiches schwarzes Haar und blühender Teint. Die feinen Lippen, die zierlich geschnittene Nase und die nicht großen, aber klugen, funkelnden Augen sprechen auch in diesem mangelhaften Bilde von der leiblichen und geistigen Anmut der trefflichen Wielandstochter. Vgl. Anhang X, Zschokke an Geßner, 1, und III, der Idyllendichter Bronner (1758—1830) an Heinrich Geßner.

***) Vgl. Anhang V, C. M. Wieland an Heinrich Geßner, 1, und VI an Charlotte, 1.

†) Vgl. Anhang V, C. M. Wieland an Heinrich Geßner, 2.

††) Wieland überbrachte seinem Schwiegersohne ein Schreiben Herders und seiner Frau; Anhang V. Vgl. auch Anhang VI, Wieland an Charlotte, 2.

†††) Auch Goethe kam 1797 in das Geßnersche Haus. Wieland an Heinrich Geßner, 17. Nov. 1792: „Goethe, der in Weimar nebst Meyern gegen Ende dieses Monaths erwartet wird, hat in einem Briefe meines Sohnes und meiner Tochter in Zürich mit vielem Lob und auf eine, nach Seiner Weise, sehr freundliche Art erwähnt. Besonders hat Eure und Meine Lotte seinen Beyfall — hoffentlich wird sie ihr Näschen deßwegen nicht gar zu hoch tragen."

und endlich war dieser unermüdlich im Vorschlagen geeigneter Verlagsnovitäten.*) Dies mag Heinrich Geßner ermuntert haben, sich in Zürich selbständig zu etablieren. 1798 trat er aus der väterlichen Firma Orell, Geßner, Füßli und Kompanie aus, welcher aber seine Mutter noch ein Jahrzehnt und länger angehören sollte, und schloß sich zum großen Aerger seiner aristokratischen Mitbürger der revolutionären Partei der Helvetik an. Zuerst ging er nach Aarau, wo die Landesregierung tagte und machte dort die für ihn besonders wichtige Bekanntschaft Zschokkes. Man ernannte ihn zum helvetischen Nationalbuchdrucker, als welcher er die zahllosen Proklamationen, Bulletins und offiziellen wie offiziösen Zeitungen**) zu verlegen hatte. Als im Oktober 1798 die Regierung nach Luzern übersiedelte, folgten ihr auch der Nationalbuchdrucker und sein Redakteur nach.***) Beide Freunde wohnten in Einem Zimmer, die Druckerei stand im Ursulinerinnenkloster, und die Situation schien ihnen so normal und gesichert, daß Geßner seine Frau und Kinder von Zürich kommen ließ, um bald darauf, im Sommer 1799, mit der ganzen Familie nach Bern zu übersiedeln, als die Staatsgewalt ihren Sitz dorthin verlegte. Nebenbei eröffnete Geßner auch einen Separatverlag, zu welchem Zschokke, der auch als Baseler Statthalter fleißig mit ihm Briefe wechselte,†) mehrere Schriften beisteuerte, so zwei wertvolle Darstellungen der politischen Ereignisse, in denen er eine Rolle gespielt — gleichsam sein diplomatisches Testament.††)

Der zweite Freund dieses Kreises war auch ein Dichterssohn, Ludwig Friedrich August Wieland, der älteste des „Oberon"-Sängers, geboren am 28. Oktober 1777 und also nur zehn Tage jünger als Kleist. Er wird uns als „ein etwas starrer und launenvoller, aber in mancher Beziehung trefflicher Mann und ganz revolutionärer Kopf" geschildert, †††) soll aber ein lustiger und angenehmer Gesellschafter gewesen sein.

Nach allem, was die Geßnerschen Familienpapiere sagen, war er das Sorgenkind des Wielandschen Hauses. Schon in seinen Studentenjahren zeigte sich sein fahriges, leichtsinniges und wohl auch schroffes Wesen, das jedem andauernden Studium abhold war und jahrelang in allen Disziplinen irrlichterierte.*†) Mit

*) Vgl. Anhang V, Wieland an Geßner, 3, wo auch Schlegels Shakespeare-Uebersetzung angetragen wird.

**) Der Republikaner, Der Schweizerbote, Helvetisches Volksblatt, letzteres in deutscher, französischer und italienischer Sprache auf Regierungskosten gedruckt.

***) Vgl. Anhang V, Wieland an Geßner, 4, 5.

†) Vgl. Anhang X, Zschokke an Geßner, 2.

††) Der Helvetische Almanach, Jahrgang 1796. Zürich, Geßner. — Der Helvetische Genius, 2 Hefte. Luzern und Zürich, 1799. — Geschichte vom Kampf und Untergang der schweizerischen Berg- und Waldkantone. Bern und Zürich, Geßner 1801.

†††) Ernst Münch, Heinrich Zschokke, geschildert nach seinen vorzüglichen Lebensmomenten und Schriften. Haag, 1816, S. 56.

*†) Caroline Schorcht, geb. Wieland, schreibt am 28. Dezember 1794 an ihre Schwester Lotte: „Louis ist diese Michaelis nach Erlangen gegangen, um dort Kameral-Wissenschaft zu studiren, wozu der Himmel seinen Segen geben möge. Er studirt sozusagen schon lange, aber immer ohne Zweck, denn er hat noch immer keinen festen Vorsatz gefaßt, was er werden will. Wir müssen das Beste hoffen, denn mit meinen Klagen wird doch nichts ausgerichtet."

seinem Vater stand er bald auf ziemlich gespanntem Fuße. Der alte Wieland war zufrieden, als der Philosoph Karl Leonhard Reinhold, der als Jenaer Professor seine Tochter Sophie geheiratet und einen Ruf nach Kiel angenommen hatte, seinen Sohn nach Holstein einlud. Von dort aus lauteten die Nachrichten über dessen Betragen sehr günstig, so daß der Vater wieder Hoffnung schöpfte. In den herzlichsten Worten gratulierte Louis der Schwester zu ihrer Vermählung und versprach, ihr und seinem neuen „Bruder" bald einen Besuch zu erstatten. Im Jahre 1797 leitete Vater Wieland dies Vorhaben brieflich ein, doch wurde es erst drei Jahre später ausgeführt, als es mit der Kameralwissenschaft und den übrigen Studien Ludwigs nicht recht gehen wollte und sein Leichtsinn zu neuen Mißhelligkeiten zwischen Vater und Sohn geführt hatte. Am 26. September 1800 kündigte Louis den Verwandten in der Schweiz sein baldiges Erscheinen an.*) Der alte Wieland gab seine Bewilligung zu dieser Reise um so lieber, als er hoffte, es würde sich etwa eine Anstellung in Bern finden, welche, wie er glaubte, trefflich den republikanischen Ideen seines Sohnes entsprechen müßte. Im Spätherbst reiste Ludwig, auf eine herzliche Einladung des Geßnerschen Ehepaares, nach der Schweiz, indem er sich unterwegs bei Brentanos in Frankfurt a. M. noch ziemlich lange aufhielt. Zu Weihnachten 1800 traf er in Bern ein und wurde von seinen Verwandten liebreich aufgenommen.**)

Dort scheint Louis sich mit Eifer dem Studium des Französischen gewidmet und nebenbei für den Verlag seines Schwagers Uebersetzungen geliefert zu haben. Sein Vater wünschte, er möchte in der Regierung einen Posten finden, aber das wollte trotz Geßners Bemühungen nicht gelingen. Ueberhaupt war die Lage beider Schwäger nicht gerade glänzend. Der alte Wieland bezahlte zwar mit gewohnter Freigebigkeit Kost und Wohnung für den „nicht für das Glück seines Alters geborenen Sohn" und korrespondierte auch mit ihm über neuere litterarische Erscheinungen,***) aber er zeigte sich doch immer ungeduldiger darüber, daß es mit der gehofften Anstellung nicht glücken wollte; und desgleichen hatten Heinrich Geßner und seine treffliche Frau mit Existenzsorgen zu kämpfen, denn die Helvetische Regierung zahlte den Nationalbuchdrucker sehr schlecht oder gar nicht, und auch das „Attische Museum" mit seinen vorzugsweise vom alten Wieland verfaßten altklassischen Uebersetzungen und Essays brachte ebensowenig den erwarteten Gewinn, als die meisten andern Verlagswerke. Gleichwohl verloren die jungen Leute den Mut nicht und gewärtigten die verheißnen bessern Tage.†)

---

*) Vgl. Anhang IX, Ludwig Wieland an Heinrich Geßner.

**) Vgl. Anhang V, Wieland an Geßner, 5, 6, 7.

***) Vgl. Anhang VII, C. M. Wieland an Ludwig Wieland, 1.

†) Vgl. Anhang V, Wieland an Geßner, 8; VI, Wieland an Charlotte, 3, 4, 5, 6.

Fünftes Kapitel.

Der Berner Dichterbund.

Kleist kam also hier in eine dichterisch animierte Gesellschaft, wie er sie bisher noch nicht angetroffen hatte, und nur noch einmal in seinem Leben, in Dresden, vielleicht ebenso anregend, aber weniger gesund und wohlthuend wieder finden sollte. Ganz entzückt von seinen neuen Bekanntschaften, schreibt er an Ulrike von dem „Buchhändler Geßner, Sohn des berühmten, der eine Wieland, Tochter des berühmten, zur Frau, und Kinder wie die lebendigen Idyllen hat: ein Haus, in welchem sich gern verweilen läßt."

Die Freunde schlossen eine Art Dichterbund. Man hielt zumeist in Zschokkes Junggesellenwohnung in der Gerechtigkeitsgasse „neben dem Café italien" regelmäßige Sitzungen ab, bei welchen ein jedes Mitglied sein neuestes Produkt zur kritischen Würdigung vorlesen mußte. Drohend lüftete Wieland seine Mappen und setzte den erstaunten Musenbrüdern zahllose Gedichte, Lustspiele und Tragödien vor. Sogar Zschokke, der sonst entschlossen war, sich zuvörderst mit Realwissenschaft, Naturkunde, Forstwesen und Zeitgeschichte zu befassen, wurde am Ende bewogen, wieder den seit fünf Jahren und länger treulos verlassenen Musen zu huldigen. Seine erste Novelle: „Alamontade, der Galeerensklave", wie er erzählt, „das Denkmal eines schönen Traumes," wurde damals entworfen, und in jene Zeit fällt auch seine wunderlich modernisierende Bearbeitung Molières, den er in der Weise — Kotzebues sprechen ließ.*) Das wichtigste Ergebnis dieses Dichterbundes besteht darin, daß der verschlossene, rätselvolle Kleist, von dem man bisher nur Gelegenheitsgedichte und dunkle Andeutungen über ein niemals näher bezeichnetes Schaffen vernommen, schließlich ebenfalls gezwungen wurde, die Lüge seines Daseins zu enthüllen und zum erstenmal von seinem poetischen Schaffen Zeugnis abzulegen.

Zschokke erzählt in seiner Selbstbiographie (I, 204): „Unter zahlreichen lieben Bekannten, deren Umgang den Winter mir verschönte, befanden sich zwei junge Leute

---

*) Molières Lustspiele und Possen. Für die deutsche Bühne. Zürich, bei Heinrich Geßner. 1805.

meines Alters, denen ich mich am liebsten hingab. Sie athmeten fast einzig für die Kunst des Schönen, für Poesie, Litteratur und schriftstellerische Glorie. Der eine von ihnen, Ludwig Wieland, Sohn des Dichters, gefiel mir durch Humor und sarkastischen Witz, den ein Mienenspiel begleitete, welches auch Milzsüchtige zum Lachen getrieben hätte. Verwandter fühlte ich mich dem andern wegen seines gemüthlichen, zuweilen schwärmerischen, träumerischen Wesens, worin sich immerdar der reinste Seelenadel offenbarte. Es war Heinrich von Kleist. Beide gewahrten in mir einen wahren Hyperboräer, der von der neuesten poetischen Schule in Deutschland kein Wort wußte. Goethe hieß ihr Abgott; nach ihm standen Schlegel und Tieck am höchsten, von denen ich bisher kaum mehr als den Namen kannte. Sie machten mir's zur Todsünde, als ich ehrlich bekannte, daß ich Goethes Kunstgewandtheit und Talentgröße mit Bewunderung anstaunen, aber Schillern mehr denn bewundern müsse, weil sein Sang naturwahr aus der Tiefe deutschen Gemütes, begeisternd ans Herz der Hörer, nicht ans kunstrichternde Ohr schlage. Wieland wollte sogar den Sänger des ‚Oberon', seinen Vater, nicht mehr Dichter heißen. Das gab unter uns manchen ergötzlichen Streit. Zuweilen theilten wir auch freigebig von eignen poetischen Schöpfungen mit, was natürlich zu neckischen Glossen und Witzspielen den ergiebigsten Stoff lieferte. Als uns Kleist eines Tages sein Trauerspiel: ‚Die Familie Schroffenstein,' vorlas, ward im letzten Akt das allseitige Gelächter der Zuhörerschaft wie auch des Dichters so stürmisch und endlos, daß bis zu seiner letzten Mordszene zu gelangen Unmöglichkeit wurde."

Freilich ein schlimmer Beginn der Dichterlaufbahn! Da Kleist, wie Dahlmann, trotz der von Tieck bemerkten „schweren Zunge", versichert, ein trefflicher Vorleser war, der schon als Student mit dem Plan umging, dem mündlichen Vortrage wie bei der Musik durch schriftliche Zeichen zu Hilfe zu kommen, so trug nur der wilde Stoff mit dem barock grausamen Ende die Schuld am Mißerfolge. Kleist machte jedoch, wie es scheint, gute Miene zum bösen Spiele, und er konnte dies um so eher, als seine Hörer verständnisvoll genug waren, um gleichwohl die naturalistische Genialität dieses Werkes vollauf zu würdigen. Der junge Wieland schrieb an seinen Vater*) und schilderte den Freund als ein außerordentliches Genie, das sich mit all seiner Kraft auf die dramatische Kunst geworfen habe, und von welchem etwas viel Größeres, als bisher in Deutschland gesehen worden, in diesem Fache zu erwarten sei. Und was für den Dichter noch wertvoller war, Heinrich Geßner erbot sich, das Stück in seinen Verlag zu nehmen.

Der erste Schritt war gethan.

Aber in Zschokkes banalem Zimmer, das der Mieter mit den dichten Wolken aus seiner Knasterpfeife vollzupaffen pflegte, geschah auch die Konzeption des ersten deutschen Lustspiels: Kleists „Zerbrochener Krug". Der Verfasser der „Selbstschau"

---

*) Und zwar mit Brief vom 9. Mai 1802. Nur des alten Wieland Antwort hierauf ist uns erhalten. Siehe Nachtrag VII, 2.

(I, 204) erzählt vierzig Jahre später den Vorgang folgendermaßen: „In meinem Zimmer hing ein französischer Kupferstich, ‚La cruche cassée‘. In den Figuren desselben glaubten wir ein trauriges Liebespärchen, eine keifende Mutter mit einem zerbrochenen Majolikakruge und einen großnasigen Richter zu erkennen. Für Wieland sollte dies Aufgabe zu einer Satyre, für Kleist zu einem Lustspiele, für mich zu einer Erzählung werden. Kleists ‚Zerbrochener Krug‘ hat den Preis davongetragen.“ Diese Notiz findet im Vorwort zu seiner Erzählung: „Der zerbrochene Krug“*) Bestätigung und Ergänzung. „Heinrich von Kleist und Ludwig Wieland, des Dichters Sohn, pflogen Freundschaft mit dem Verfasser, in dessen Zimmer ein Kupferstich, ‚La cruche cassée‘ unterschrieben, hing, dessen Gestalten und Inhalt ungefähr dieselben waren, wie sie unten im Kapitelchen ‚Das Gericht‘ vorgestellt sind. Die ausdrucksvolle Zeichnung belustigte und verlockte zu mancherlei Deutungen des Inhalts. Im Scherz gelobten die drei, jeder wolle seine eigenthümliche Ansicht schriftlich ausführen. Ludwig Wieland verhieß eine Satyre, Heinrich von Kleist entwarf sein Lustspiel und der Verfasser gegenwärtiger Erzählung das, was hier gegeben wird.“

Eine Vergleichung der drei Konkurrenzarbeiten dürfte nicht ohne Interesse sein. Kleist und Zschokke machten beide, ohne Zweifel auf Grund mündlicher Uebereinkunft, aus dem Richter den verkappten Delinquenten. Die Fabel des Preislustspiels ist bekannt.

Der alte holländische Dorfrichter Adam hatte sich bei nächtlicher Weile in die Kammer der hübschen Eva Rull unter dem Vorwande eingeschlichen, ihr ein Krankheitsattest ausstellen zu wollen, das ihren Geliebten Ruprecht vom angeblich bevorstehenden Militärdienst auf Batavia befreien soll. Er wurde aber von diesem eifersüchtigen Bauernburschen mitten in seinen schändlichen Zumutungen überrascht und zerbrach bei der Flucht durchs Fenster einen Krug, als dessen Zertrümmerer nunmehr vor seinem Richterstuhle nicht er, der unerkannt geblieben, sondern Ruprecht angeklagt wird, der sich bereits von der treulosen Braut losgesagt hat. Das Stück schildert nun den Verlauf der Gerichtsverhandlung, woraus am Ende der Richter selbst, trotz dem durch seine Drohungen veranlaßten Schweigen Evchens und seiner hochkomischen Ausflüchte, als der einzig Schuldige hervorgeht.

Zschokkes Erzählung gleichen Namens**) spielt in Südfrankreich. Der Ortsrichter von La Napoule hat in seiner Werbung um die Hand der schönen Mariette in der Person des reichen Pächterssohnes Colin einen gefährlichen Nebenbuhler, der ihr durch den blödsinnigen Büttel Jacques einen kostbaren Krug als anonymes Geschenk überreichen läßt. Der Richter bestimmt aber den sonderbaren Liebesboten, das Angebinde ihm selbst einzuhändigen, und beeilt sich, es zugleich mit seinem Heiratsantrag als eignes Geschenk dem Mädchen zu überreichen. Die Wahrheit

*) Zuerst abgedruckt in Zschokkes Zeitschrift: Erheiterungen III, Jahrgang 1813; das Vorwort erschien erst in den „Ausgewählten Schriften“ 1825.

**) Ausgewählte Werke XXII, S. 3—40.

kommt an den Tag, als der Krug, von Colin in verliebtem Zorne zertrümmert, ebenfalls den Gegenstand einer richterlichen Klage bildet, denn es stellt sich nach der Zeugenaussage des blöden Jacques natürlich heraus, daß der Angeklagte Colin, nicht aber der Richter der wahre Geber ist. Das lange zurückgehaltene Geständnis der Liebe versöhnt Colin und Mariette, der entlarvte Richter wird für diesen und andre betrügerische Streiche vom Landvogt eingesperrt, und die anspruchslose Erzählung schließt mit der Trauung des glücklichen Paares.

Ueber die Arbeit des dritten Konkurrenten in diesem poetischen Wettkampfe war bisher gar nichts bekannt. Es ist um so zweifelhafter, ob Ludwig Wieland die Satire geliefert habe, als Zschokke selbst bemerkt, daß diese bloß „verheißen" worden sei. Jedenfalls fehlt ein Werk dieser Art unter seinen Schriften. Wendelin von Maltzahn machte zuerst darauf aufmerksam, daß der junge Dichter in einem 1805 zu Braunschweig erschienenen Lustspiele: „Ambrosius Schlinge, eine Komödie," den betreffenden Gegenstand behandelt haben soll. Da mir nach vielem Umfragen die Beschaffung desselben gelungen ist, so bin ich im stande, hierüber die ersten bestimmten Nachrichten zu geben.

Wie Kleists „Zerbrochener Krug", so ist auch Wielands „Ambrosius Schlinge" in fünffüßigen Jamben geschrieben und besteht aus einem einzigen Aufzuge. Damit sind aber alle Aehnlichkeiten erschöpft. Namentlich ist die Handlung eine ganz andere. Der Titelheld Wielands ist ein Drechslergeselle, ein Mittelding zwischen Bruder Straubinger und Bramarbas. Er hat einem reichen Bürgersmanne Namens Vinzent einen wesentlichen Dienst geleistet, indem er ihn einmal nachts aus einem Graben zog. Dafür stellt ihm der dankbare Gerettete sein ganzes Haus zur Verfügung, nährt ihn, kleidet ihn, und setzt ihm zuliebe sogar seine eignen Kinder zurück. Natürlich kommt Schlinge, der sich immer mehr als ein gefräßiger und anmaßender Schmarotzer entpuppt, mit allen Bewohnern des Hauses in Konflikt, so daß sich diese vereinigen, um den gemeinsamen Feind, da er mit Gewalt nicht gehen will, mit List aus dem Hause zu werfen. Ein Zufall hilft den Verschwörern. Kommt da ein Handwerksbursche namens Just Holder in das sonderbare Haus, das allem Gesindel offen zu stehen scheint, und erkennt in Schlinge sogleich seinen Halbbruder, worüber dieser um so weniger entzückt ist, als der Ankömmling sich ebenfalls hier häuslich niederzulassen gedenkt.

„Regiere du das Haus, ich will genießen,
Wenn nur der Tisch sich täglich für mich deckt,
Wenn ich mich pflegen kann und bin gut angesehn
Von jedermann, so frag ich nach dem andern nicht."

Am Ende macht Schlinge gute Miene zum bösen Spiel, aber er sinnt auf ein Mittel, um sich des unliebsamen Gefährten zu entledigen, der bald anfängt, ihm fürchterlich zu werden. Holder benimmt sich immer unanständiger, macht Lucie, der Tochter des Hauses, den Hof und plaudert im Rausche aus, was er von Schlinge weiß. Es kommt zu einer Art Gerichtsszene, welche, allerdings sehr entfernt, an Kleists

Stück und sein Urbild gemahnt. Die ganze Familie versucht umsonst, den Schmarotzer und seinen Freund anzuklagen und seine Stellung bei Vater Vinzent zu erschüttern. Tochter Lucie ist der Meinung, daß Holder nur ein Helfershelfer Schlinges sei; ihr Bruder Konrad hat auf das bestimmteste erfahren, daß Schlinge eigentlich Franz Platter heiße; Frau Tante Loos liest sogar einen Steckbrief auf denselben Gauner Platter vor, dessen Personalbeschreibung Punkt für Punkt auf Schlinge paßt. Aber dieser verliert die Fassung nicht. Er teilt Vinzent leise und im Vertrauen folgendes mit:

„Der Arme, der in dem fatalen Blatt
Beschrieben steht, ist — ist mein Zwillingsbruder,
Daher die Aehnlichkeit; ich heiße wirklich Platter,
Seit diesem Unfall aber änderte
Ich meinen Namen, weil — Sie fühlen leicht, warum,
Und jetzt behalt' ich meinen falschen Namen aus
Demselben Grund, obgleich die Sache ganz
Vertuscht und abgethan ist. Und nun stell' ich
Es Ihnen frei, die Wahrheit zu entdecken oder nicht."

Natürlich glaubt ihm der verbohrte Vinzent aufs Wort und ist schon bereit, ihn in seinem und der Seinigen Namen für alle Unbill um Verzeihung zu bitten, als — „das geht ja Schlag auf Schlag," sagt der listige Schlinge — Maskarill den Holder hereinführt.

„Hier ist ein Zeuge, der
Den Ausschlag gibt. Sie selber gaben ihn
Für Ihren Landsmann aus; er muß Sie also kennen."

Umsonst versucht Schlinge seines Kumpans Aussagen zu seinen Gunsten umzustimmen; er wird von Konrad und Maskarill in die Mitte genommen und muß es nun anhören, wie Holder bestätigt, daß er allerdings Franz Platter heiße und sein Stiefbruder sei. In einer langen Verteidigungsrede leugnet Schlinge alles und jegliches und erklärt sich bereit, als Gefangener im Hause zu bleiben, bis die Sache aufgeklärt sei.

Der unsinnige Vorschlag wird angenommen. Um sich aber der unbequemen Zeugen zu entledigen, bittet Schlinge den alten blöden Diener Martin, einen großen Kasten hereintragen zu lassen und Holder darin einzusperren.

„Wenn er sich weigerte, so sagt
Nur, Maskarill hätt' es befohlen. Ist er drin,
So laßt ihn nach dem Hafen tragen,
Nicht weit vom Packhof, in das bunte Häuschen,
Wo Wein geschenket wird, dort wird er abgesetzt,
Und mag von seinem Schrecken sich erholen.
Und diesen Brief zuvor ins nächste Kaffeehaus,
An Schiffer Hansen abgegeben!"

Diesen Brief erbricht aber Maskarill und erfährt daraus, daß der Pirat und Seelenverkäufer Hansen den im Kasten eingeschlossenen Holder mit nach Amerika entführen und dort verkaufen solle. Er setzt sich aber hin und schreibt selbst Hansens Antwort, worin er Schlinge mitteilt, daß die Polizei ihm auf der Spur und schnelle Flucht das geratenste sei. Schlinge fällt in die — Schlinge. Er liest den angeblichen Brief Hansens, verliert den Kopf, und als die zwei Träger mit dem Kasten kommen, steigt er selbst hinein und schlägt die Thüre über sich zu:

„Fort, fort! — Laßt mich — tragt zu, ihr Schurken, tragt zu!"

Diese Skizze der Handlung und die paar Dialogproben machen jede Kritik überflüssig. Es ist ein ganz wertloser Schwank ohne Geist und Witz und von einer wahrhaft kindlichen Intrigue und Charakteristik. Mit dem aufgegebenen Thema, das Zschokke zu einer anmutigen Erzählung und Kleist zu einem Meisterstück anregte, wußte des „Oberon"-Sängers Sohn nicht das mindeste anzufangen. Die vorbildliche Gerichtsszene wurde unter seinen Händen zu einer unmöglichen und widersinnigen Prozedur, die der Dichter selbst am besten mit den Worten abfertigt:

„Spaß ist es, Spaß. Sonst nichts, wir spielen Komödie."

Aber es ist ein trauriger Spaß, dieser Beweis absoluter Talentlosigkeit. —

Ob sich aber auch im Dichterbunde der vierte, Heinrich Geßner, an dem Wettkampf beteiligt haben mag? Fast scheint es so, obwohl Zschokke nichts davon meldet. Hatte doch Heinrich auch etwas von des Vaters dichterischer Ader geerbt, die ihm freilich bei seinen Geschäften nicht wenig hinderlich war. Ein Brief des alten Wieland, den ich im Geßnerschen Handschriften-Schatze fand, kritisiert die Uebersetzung der horazischen Ode an C. Sestius (I, 4), die ihm Heinrich vorgelegt haben muß. Ja, sein Nachlaß birgt sogar eine „Bern, Februar 1802" datierte hexametrische Bearbeitung der Prosa-Idylle seines Vaters: „Der zerbrochene Krug." Ohne Zweifel war dies Heinrich Geßners Konkurrenzarbeit zum Berner Wettkampfe. Seine durch die zerrütteten Geschäfte ganz in Anspruch genommene Muße und wohl auch seine Phantasie reichten zu einer Originaldichtung nicht aus; er verzichtete also auf jede Anlehnung an den vorbildlichen Kupferstich und begnügte sich mit einer Nachdichtung der Salomon Geßnerschen Idylle. Das Gedicht mag hier um so eher folgen, als es vielleicht zu Frau Marthes prächtiger Beschreibung des Kruges das Vorbild war.

Der zerbrochene Krug.

(Nach Salomon Geßner.)

Hylas, Alexis, Irin und der rosenwangige Lykon
Gingen in einen Hain, wo, tief im Schlafe begraben,
Unter einem Eichbaum ein ziegenfüßiger Faun lag.
Als ihn die jungen Hirten erblickten, sagten sie: Laßt uns
An den Baum ihn binden und eher nicht wieder erlösen,
Bis er für die Befreyung ein Lied uns singt. Und sie banden

Ihn an den Eichstamm fest und warfen mit der gefallnen
Frucht des Baumes ihn wach. — Wo bin ich? so sprach er, und gähnete,
Reckte die Arme weit aus und die Ziegenfüße, — wo bin ich?
Wo denn blieb meine Flöte? mein Krug? . . . Ach, da liegen
Von dem schönsten Kruge die Scherben! Als ich im Rausche
Gestern hinsank, zerbrach er . . . Aber wer hat mich so fest hier
Angebunden? — Nun sah er sich um und hörte das Kichern
Der muthwilligen Knaben. — Ihr Hirten, rief er, wo seyd ihr?
Bindet mich los, ihr Hirten! — Sie sprachen: Wir binden dich nicht los,
Bis du für deine Befreyung ein neues Liedchen uns singest!
Aber wovon soll ich singen, ihr Kinder? — Ich will von dem Kruge
Singen, den ich zerbrach. Da setzet euch um mich ins Gras hin! —
Und sie setzten ins Gras sich hin, und er hub den Gesang an.

Ach! zerbrochen ist er, der Krüge schönster! Da liegen
Seine Scherben umher! Wohl schön war mein Krug, war die schönste
Zier meiner Grotte. Kein Waldgott durfte vorbeigehn,
Daß ich nicht rief: Komm, trink und siehe den schönsten der Krüge;
Keinen schöneren Krug hat Zeus an den Festen der Götter. —
Ach! zerbrochen ist er, der Krüge schönster! Da liegen
Seine Scherben umher! — Versammelten Freunde sich bey mir,
Saßen wir rings um den Krug, und jeder trank dann, und jeder
Sang dann die auf dem Krug gegrabne Geschichte, die seinen
Lippen die nächste gewesen. Jetzt trinken wir nicht mehr, ihr Brüder,
Aus dem Kruge; jetzt singen wir nicht mehr Geschichten, die jedes
Lippen die nächsten gewesen, denn leider! ist er zerbrochen!
Ach! zerbrochen ist er, der Krüge schönster! Da liegen
Seine Scherben umher! — Pan stand auf dem Bauche des Kruges,
Sah voll Schrecken am Ufer die lange verfolgte Najade
In dem umschlingenden Arm sich in flüsterndes Schilfrohr verwandeln.
Seufzend schnitt er dann sieben Rohre, der Länge nach ungleich,
Und verklebete sie mit Wachs und blies auf dem neuen
Pfeifenbunde dem Ufer ein trauriges Lied, und es lernte
Echo das traurige Lied und wiederhohlt' es dem Haine. —
Aber er ist zerbrochen, der Krüge schönster! Da liegen
Seine Scherben umher! — Auch stand auf dem Kruge der weiße
Göttliche Stier, der einst auf seinem Rücken Europen
Durch die Wellen trug. Er leckte mit schmeichelnder Zunge
Sanft das entblößete Knie der Schönen, die jammernd die Hände
Ueber dem Haupte rang, mit dessen geringelten Locken
Gaukelnde Weste spielten. Ein Trupp von lachenden Amorn
Ritt auf Delphinen voraus vor dem schlau vermummeten Gotte. —

Aber er ist zerbrochen, der Krüge schönster! Da liegen
Seine Scherben umher! — Auch war auf dem Kruge der schöne
Bacchus gegraben. Er saß in der Rebenlaube; zur Seite
Lag die niedlichste Nymphe. Mit ihrer Linken umschlang sie
Seine Hüften und zog mit der Rechten den Becher, nach welchem
Seine lächelnden Lippen sich sehnten, zurück. Sie sah ihn
Schmachtend an und schien ihn um Küsse zu flehen. Gefleckte
Tiger spielten zu seinen Füßen und aßen mit Schmeicheln
Aus den kleinen Händen der Liebesgötter die Trauben. —
Aber er ist zerbrochen, der Krüge schönster! Da liegen
Seine Scherben umher! O klag' es, Echo, den Brüdern
In den Felsenhöhlen! Er ist zerbrochen! Da liegen
Seine Scherben umher!
So sang der Faun, und die Hirten
Banden ihn los und besahen bewundernd die Scherben im Grase.

Sechstes Kapitel.

La cruche cassée.

Nachdem wir die Ergebnisse des poetischen Wettkampfes betrachtet, wollen wir auf die Veranlassung zu demselben zurückkommen, auf den französischen Kupferstich: „La cruche cassée“.*) Wir wissen bereits aus der „Selbstschau“, daß er ein trauriges Liebespärchen, eine keifende Mutter mit einem zerbrochenen Majolika-Kruge und einem großnasigen Richter darstellte, und aus Zschokkes Vorwort zu seiner Erzählung erfahren wir ferner, daß „des Stiches Gestalten und Inhalt ungefähr dieselben waren, wie sie unten im Kapitelchen ‚Das Gericht‘ vorgestellt sind“ und daß die „ausdrucksvolle Zeichnung belustigte und zu mancherlei Deutungen des Inhalts verlockte“.

Die französische Kunst hat drei Werke hervorgebracht, welche ein Mädchen mit einem zerbrochnen Kruge zum Vorwurfe nehmen.**) Auch in Frankreich kennt man ja

---

*) Auf die zuerst in der „Deutschen Dichterhalle“, herausgegeben von Oskar Blumenthal (1873, S. 104), erhobene Frage, welches wohl jener Kupferstich gewesen sein könne, sprach ich die Ansicht aus, daß dies nur Jean Jacques Le Veaus, nach einem Gemälde Debucourts im Jahre 1782, gestochenes Blatt: „Le Juge ou la cruche cassée“ gewesen sein müsse. Während meine Auseinandersetzung vier Jahre später von Dr. Karl Siegen in der Leipziger Illustrierten Zeitung 1877, Nro. 1756, und in seiner Schrift „Heinrich von Kleist und der zerbrochene Krug“ (Sondershausen 1879) S. 99 — diesmal mit Quellenangabe — wiederholt wurde, fand ich durch meine Forschungen in Pariser Gemäldegalerien, Kupferstichkabinetten, Bilderhandlungen und Trödlerbuden die Bestätigung meiner Hypothese, die nun auch von der Familie Zschokkes als richtig anerkannt worden ist.

**) Dr. Reinhold Köhler zögert (Dichterhalle S. 105) nur darum, meiner Ansicht beizupflichten, weil es nach Naglers Künstlerlexikon (XII, 77) noch eine vierte „Cruche cassée“ von Le Prince geben soll, fügt aber bei, daß er „trotz vielfachem Nachfragen bisher nichts näheres darüber erfahren konnte“. Auch meine Bemühungen, dies Blatt in Paris aufzutreiben, waren vergeblich. Nicht einmal in der Bibliotheque Nationale, die sich rühmt, des bekannten Meisters ganzes „Oeuvre“ zu besitzen, findet es sich vor; ebensowenig wollten Kupferstichhändler und Antiquare, deren Paris wahre Gelehrte zählt, etwas davon wissen. Mein Freund Edmond de Goncourt, der bekannte Romandichter und feinste Kenner der französischen Kunst des letzten Jahrhunderts, zweifelt an der Existenz des Stiches und hält es für eine Verwechselung Naglers mit einem ziemlich mittelmäßigen Kupfer desselben Meisters: „Les oeufs cassés“, dessen das Künstlerlexikon übrigens auch erwähnt. Es ist eine

unser Sprichwort vom Kruge, der so lange zum Brunnen geht, bis er bricht; aber die beiden Maler hielten sich als echte Franzosen lieber an jene witzige Variante, welche der schlaue Bazile im „Mariage de Figaro“ ausgesprochen hat: „Tant va la cruche à l'eau qu'à la fin . . . elle s'emplit.“ Dieses erotische Symbol tritt im zuerst entstandenen Bilde von Jean Baptiste Greuze (1725—1805) nur versteckt hervor. Das Werk des berühmten Meisters enthält bloß eine Figur und bezieht sich also nicht auf Zschokkes Kupferstich, aber es bildet unstreitbar das Urbild zu Debucourts „Cruche cassée“.

Man weiß, wie Greuze auf die Idee seines Süjets kam.*) Der Fabeldichter Florian erzählte ihm einmal, daß Agnes, seine Magd, jeden Abend zum Brunnen gehe, dort den Krug unter den Wasserstrahl stelle und mittlerweile einen kleinen Abstecher in den Park mache, wo ein junger Holzschnitzer arbeite.

„Sehen Sie,“ rief Florian plötzlich, „dort kommt sie vom Brunnen, ganz gedankenvoll und bestürzt.“

„Ja,“ sagte Greuze, „dieser verteufelte Künstler hat sich gewiß zum Dessert einen Kuß genommen.“

„Warum sollten sie nicht?! Sie sind beide jung. Solche Liebe mit siebzehn Jahren ist ein Segen des Himmels.“

„Jetzt hat sie ihren Krug genommen und kommt mit schmachtender Lässigkeit des Weges daher. Ach, könnte ich sie jetzt malen!“

„Dem Bilde würde etwas fehlen.“

„Ei, was denn?“

„Der Kuß, den sie im Park empfangen und gegeben.“

„Die Malerei weiß sich zu helfen. Ich kann den Kuß ganz einfach andeuten, indem ich einen zerbrochenen Krug male.“

„Vielleicht würden Sie damit zu viel sagen; aber die Idee ist sinnreich. Also frisch ans Werk! Ihr Bild soll ‚Der zerbrochene Krug‘ heißen.“

Und so malte Greuze sein Meisterwerk: ein jugendfrisches Mädchen in knappem Mieder und hellem Musselin-Kleide, das Köpfchen mehr rund als oval, aber von entzückender Lieblichkeit. Die blonden Haare schimmern goldig, der Teint ist von jenem durchsichtigen Schmelz, wie er nur dem Mädchen im Flügelkleid eigen ist. Und doch, je länger man dies reizende Engelsangesicht betrachtet, um so schneller entschwindet sein kindlicher Ausdruck. Die furchtsamen Rehaugen glühen in heimlichem Feuer, über dem Flaum der Wangen schwebt ein seltsames Rot, das weniger Jugendschimmer als in seligem Gedenken noch einmal aufdämmernde Scham ist, und auf den feuchten, kirschrot schwellenden Lippen schmilzt ein Kuß. Die Rose, die

---

barocke Illustration zu Lafontaines bekannter Fabel: Eine hochgeschürzte, auf feinsten Stöckelschuhen einherstelzende Operettenbäuerin mit Pompadour-Reifrock à la panier hat ein Körbchen Eier fallen lassen und zeigt lachend auf den Urheber dieser unfreiwilligen Omelette, der im Hintergrund, als Rokoko-Winzer verkleidet, eiligst das Weite sucht.

*) Arsène Houssaye, Galerie du XVIII. Siècle, Paris 1856, S. 185.

ihr am Mieder blühte, ist entblättert, aber nicht welk in den Schoß gesunken und wird nur noch von den Falten des geschürzten Kleidchens gehalten, und das Halstuch ist verschoben und läßt eine kaum geborne Brust sehen, deren stürmisches Wogen das straffe Mieder zu sprengen droht. Der durchlöcherte Krug jedoch ist nicht voll, wie Basilio meint, nur ihr Herz quillt über; das leise zur Seite geneigte Köpfchen aber schaut uns mit wehmütigem Lächeln an:

„Ah ben, quéque vous voulez . . Ça y est! . .“

Kurz, es ist eine Unschuld à la Watteau und Boucher, ganz im Geiste der eleganten, graziösen und frivolen vorrevolutionären Kunst, eine ländliche Manon Lescaut, qui était expérimentée à quinze ans, eine echte Rokoko-Figur, die eher in Porzellan oder Tragant auf den Nipptisch gehört, halb Natur, halb Theater, und doch voll von jener Gefühlswärme, worüber des Meisters feiner Pinsel verfügte, von jener leisen Rührung, wie sie Diderot in Mode brachte, und wieder von jener heimlichen Pikanterie, welche die Unschuld damals einzig verführerisch machte.

Diese eine Figur, die ein ganzer Roman ist, hatte bedeutenden Erfolg. Der Staat erwarb das Stück, zahllose Kopisten und Kupferstecher vervielfältigten es, und noch heute ist es unstreitig das populärste Bild von Paris, welchem man sich im Louvre nur durch eine doppelte Barriere von Staffeleien und Gaffern nähern kann.

Das gab dem talentvollen Freunde von Greuze, Jean Philibert Debucourt (1757—1824), dem Maler der kulturhistorisch und für die Kostümkunde wichtigen Pendants: „Galeries du Palais Royal“, gar viel zu denken. Dieses Krugmädchen gleicht einem Kostümbilde aus einer Komödie. Wie, wenn er es in ihrer Rolle, in einer Szene, in Aktion zeigen würde?

Zuerst malte er also in kleinem Formate die Vorgeschichte des Greuzeschen Bildes, indem er ihr nach dem damaligen Hofgeschmack einen pikant idyllischen Charakter verlieh. Aus der Magd des Fabeldichters und dem Holzschnitzer wurden zwei Personen eines Schäferspiels, die im Waldesschatten eines zierlichen Parkes agieren. Mit einem großen Strohhut auf dem Kopfe, steht die weißgekleidete Schöne in bedenklich derangierter Toilette am Brunnen; neben ihr sitzt ein hübscher Bursche und besieht sich lächelnd den zerbrochenen Krug, den sie in ihrer Hand hält, indes ein geschmücktes Schäfchen traurig zu ihrem verschobenen Mieder empor blickt, das den jugendlichen Busen nicht mehr zu fesseln vermag.*)

Doch die Handlung vor dem Bruche ist banal wie jede Liebesgeschichte, und einem Franzosen des galanten Jahrhunderts kann Eva nur nach dem Fall Interesse einflößen. Ueberdies hatte Diderot just die Comédie larmoyante ersonnen, deren Thränen gleichsam auf den herben Ernst der klassischen Kunst Davids und auf die

---

*) Ein kolorierter Stich von Debucourt selbst hat uns dies Bild bis zum heutigen Tage erhalten; er ist aber so selten geworden, daß ein Abzug auf einer der letzten Kunstversteigerungen im Hôtel des Ventes um 200 Frank losgeschlagen wurde. Der Titel lautet: Heur et Malheur ou La Cruche cassée, peint et gravé par De Bucourt, peintre du Roy, 1787. A Paris chez l'auteur cour du Louvre la 5[eme] porte à gauche en entrant par la colonnade, au 1[r].

Schrecken der Guillotine vorbereiten sollten; der praktische Genremaler folgte also nur dem sentimentalen bürgerlichen Geschmacke, indem er in seinem zweiten Bilde — diesmal einem großen Oelgemälde — die traurigen Folgen zeigte, wenn die jungen Mädchen Krüge zerbrechen. Es beginnt der zweite Akt der Tragödie in deutschem, der Komödie in modern französischem und des Rührstückes oder der Tragikomödie in Diderots Sinne.

Schon im nächsten „Salon" von 1782 konnte Debucourt sein Bild unter Numer 219 ausstellen. Diderot, der just im Jahre vorher seinen letzten „Salon" schrieb, hätte diese gemalte bürgerliche Komödie jedenfalls sympathisch begrüßt. Vielleicht trägt Debucourts gewohnter Fehler, seine Darstellungen allzu theatralisch zu inszenieren und mehrere Figuren nach einem und demselben Modell zu zeichnen, auch hier die Schuld, daß das Bild nur in Privatbesitz überging. Wie man mir versicherte, soll es vor einigen Jahren in Paris unter den Hammer gekommen sein und gegenwärtig die Wohnung eines unbekannten Mäcens schmücken. Zum Glücke für uns fand sich gleich dazumal in dem fleißigen Jean Jaques Le Veau ein Kupferstecher, der das Bild vor völliger Vergessenheit bewahrte. Sein prachtvolles Folioblatt*) ist dem bekannten Bildhauer Pigalle (1714—1785) gewidmet, dem Schöpfer des nackten „Voltaire" im Institut und des monumentalen Mausoleums des Marschalls Moritz von Sachsen in der Straßburger Thomaskirche, und wurde ohne Zweifel Eigentum Zschokkes, als dieser 1795 vor seiner Abreise von Paris „eine auserlesene Sammlung von Handzeichnungen und Kupferstichen zum Behufe der künftigen Künstlerwerkstatt sehr wohlfeil zusammenkaufte, weil man sie wahrscheinlich noch wohlfeiler aus geplünderten Schlössern erworben haben mochte". **)

Es gilt nun, durch eine vergleichende Betrachtung des Kupferstiches, der durchaus künstlerisch ausgeführt ist und die farbige Schönheit des Originals wenigstens erraten läßt, und der beiden Dichtungen von Kleist und Zschokke nachzuweisen, inwieweit jener den letzteren Stoff und vorbildliche Anregung geboten hat. Von Wielands „Ambrosius Schlinge" sehen wir dabei ganz ab, denn er hielt sich ja so gut wie gar nicht an das aufgegebene Thema.

Ort der Handlung ist ein weiter Flur im Gerichtshause. Damit die harrenden Kläger und Zeugen vor Wind und Wetter geschützt sind, hat der Baumeister ein mächtiges Strohdach bis weit über den Vorplatz gezogen und auf feste Mauern und Eichenbohlen gestützt. Der gewaltige Raum, einer Scheune zum Verwechseln ähnlich, ist die ländliche Salle des pas perdus, das Vorzimmer zum Gerichtssaal, welcher

---

*) „Le Juge ou la cruche cassée — peint par Philibert Debucourt, Peintre du Roi — gravé par J. J. Le Veau de l'Acad. Rle. des Scien. Belles-Lettres et Arts de Rouen. Dédié à Monsieur Pigalle, Chevalier de l'ordre du Roi, Sculpteur, ancien Recteur de l'Academie Royale de Peinture et Sculpture, et de celle des Sciences Belles-Lettres et Arts de Rouen. Par son très Humble très Obéissant Serviteur Debucourt. Paris chez Le Veau Graveur, Maison de Mr. Moreau Mtre. Charpentier, Place de Fourcy à l'Estrapade."

**) Selbstschau S. 80.

um zwei Stufen niedriger links unter derselben Bedachung anfängt und durch keine Mauer abgesondert ist. An der Wand kleben ein paar gemeinderätliche Verordnungen, und just vor diesen steht neben dem mit Protokollen und Akten bedeckten Tische der Richterstuhl, wo eben eine Rechtsklage verhandelt wird. Drüben im Hintergrund an der Eingangsthür, durch welche man die Häuser des Dorfes und ein Stück Himmel sieht, lungern mehrere Gestalten beiderlei Geschlechtes, offenbar meist Parteien der nächstzuverhandelnden Affaire. Die bloße Neugierde scheint nur eine junge Mutter mit ihren drei Rangen hergeführt zu haben, denn auf der plumpen Steintreppe, die in ein dunkles Kämmerchen, offenbar das Arrestlokal, führt, verwendet sie kein Auge von der den Richter umstehenden Gruppe. Noch mehr scheinen sich drei nähere Männergestalten dafür zu interessieren. Wahrscheinlich sind es Zeugen, denn einer von ihnen zeigt mit beiden Händen her, als hätte er den Schuldigen schon an den Ohren. Mittlerweile hat sich am andern Ende eine Thüre geöffnet, welche einen Blick in ein sonniges Gemach mit Kamin, Gemälden und allerlei Zierat gewährt. Eine schöne, stattliche Edeldame mit aufstehendem Spitzenkragen und ausgeschnittenem Kleid ist mit einem Kavalier eingetreten, der dem Beschauer den Rücken wendet und ihr mit graziöser Bewegung ein Sträußchen anbietet, während ein zweiter, ganz ähnlicher Rittersmann mit kühn umgeschwungenem Reitermantel und breitkrämpigem Federhute auf dem Kopf aus dem Gemache tritt, wo am erleuchteten Kamin eine alte Dame mit rätselhafter Gebärdensprache alle Finger vor den Mund hebt. Es friert sie wohl. Diese ganze Gruppe ist ebenso bloßes Füllsel, wie die beiden Kinder, die im Vordergrunde stehen.

Die Mittelgruppe, die Gerichtsverhandlung in Sachen des zerbrochenen Kruges, muß jeden Deutschen anheimeln, denn da erkennt man auf den ersten Blick die Gestalten, die uns Heinrich von Kleist vorgeführt hat. Er und Zschokke, die ja beide kurz vorher in Paris waren und das Bild von Greuze, den Schlüssel zu diesem Seitenstücke, dort gewiß auch sahen, verzichteten mit Recht auf die lockere Symbolik des Franzosen. Bei Zschokke handelt es sich um den Krug sans phrase, und bei Kleist sagt Frau Marthe zu ihrer Tochter:

„Dein guter Name lag in diesem Topfe,
Und vor der Welt mit ihm ward er zerstoßen . . .“

aber sie fügt zur Vermeidung unliebsamer Mißverständnisse hinzu:

„Wenn auch vor Gott nicht und vor mir und dir.“

Und der erboste Ruprecht weiß ein viel wesentlicheres Motiv:

„'s ist der zerbrochne Krug nicht, der sie wurmt,
Die Hochzeit ist es, die ein Loch bekommen,
Und mit Gewalt hier denkt sie sie zu flicken.“

Und so suchten denn die beiden Dichter den leichtfertigen Stoff in echt komischer Weise zu vertiefen, indem sie den Richter zum Schuldigen machten, der sich selbst hineinverhört. Keine Frage, Debucourt lag diese Absicht fern. Sein Richter

ist der Vogt (Bailli) oder gar der königliche Fermier général und hat gar nichts Komisches. Gravitätisch sitzt er mit übergeschlagenen Beinen im Lehnstuhle. Seine Nase ist nicht so groß, wie Zschokke vierzig Jahre später sich zu entsinnen glaubte, sondern eher breit geraten. Auf dem Kopfe trägt er eine Mütze, deren Pelzverbrämung sich auch an seinem weiten Gewande findet, das einem bequemen Schlafrocke bedenklich ähnlich sieht, und zu diesem Negligee paßt das faltenreiche, von keiner dezenten Weste bedeckte Hemd, welches, am Halse nachlässig geknüpft, bis zur Hüfte niederfällt und in zerknitterten Manschetten aus den kurzen weiten Aermeln des Talars quillt. Mit seinen brummig zusammengekniffenen Augen, aus denen ein unwilliger Blick schießt, und mit dem schnüffelnden Munde, dessen Winkel tief herniedergezogen sind, sieht der gestrenge Herr so bärbeißig aus, als könnte er auch nicht die blankeste Unschuld freisprechen. Ohne Zweifel nahmen Kleist und Zschokke die Bewegung der aufgestemmten Rechten pour le besoin de la cause für ein verlegenes Kratzen im Barte, während doch die fest geballte Faust, die in den spärlichen Stoppeln halb versinkt, ganz einfach das ein salomonisches Urteil erwägende Haupt stützen soll. Und so wenig dieser würdige Richter da das Prototyp des hartgesottenen Sünders Adam oder Zschokkes Hautmartin ist, so wenig hielten sich die deutschen Dichter an den französischen Schreiber, eine ganz ideal jugendschöne Gestalt mit niederfallenden Locken und schmucker Kleidung. Diesem Sekretär mag ein Page vom Versailler Hofe Modell gesessen haben; aber mit dem schlauen Schreiber Licht hat er höchstens das lichte Flachshaar gemein, womit ihn die deutsche Bühnen-Tradition, vielleicht noch auf des Dichters Wunsch, in der Regel auszustatten pflegt.

Und nun die Kläger! Zuerst ein ältlicher Bauer, der sich mit ehrerbietigem Hutlupf in die Nähe des Richters drängt und auf den zerbrochenen Krug zeigt. Wir können ihn füglich Veit Tümpel oder Gerichtsboten Jacques taufen, obwohl diesem bei Zschokke die Rolle zufällt, mit seinen Aussagen ohne Wissen und Wollen den Richter zu entlarven. Neben ihm und wie billig im Zentrum des Ganzen steht das liebliche Geschöpf von Greuze, von einer Lichtwelle überflutet. Dieselbe Stellung, die nämliche Draperie, der gleiche Krug, alles wie aus dem berühmteren Urbilde geschnitten. Und doch ist es nicht dieselbe! Die naive Jugendlichkeit und Frische verschwand. Das runde Köpfchen wurde lang und neigt sich jetzt leise zur Seite, wie eine volle Aehre. Das ist kein Kind, keine Jungfrau mehr, sondern ein vollkommen erblühtes Weib. Aus den reinen Zügen ihres Antlitzes ist das Rot von ehedem gewichen. Ihr Mund, dazumal noch feucht vom ersten und nicht vom letzten Kusse, ist krampfhaft geschlossen und über die Lider scheint eine große Thräne zu rollen. Wie schade um die „schönen, seelenvollen Augen“, wie Zschokke sie nennt! Das Halstuch, dazwischen sich die weiße Brust üppiger als ehedem hebt, ist noch immer lose geknüpft, aber mehr aus Gewohnheit als aus Koketterie, denn heut ist ihr anders zu Mute . . . O, aber ganz anders! . . Zwar sitzt das helle Mieder noch immer knapp über den runderen Hüften, doch keine Rose schmückt es mehr, nicht einmal eine ent-

blätterte. Abermals hat sie die Linke vornüber auf den rechten Arm gelegt, woran der Krug hängt, und derweil zupft die andre Hand am hochgeschürzten Kleide, so daß man den kurzen Unterrock und die hübschen Füßchen in den klotzigen Holzschuhen sieht. Ja, die Falten um die Hüfte bauschen sich und puffen mehr als bei Greuze, und zwar so hoch, daß Wilhelm Meisters boshafte Philine gewiß von einer rätselhaften „vorderen Wackelfalte des verkürzten Rockes“ munkeln würde — und sie versteht sich darauf! Nein, nein, das ist weder Zschokkes eher an die Agnes von Greuze gemahnende Mariette aus Avignon, der „siebzehnjährige, verkleidete Engel im flatternden Rock, blaßgrünen Mieder und vorne am Busen eine Orangenblüte neben Rosenknospen“, noch die etwas holländisch herbe Unschuld Kleists,

„Ein twatsches Kind — gut, aber twatsch,
Blutjung, gefirmelt kaum, das schämt sich noch,
Wenn's einen Bart von weitem sieht.“

Und doch, wenn dies Mädchen, welches verlegen, traurig, verzweiflungsvoll der peinlichen Verhandlung beiwohnt und das Corpus delicti, den Krug, und sich selbst verschämt vom Richter ab und der mütterlichen Megäre zuwendet — wenn es sprechen könnte, würde es gewiß mit des Dichters Evchen sagen:

„Laßt doch den Krug! Laßt mich doch in der Stadt versuchen,
Ob ein geschickter Handwerksmann die Scherben
Nicht wieder euch zur Lust zusammenfügt.
Und wär's um ihn geschehn, nehmt meine ganze
Sparbüchse hin und kauft euch einen neuen.
Wer wollte doch um einen ird'nen Krug,
Und stammt' er von Herodes Zeiten her,
Solch einen Aufruhr, so viel Unheil stiften.“

Neben ihr steht das unverkennbare Modell zu Zschokkes ewig keifender Mutter Manon und zu Kleists Frau Marthe Rull,

„Witw' eines Kastellans, Hebamme jetzt,
Sonst eine ehrliche Frau, von gutem Ruf.
— — Dem Amte wohlbekannt.“

Ihr mageres Gesicht, eingequetscht in ein gewiß schreiend buntes Kopftuch, scheint zu ihrer Falstaffschen Leiblichkeit, die jedoch mehr überwarme Bekleidung als wirkliche Korpulenz, nur schlecht zu passen, doch die eingefallenen, runzlichen, harten Züge sprechen nur um so unverhohlener. Wie sie dasteht in grobem Rock und Klapperschuhen und mit fliegender Schürze und klaffendem Munde, ganz fleischgewordene Streitsucht, ganz sittliche Entrüstung, ganz energische Beredsamkeit, ganz Invektive gewordenes Plaidoyer! Entschlossen hat sie sich neben den Angeklagten gestellt — einen stämmigen, verlegen lächelnden, hübschen Burschen, Zschokkes reichen Bauerssohn Colin und Kleists Ruprecht in Person — und packt ihn, das wütende Gesicht dem skeptischen Schreiber zugewendet, so unsanft am Kragen, daß alle Knöpfe seines Hemdes reißen und seine liebende Brust fast im ganzen Umfange sichtbar wird;

und wie solchermaßen der Missethäter um einen guten Ruck dem hochnotpeinlichen Halsgerichte näher steht, mag es laut und mit erschreckender Zungenvolubilität von ihren wutschäumenden Lippen erschallen:

„Nun diesen Krug jetzt seht — den Krug,
Zertrümmert einen Krug noch werth — den Krug
Für eines Fräuleins Mund, die Lippe selbst
Nicht der Frau Erbstatthalterin zu schlecht,
Den Krug, ihr hohen Herren Richter beide,
Den Krug hat jener Schlingel mir zerbrochen.“*)

Kurz, wenn ein Maler dem Dichtergedanken nachgezeichnet hätte, während hier umgekehrt der Poet sich inspirieren ließ, so könnten sich Urbild und Nachdichtung kaum in mehr harmonischer und den frei schaffenden Genius weniger beengender Weise ergänzen. Gerade zu einer Zeit, wo unsere ohnehin illustren Klassiker, wie der dummdreiste Ausdruck lautet: „illustriert“ und ihre Werke zu bloßen Bilderbüchern für die gedankenlose Menge entwürdigt werden, muß man bei dieser Gelegenheit hervorheben, daß sich nur ein genialer deutscher Dichter gefunden hat, um ein intuitives Gebilde in das Reich geistiger Schönheit emporzuheben.

---

*) Zur Not ließen sich auch die Puppen des „Ambrosius Schlinge“ in den Figuren des Bildes erkennen. In diesem Falle wären Herr Vinzent auf den Richter, Luzie auf das Krugmädchen, der Titelheld auf den jungen Angeklagten, Frau Tante Loos auf die ältliche Furie, der blöde Hausknecht Martin auf den Vater, und die übrigen Glieder der Familie auf die von Kleist und Zschokke ignorierte Seitengruppe im Bilde zu beziehen. Aber sobald der Krug wegfällt, wie dies hier geschehen, so hat eine Vergleichung mit dem Bilde keinen rechten Sinn mehr.

Siebentes Kapitel.

Idyllische Pläne.

Bei alledem gestalteten sich die damaligen sozialen und politischen Verhältnisse in Bern auf ziemlich unerfreuliche Art. Das stolze, steife Wesen der Patrizier hatte Oberwasser. Junker und Pfaffen ergriffen die Zügel des verfahrenen Staatskarrens, und ihr Anführer, der tapfere Landammann Reding, kutschierte ihn noch tiefer in den alteidgenössischen Sumpf. Zschokke glaubte seinen Freund warnen zu müssen. Es kam zu einer ernsten Unterredung. Reding wollte ihn bewegen, als Gesandter der Republik nach Amiens zu reisen, um dem ersten Konsul reinen Wein einzuschenken und womöglich noch Wallis für die Schweiz zu retten. Zschokke lehnte ab, denn er versprach sich gar keinen Erfolg von einem derartigen Schritte. Der Intimus schmollte ihm darob, und seine Parteigänger, die Zschokkes Einfluß auf den wankelmütigen Staatslenker oder gar Verschwörungspläne fürchteten, bemühten sich nach Kräften, die Kluft zu erweitern. Das beliebte Schweizer Schlagwort vom „Deutschmichel" machte wieder einmal drohend die Runde. Zschokkes Freundschaft mit zwei andern Norddeutschen, Kleist und Wieland, goß Oel ins Feuer. Es kam so weit, daß er auf Schritt und Tritt von den Dienern der Berner Hermandad beobachtet wurde, wobei man sich nicht einmal die Mühe nahm, diese beleidigende Sorgfalt zu verheimlichen.

„Als ich eines Tages," erzählt Zschokke in einer vergessenen Flugschrift, „zum Nachtessen Freunde bei mir hatte, die nichts weniger als in Politik hineingeben wollten — der Berner Oberst von Grafenried, der bei Neuenegg Sieger gegen die Franzosen gewesen war, Heinrich Geßner, der Sohn des Idyllendichters, Ludwig Wieland, sein Schwager, Sohn vom Sänger des „Oberon", Pestalozzi, Professor Tralles, nachmals Akademiker in Berlin, Heinrich von Kleist, den Deutschland noch heute ehrt, Balthasar aus Luzern, der Bibliothekar, u. s. w., überall keine gefährliche Gesellschaft! — da stellte man mir geradezu eine Polizeiwache vor die Hausthüre, die aber zu nichts diente, als den fröhlichen Humor meiner Gäste zu vermehren,

und die nicht eher vom Posten wich, bis wir um Mitternacht auseinander gingen.*) Die Freunde erblickten beim Weggehen vor der Hausthüre einen verkleideten Polizeimann, den sie schon bei ihrer Ankunft dahin gepflanzt gefunden hatten. Professor Tralles, Oberst Grafenried und andre, die in Bern einheimisch waren, erkannten und neckten den armen Tropf unbarmherzig, der gar ehrlich gestand, der Herr Polizeidirektor wolle wissen, wer bei mir speise.**) Landammann Reding, dem ich den komischen Vorfall erzählte, lachte nicht wenig darüber und sagte: ‚Die Berner sind halt Narren!'"***)

Diese seltsame Narretei war ebenso unnütz als lästig. Zschokke sehnte sich hinweg aus Bern. Allerlei Pläne tauchten in ihm auf und wurden mit den Freunden gründlich besprochen. Diese idyllischen Projekte erhellen am besten aus einem bisher ungedruckten Briefe Zschokkes an einen Magdeburger Jugendfreund, worin das Herz des Mannes im schönsten Licht erscheint.†) Demzufolge freut er sich herzlich, daß sein alter Lieblingswunsch, „fern vom Getümmel der Welt auf einem eigenen Landgut am Fuße der Alpen dem Landbau, den Wissenschaften und der Freundschaft zu leben", seiner Erfüllung entgegenzugehen scheine.

Daß sich auch Kleist mit derlei idyllischen Plänen trug, könnte eigentlich wunder nehmen, denn er hatte sich niemals in die politischen Händel Helvetiens gemischt und war nirgends glücklicher gewesen, als in Bern. In einem kleinen Kreise gleichgestimmter Freunde, in völliger Unabhängigkeit und inmitten landschaftlicher Reize, kurz, in durchaus erfreulichen Verhältnissen fühlte sich sein Gemüt angeregt und befreit und jubelte sein Mund das stolze: „Anch' io!" des Künstlers in die winterliche Alpenluft hinaus. Aber er hatte seine Art, poetisch zu produzieren; er mußte allein und ungestört, sein eigner Herr im eignen Hause sein. Und so erwachte denn die alte Sehnsucht nach dem Landleben wieder in ihm, freilich weniger ungestüm und schwärmerisch, als ehedem.

Vergleicht man Zschokkes angezogenen Brief mit demjenigen, den Kleist am 12. Januar 1802 während seines Aufenthaltes in Bern an seine Schwester Ulrike schrieb,††) so wird man überrascht vom gleichgestimmten Grundton. Ruhe und Frieden im Landleben suchen sie beide. Da ist gar kein Zweifel, daß der Einfluß Zschokkes aus jeder Zeile spricht. Wohl hat dieser die Sehnsucht nach dem Leben in der Natur keineswegs in ihm geweckt, denn Kleist war ja mit dem bestimmten Plane nach der Schweiz gekommen, seine idyllischen Pläne aus den Tiefen des dichterisch angeregten Gemütes ins Leben zu setzen; aber der Zuspruch des verständigen Freundes, die Sache so praktisch als möglich anzufassen, ist gar nicht zu

*) Prometheus für Licht und Recht, von Heinrich Zschokke, III. Th. 1833, Erinnerungen an Landamman Aloys Reding, S. 7.

**) Selbstschau I, 203.

***) Prometheus S. 10.

†) Siehe Anhang XI, Heinrich Zschokke an Gottlieb Lamme.

††) Koberstein S. 61.

verkennen. Kleist schwebt nicht mehr in den Regionen der Illusion, sondern rechnet mit der Realität. Unter Zschokkes Einfluß ist er fast ein ruhig und kalt erwägender Geschäftsmann geworden.

Mit welcher sophistischen Schlauheit knüpft er nicht schon an den Wunsch der Schwester, er möge doch nach Hause zurückkehren und ein Amt nehmen, seinen angeblich engverwandten Plan an, um ihn gleich darauf gerade mit seinen arg zerrütteten Finanzen zu motivieren! ... „Ich will ja, wohlverstanden, Deinen Willen thun, will ja hineintreten in das bürgerliche Leben, will ein Amt nehmen, eines, das für bescheidene Bedürfnisse gewiß hinreicht, und das noch dazu vor allen andern den Vorzug hat, daß es mir gefällt. Ja, wenn auch wirklich mein Vermögen so tief herabgeschmolzen ist, wie Du schreibst, so kann ich doch immer noch meinen stillen, anspruchslosen Wunsch, ein Feld mit eigenen Händen zu bebauen, ausführen." Man glaubt wahrhaftig Zschokke zu hören, der ja auch von Vorsicht und praktischem Studium der Landwirtschaft spricht, wenn man bei Kleist die folgende überkluge Auseinandersetzung liest: „Mir ist es allerdings Ernst gewesen, mein liebes Ulrikchen, mich in der Schweiz anzukaufen, und ich habe mich bereits häufig nach Gütern umgesehen, oft mehr in der Absicht, um dabei vorläufig mancherlei zu lernen, als bestimmt zu handeln. Auf meiner Reise durch dieses Land habe ich fleißig die Landleute durch Fragen gelockt, mir Nützliches und Gescheutes zu antworten. Auch habe ich einige landwirthschaftliche Lehrbücher gelesen und lese noch dergleichen, kurz, ich weiß soviel von der Sache, als nur immer in einen offenen Kopf hineingehen mag. Dazu kommt, daß ich durch Heinrich Zschokke einige lehrreiche Bekanntschaften gemacht habe und nun mehrere mit Landmännern machen werde. Ueberall vertraue ich mich mit ziemlicher Offenheit an und finde Wohlwollen und Unterstützung durch Rath und That. Zschokke selbst will sich ankaufen, sogar in meiner Nähe, auch spricht er zuweilen von dem Schweizerbürgerrecht, das er mir verschaffen könne, und sieht dabei sehr herzlich aus; aber ich weiß noch nicht, ob ich recht lese ... Auch wird Lohse, den seine Kunst ernährt, bei mir wohnen und mir mit Hülfe an die Hand gehen ..."

Charakteristisch genug, bestrebt er sich in diesen Briefen fortwährend, seiner Freunde Unterstützung durch Rat und That hervorzuheben, denn er weiß wohl, daß seine Familie mit Recht kein großes Vertrauen in seinen praktischen Geist und seine Besonnenheit setzt. Namentlich wird er nicht müde, immer Zschokke zu citieren, der den Verwandten als verständiger Mann bekannt sein mochte. Daß es sich dabei meistens lediglich um solche captatio benevolentiae handelt, beweist Kleists Versicherung, daß sich der Ex-Privatdozent in seiner Nähe ankaufen wolle, während er sich in Wahrheit eher vom Aargau angezogen fühlte, der ihm noch von seiner Bündner Gesandtschaftszeit in gutem Andenken stand. In seinen Briefen, wenn sie auch noch so offenherzig und improvisiert scheinen, zeigt sich Kleist immerfort als der verschlossene Mensch, der er im Grunde war. Er läßt sich nie gehen, und seine wichtigeren Schreiben sind offenbar Kopieen eines sorgfältigen Konzepts. Er sagt

nur, was er will und versteigt sich ab und zu auch zu kleinen Mystifikationen, so daß die besten Quellen, die uns sein Wesen erklären sollten, stets mit Vorsicht zu konsultieren sind. Nur selten verrät er im Feuer der Dialektik seine innerste Stimmung da und dort, und gerade in dem angezogenen Briefe fällt er einmal in die Werther-Stimmung zurück. „Ich bin nun einmal so verliebt in den Gedanken, ein Feld zu bauen, daß es wohl wird geschehen müssen. Betrachte mein Herz wie einen Kranken, diesen Wunsch wie eine kleine Lüsternheit, die man, wenn sie unschädlich ist, immerhin gewähren kann.“ Und was sucht er in diesem Landleben, zu dem er sich prädestiniert glaubt? Es lassen sich dafür drei Gründe aus seinem Briefe herausschälen. Zuerst: die Einsamkeit. „Ich bin so sichtbar dazu geboren, ein stilles, dunkles, unscheinbares Leben zu führen, daß mich schon die zehn oder zwölf Augen, die auf mich sehen, ängstigen. Darum eben sträube ich mich so gegen die Rückkehr, denn unmöglich wäre es mir, hinzutreten vor jene Menschen, die mit Hoffnungen auf mich sahen, unmöglich, ihnen zu antworten, wenn sie mich fragen: wie hast du sie erfüllt? Ich bin nicht, was die Menschen von mir halten, mich drücken ihre Erwartungen. — Ach, es ist unverantwortlich, den Ehrgeiz in uns zu erwecken, einer Furie zum Raube sind wir hingegeben. — Aber nur *in* der Welt etwas zu sein, ist schmerzhaft, *außer* ihr nicht.“*) Zweitens hofft er seinen Lebensunterhalt zu sichern. Drittens aus Gesundheitsrücksichten. „Ich glaube, daß ich mich in Frankfurt zu übermäßig angestrengt habe, denn wirklich ist auch seit dieser Zeit mein Geist seltsam abgespannt. Darum soll er jetzt ruhen, wie ein erschöpftes Feld, desto mehr will ich arbeiten mit Händen und Füßen, und eine Lust soll mir die Mühe sein. Ich glaube nun einmal mit Sicherheit, daß mich diese körperliche Beschäftigung wieder ganz herstellen wird. Denn zuletzt möchte alles Empfinden nur von dem Körper herrühren, und selbst die Tugend durch nichts andres froh machen, als bloß durch eine, noch unerklärte, Beförderung der Gesundheit. . . . In der Bibel steht: arbeite, so wird es dir wohl gehen; — ich bilde mir ein, es sei wahr, und will es auf diese Gefahr hin wagen.“

Er hat freilich noch einen vierten Grund, aber den verheimlicht er sorgfältig. Es ist ihm gewiß weniger darum zu thun, selber „mit Händen und Füßen“ zu arbeiten, als dichterisch zu produzieren. Hier in Bern, im Wirbel des sozialen und politischen Lebens, ist es ihm unmöglich. Auch seine Freunde, die ihn zur Arbeit angeregt und den Poeten zum Aussprechen veranlaßt haben, dürften zu jenen ihn ängstigenden „Augen“ gehören. Kleist bedarf zur Arbeit der Einsamkeit; jedes Drängen stört seine Inspiration. Die rätselhafte Stelle in seinem Briefe: „Ob Du aber nicht etwas *gewinnen* wirst, ich meine außer den Prozenten —? Mein liebes Ulrikchen, bei Dir muß ich von gewissen Dingen immer schweigen, denn ich schäme mich zu reden gegen Einen, der handelt“ . . . ist entschieden nur auf seine poetischen

---

*) Ganz ähnlich schrieb er zuvor am 10. Oktober 1801 aus Paris an Wilhelmine: „Denn nur in der Welt ist es schmerzhaft, wenig zu sein, außer ihr nicht.“ Bülow S. 229.

Pläne, seine That zu beziehen; denn gewiß hat er der Schwester in Paris schon gestanden, daß er der Welt in seinem „Gedicht“ seine Liebe zu ihr erklären wolle. Es ist nun sehr interessant, zu verfolgen, wie dieses anfänglich nur angedeutete Motiv an Umfang wächst und alle andern Rücksichten schweigen läßt. Bald wird er seine idyllische Existenz nur noch als eine Art Verbannung betrachten, von welcher ihn sein dichterisches Schaffen befreien soll. Dies klingt eigentlich schon aus dem melancholischen Briefschlusse des „verlorenen Sohnes“ heraus:

„Aber Du sollst doch noch einmal Deine Freude an mir haben, wenn ich Dich auch jetzt ein wenig betrübe. — Auch Tante und die Geschwister sollen mir wieder gut werden, o gewiß! Denn erzürnt sind sie auf mich, ich fühle es wohl; nicht einmal einen Gruß schicken sie dem Entfernten. Ich aber drücke mich an ihre Brust und weine, daß das Schicksal oder mein Gemüth — und ist das nicht mein Schicksal? eine Kluft wirft zwischen mich und sie.“

Achtes Kapitel.

In Thun.

In Wirklichkeit zog es den unseligen Kleist nicht nur darum von Bern fort, weil ihm seine Verhältnisse den dortigen Aufenthalt sehr teuer machten, sondern auch um sich von den Freunden zu trennen, denen er sich am Ende doch nicht verwandt fühlte. Keiner seiner Berner Bekannten besaß jene hingebende Zartheit der Empfindung, die ihn so unwiderstehlich an Brokes fesselte. Ludwig Wieland war ein unreifer, exaltierter Kopf mit einem starken Stich ins Leichtsinnige, Heinrich Geßner ein gegen den drohenden Ruin ankämpfender Projektenmacher, und auch mit Heinrich Zschokke vermochte er nicht warm zu werden. Die überlegene, autoritäre, weltkluge Männlichkeit des älteren Freundes mochte ihn nicht minder fremdartig berühren, als seine so grundverschiedene Auffassung des Lebens. Zschokke besaß auch nicht jene liebenswürdige Zudringlichkeit, wodurch später der alte Wieland den feinfühligen Kleist erst anzog und dann verletzte. Dank seiner nach der Vergangenheit zugewendeten Sehergabe, dem sogenannten Janusgesicht, das ihm erlaubte, die ganze Vergangenheit gewisser Menschen, die er zum erstenmale sah, in unheimlicher Klarheit zu präzisieren,*) hatte er ohne Zweifel auch Kleists Wesen erfaßt. Er durchschaute sofort des Freundes heimliches inneres Leiden, das seinem Umgange die eigentümliche Anmut verlieh, und nahm den leisen Zug von Schwermut für ein Nachweh in der Erinnerung an trübe Vergangenheiten, welches junge Männer von Bildung in solchem Lebensalter oft zu ergreifen pflegt und woran er selber gelitten hatte.**) Aber er ehrte Kleists krankhaftes Schweigen und fühlte sich nicht berufen, den Seelenarzt zu spielen, und Kleist wollte ja nicht getröstet und geheilt sein; war ihm doch schon die bloße Beobachtung lästig. Er vertraute dem edelsinnigen, wahrheitsliebenden Freunde ebensowenig, als allen andern. „Er sieht ganz herzlich aus," schreibt er an Ulrike,***) „aber ich weiß noch nicht, ob ich recht lese." Die Wahrheit

*) Selbstschau I, 269.
**) Bülow S. 28, aus einem Briefe Zschokkes an ihn (1845).
***) Koberstein S. 67.

ist, daß Kleist nicht unter die Menschen paßte und auf die Dauer keine Intimität litt. „Für ein Herz, das sich gerne jedem Eindrucke hingibt, ist nichts gefährlicher als Bekanntschaften, weil sie durch neue Verhältnisse das Leben immer noch verwickelter machen, das schon verwickelt genug ist.“*) Dieser Meinung blieb Kleist bis zur gänzlichen Vereinsamung treu. Es war ihm nicht zu helfen, wie er in seinem allerletzten Briefe selbst eingesteht.

Während oder weil also Zschokke eher geneigt war, sich in der Nordschweiz niederzulassen, strebte Kleist nach dem Süden oder wenigstens Südosten. Schon aus Bern meldete er der Schwester die Wahl eines Landgutes am Thunersee, das er wohl nur nach Plänen und Abbildungen oder gar aus bloßen Schilderungen des Verkäufers kannte. In jenen unruhigen Zeiten, wo man sich noch lange nicht, wie es wirklich der Fall war, am Ende der revolutionären Wirren glaubte, suchten die Berner Patrizier ihre Besitzungen um jeden Preis loszuschlagen, um unter Umständen, nach dem Muster der französischen Emigranten, sofort den Weg ins freiwillige Exil einschlagen zu können. Schon mitten im Winter schrieb also Kleist, daß er unter sehr vielen „beurtheilten“ Landgütern endlich am Thunersee eines gefunden habe, welches ihm sehr wohl gefalle und, was der Schwester mehr gelten werde, auch von seinen Berner Freunden für das schicklichste gehalten werde. Es sei ein kleines Haus mit ziemlich viel Land, sei während der Unruhen etwas verfallen und koste circa 3500 Rthlr. Dazu komme ein Vorteil, der ihm besonders wichtig sei, nämlich, daß der jetzige Besitzer das erste Jahr lang in dem Hause wohnen bleiben und das Gut in Pacht nehmen wolle, wodurch er selbst mit dem Praktischen der Landwirtschaft hinlänglich bekannt zu werden hoffe. In seinem Eifer, dieses künftige Eden in Augenschein zu nehmen, entschloß er sich, Bern sofort zu verlassen, ohne das Eintreffen seines in Frankfurt am Main nach Basel vorausgesandten Koffers abzuwarten.

Ende Januar 1802 siedelte er nach Thun über, welches von 1798—1803, während der Gewitterschauer der Helvetischen Republik, die Hauptstadt des Kantons Oberland von Bonapartes Gnaden war. In der altehrwürdigen Stammburg des noch immer in Tirol und Böhmen blühenden Grafengeschlechtes derer von Thun und dem späteren Residenzschlosse der Schultheißen von Bern tagte damals die Kantonsregierung, welche teils zu den Franzosen und Patrioten hielt, teils treu an den gestrengen Herren von Bern hing und die Lostrennung nur als vorübergehend betrachtete. Unser Dichter also, der die politischen Wirren in Bern zurückzulassen hoffte, kam hier keineswegs in das stille Idyllenland, als welches er sich ehedem die ganze Schweiz gedacht hatte; aber er hoffte, hier doch eher als anderswo einen friedlichen Winkel aufzustöbern. Da er aus Bern an die Schwester geschrieben, daß, falls er sich ankaufen sollte, Lohse bei ihm wohnen werde, so ist anzunehmen, daß dieser Freund, dessen er in seinem ganzen Briefwechsel nicht mehr erwähnt, erst später von Thun aus über den Gotthard nach Mailand weitergereist sei. Weil aber

*) Bülow S. 178.

sein Kapital, um dessen Einsendung er Ulrike in seinem letzten Berner Briefe gebeten hatte, noch länger ausbleiben konnte, so nahm er vorläufig in der Stadt Absteigquartier.

Schon am 1. Februar läßt er von sich hören, und zwar in jenem denkwürdigen Schreiben an Zschokke, der davon ein kleines Bruchstück in der „Selbstschau" mitgeteilt hat. In keinem der uns erhaltenen Briefe Kleists spricht sich der Dichter in so klarer, offener, charakteristischer Weise aus.*) Man merkt aus jeder Zeile, daß er sich zum erstenmal in seinem Leben wahrhaft glücklich fühlt und daß er gleichsam zu einem väterlichen Freund und Ratgeber spricht. Er bestrebt sich, dem Verständigen so verständig wie möglich zu schreiben. Er gibt ihm mehrere kleine Aufträge und schildert seine gegenwärtige provisorische Wohnung am Thore in einem Hause, woran folgender Vers steht:

„Ich komme, ich weiß nicht von wo?
Ich bin, ich weiß nicht, was?
Ich fahre, ich weiß nicht, wohin?
Mich wundert, daß ich so fröhlich bin."

Ein altdeutscher Hausspruch, dem man noch heute in der Schweiz begegnet, und der Kleist ungemein gefiel, so daß er ihn nicht ohne Freude denken konnte, wenn er spazieren ging. Nebenbei plaudert er von seinen neuen Thuner Bekanntschaften und seinen Wanderungen, wiederholt den schon an seine Schwester aus Basel geschriebenen Vergleich der Winterlandschaft mit einer ehedem gewiß schönen Greisin und witzelt sogar, daß er in keine andre Jungfrau als in den Berg dieses Namens verliebt sei. Aber er fragt auch, wie es mit Zschokkes Lust zum Landleben und der ihn so nahe berührenden Politik stehe, und spricht von einem Gute im Gwat bei Thun, das jedenfalls nicht mit dem der Schwester beschriebenen identisch ist, denn es kostet die Hälfte weniger und ermangelt eines Hauses. Während er aber auf der einen Seite den ängstlichen Freund, der ihn wohl vor einem übereilten Handel gewarnt hat, mit der Versicherung beruhigt, daß er nach seinem Rate dem Beispiel des berühmten Cunctators folgen werde, fügt er einige etwas spitze Bemerkungen bei, die indirekt auch für den Berner Mentor berechnet sein mögen. „Damit will ich sagen, daß ich so ziemlich gesinnt sei, fortan dem eigenen Lichte zu folgen. Denn zuletzt muß man doch in der Welt an Rechtschaffenheit glauben, und alles Fragen um Meinung und Rath kann uns davon nicht erlösen, weil wir doch wenigstens an die Rechtschaffenheit dessen glauben müssen, den wir um Rath fragen."

Die Folge dieses Briefes war ohne Zweifel, daß Zschokke, der einen übereilten Handel fürchtete, dem Freunde wohlgemeint empfahl, den Kauf eines Landsitzes auf ruhigere Zeiten zu verschieben. In der That brachen wenige Tage darauf neue Wirren los, so daß Kleist auf den Ankauf in Gwat — einem kleinen, aus zerstreuten Bauernhöfen bestehenden Weiler, eine Stunde von Thun zwischen dem See und der Schloßruine des Minnesängers Heinrich von Stretlingen gelegen — vorderhand

*) Vgl. Anhang XII, Heinrich von Kleist an Heinrich Zschokke.

Verzicht leistete. Diese plötzliche Wandlung zeigt er seiner Schwester Ulrike unterm 19. Februar an, noch ehe ihre Geldsendung in seinen Besitz gelangt war. Die politischen Nachrichten scheinen wie aus Zschokkes Brief geschnitten und stehen mit dessen damals mehrfach niedergelegten Ansichten in vollkommenstem Einklang.*)

„Wundere Dich nicht," schreibt Kleist,**) „diesmal ist das Schicksal wankelmüthig, nicht ich. Es hat allen Anschein, daß die Schweiz, so wie Cisalpinien, französisch werden wird, und mich ekelt vor dem bloßen Gedanken. — So leicht indessen wird es dem Allerwelts-Konsul mit der Schweiz nicht gelingen. Zwar thut er sein Möglichstes, dieses arme Land durch innere Unruhen immer schwach zu erhalten, und jetzt in diesem Augenblicke noch ist Zürich im Aufstande; indessen gewiß, wenn er sich deutlich erklärt, vereinigt sich alles gegen den allgemeinen Wolf.***) — Jetzt also, wie Du siehst, und wie alle Männer meiner Bekanntschaft mir rathen, ist es höchst gewagt, sich in der Schweiz anzukaufen, obschon die Güter sehr wohlfeil sind. Besonders möchte ich Dein Eigenthum nicht so aufs Spiel setzen; — kurz, vor der Hand thu' ich es nicht ... Ich gebe indessen den Plan nicht auf und werde das nächste Jahr in der Schweiz bleiben. Ich wohne in diesem Oertchen so wohlfeil als Du es nur erdenken könntest."

Sehr erheiternd ist hier wieder einmal die Art und Weise, wie sich Kleist in Geldangelegenheiten benimmt, deren Abhandlung die sonst interessanten Briefe an Ulrike immer unerquicklicher machen. Während er anfangs bittet, sein Kapital, wenn es noch nicht unterwegs sei, keineswegs zu senden, bemerkt er gleich hinterher, daß er „nur vor der Hand noch von seinem eigenen Gelde" brauche, weshalb er doch um alles bitte, was noch an Barem ihm angehöre. „Das mußt Du aber gleich schicken, und wäre nichts da, so bitte ich Dich um 50 Louisdor, wofür Du meinen Antheil an Interessen des Hauses nehmen könntest, nach Maßgabe." Und um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, zeigt er sich im nächsten Briefe aus Thun,†) womit er den Empfang seines Guthabens anzeigt, ganz „untröstlich" darüber, das Geld doch erhalten zu haben, und erhebt die naive Frage, was er nun damit anfangen soll.

Seit dem letzten und diesem zweiten Schreiben aus Thun — 19. Februar und 18. März 1802 — trafen übrigens die vorausgesehenen Unruhen wirklich ein. „Ich dachte immer, daß Du doch auf jeden Fall aus den Zeitungen die Lage der Schweiz kennen und daraus ersehen würdest, daß es jetzt gar nicht einmal möglich sei, sich

---

*) Selbstschau I, 199, 215. Vgl. Anhang XII, Zschokke an Gottlieb Lamme.

**) Koberstein S. 69.

***) Sechs Jahre später benutzte Kleist im Kriegsliede „Germania an ihre Kinder" das nämliche Bild:

> Eine Lustjagd, wenn die Schützen
> Auf die Spur dem Wolfe sitzen!
> Schlagt ihn todt! Das Weltgericht
> Fragt euch nach den Gründen nicht!

†) Koberstein S. 71.

mit Sicherheit anzukaufen. Denn kaum hatte ich meinen letzten Brief, in welchem ich Dir von den Züricher Unruhen schrieb, abgeschickt, so entstand sogar anderthalb Stunden von hier, im Simmenthal, ein Aufruhr unter den Bauern, worauf sogleich ein französischer General mit Truppen in Thun selbst einrückte. Es ist fast so gut wie ausgemacht, daß dies unglückliche Land auf irgend eine Art ein Opfer der französischen Brutalität wird, und ich weiß aus sicheren Gründen, daß die Schweizer Regierung, die bisher immer noch lavirt hat, auf dem Puncte ist, sich ganz unzweideutig gegen die Franzosen zu erklären. Die Erbitterung der Schweizer gegen diese Affen der Vernunft ist so groß, daß jede andere Leidenschaft weicht, und daß die heftigsten Köpfe der Parteien durch den Würfel entscheiden lassen, wer sich in die Meinung des andern fügen soll, bloß um, wie schmollende Eheleute, sich gegen den Dieb zu erwehren, der einbricht. Ein Krieg also steht wahrscheinlicherweise diesem Lande schon in diesem Sommer bevor."

Von seiner glücklicheren Stimmung zeugt jene in seinem Briefwechsel mit Ulrike oft wiederkehrende überschwengliche Zärtlichkeit, welche die besorgte Schwester später bewog, ganze Stellen aus den Originalbriefen zu streichen und teilweise bloße Kopieen in usum commentatoris zu hinterlassen.*) Noch erfreulicher ist seine wiedererwachte Schaffenslust, die sich in der Einsamkeit und angesichts der auch zur Winterszeit großartigen Umgebung entfaltete. Ja, ein Gefühl der Sicherheit, selbst des Hochmutes regt sich aufs neue in seinem Herzen.

„Wenn mein kleines Vermögen gleich verschwunden ist," schreibt er, „so weiß ich jetzt doch, wie ich mich ernähren kann. Erlaß mir das Vertrauen über diesen Gegenstand, Du weißt, warum? — Kurz, ich brauche nichts mehr, als Gesundheit, die mir eben auf ein paar Tage gefehlt hat." Ohne Zweifel hatte er, nun die Besichtigung feilgebotener Landgüter aufgehört, sich wieder über Hals und Kopf und selbst auf Kosten seiner Gesundheit in seine litterarische Thätigkeit gestürzt.

Zufolge einer weiteren Notiz: „Noch habe ich den Wechsel nicht eingelöset, werde heute nach Bern . . .", finden wir Kleist bald darauf wieder in der Hauptstadt, wo sich seine nur als vorübergehend intentionierte Abwesenheit vom Thuner See um mehrere Wochen verlängern sollte.

---

*) Vgl. Koberstein S. 92 (Beiblatt), 85, 80. „Ich hatte gleich nach Empfang Deines Schreibens einige sehr leidenschaftliche Zeilen für Dich aufgesetzt; hielt sie aber aus leicht begreiflichen Gründen lieber zurück."

Neuntes Kapitel.

In dem Aargau.



Als Kleist zum zweitenmal nach Bern kam, hatte Zschokke unter den vielen Landgütern, die ihm zum Kauf oder in Pacht angetragen wurden, endlich seine Wahl getroffen. In der „Selbstschau" (I, 215) verbreitet er sich einläßlicher darüber:

„Der Frühling des Jahres 1802 war erschienen. Ich sehnte mich recht sehr nach jener Abgeschiedenheit vom Weltgetümmel, die mich einst in Reichenau beglückt hatte. Doch nach Graubünden zurück lockte mich einstweilen noch kein Gelüst. Denn dort waren nun beide kämpfenden Parteien, Sieger wie Besiegte, während der Staatsumwälzungen und Empörungen und Kriege zwischen Franzosen, Oesterreichern und Russen dem gemeinschaftlichen Unglück unterlegen; jede nun tief gebeugt und jede der andern die Schuld der allgemeinen Zerstörung beimessend. Durft' ich da ein freundliches Gesicht erwarten? Ich zog vor, mich in einer anmuthigen Landschaft des Kantons Aargau anzukaufen, wo ich unbekannt wohnen, und dem wilden, aber fruchtlosen Gezänke politischer Factionen fern stehen könnte. Noch einmal beim Abschiede bat ich den guten Reding, im Einverständniß mit den einsichtsvollsten und redlichsten Häuptern jeder Partei, Versöhnung Aller zu versuchen und durch Ausgleichung ihrer gegenseitigen Forderungen, gegenseitiges Vertrauen und innern Frieden des Vaterlandes herzustellen. Allerdings fand ich selber die Aufgabe schwierig; er sie unmöglich. Er wähnte sich auf den Willen des ganzen Schweizervolkes stützen zu können, den er nicht kannte. Ich verließ mit trauriger Ahnung ihn und bald darauf Bern."*)

Zschokke reiste nicht aufs Geratewohl in den Aargau. Seinem Abschiede von Bern war ein langer Briefwechsel mit seinem Freunde dem „Vater" Meyer**) voran-

*) „Beim Abschiede von Reding waren wir beide tief bewegt. Er machte mir Vorwürfe, daß ich ihm meinen Beistand entzöge; ich ihm, daß er seinen früheren und besseren Grundsätzen untreu geworden sei. Wir schieden bei der letzten Umarmung mit nassen Augen." Prometheus III, 25.

**) Johann Rudolf Meyer schrieb sich gewöhnlich „Vater" zum Unterschiede von seinem gleichnamigen Sohne, allein in der Folge und noch heute wird er allgemein im Sinne eines Ehren-

gegangen, den er als helvetischen Senator in Aarau hatte kennen lernen. Meyer riet ihm, das Schloß Biberstein — auf einem Felsabhang an der Aare, eine Stunde von Aarau gelegen — zu mieten, denn dieser Amtsitz der bernerischen Landvögte stand seit deren Vertreibung (1798) leer und bot den Vorteil, daß die Pacht billig zu haben war. Nachdem also eine vorläufige Verständigung mit Meyer und dem Schloßverwalter stattgefunden, machte sich Zschokke bereit, zum Abschluß des Vertrages und zur sofortigen Uebernahme nach Aarau und auf Biberstein zu reisen, wozu ihn Vater Meyer herzlich eingeladen hatte.*) Da gerade schönstes Frühlingswetter war, so schlossen sich ihm Kleist und Wieland an, die wohl gerne einen Teil der Nordschweiz in angenehmer Gesellschaft kennen lernen wollten.

Am 27. März 1802 traten die drei Freunde ihre Fußwanderung an, deren auch in der „Selbstschau“ (I, 215) gedacht ist.

„Wir wählten eben nicht den nächsten Weg. Man mag sich leicht das ergötzliche Umherfahren der drei jungen Poeten vorstellen, die überall Paradiese und Wüsten, Göttinnen und Ungeheuer sahen, wo sie kein andres Auge sah. Es war das Umherschwärmen von Schmetterlingen, die der winterlichen Verpuppung eben entschlüpft, über Wiesen gaukeln, von jeder Blume gelockt, von keiner gehalten.“

Diese Wanderfahrt dauerte nur einige Tage.**) Nach kurzem Aufenthalt im gastfreundlichen Hause Meyers trennten sich Kleist und Wieland von dem Freunde, der sie nicht wiedersehen sollte. Während Zschokke noch einmal an Reding schrieb***) und dann Schloß Biberstein bezog, kehrten seine Gefährten wohl auf dem kürzesten Wege nach Bern und Thun zurück.

In diese Zeit fällt die Absendung von Kleists letztem Schreiben an seine ehemalige Braut. Bülow meldet (S. 24), daß Kleist nach ihrem Absagebriefe fünf Monate ganz und gar gegen sie geschwiegen und ihr zuletzt noch einen kurzen Brief gesandt habe, worin er sich bitter über ihre Kälte beklagte und hinzufügte, daß er nun allerdings zu der Erkenntnis gekommen sei, sie habe ihn nie geliebt und werde ihn nie lieben. Diese Angabe ist durchaus richtig, was auch durch die neueste Publikation Karl Biedermanns†) bestätigt wird. Am 20. Mai 1820 schreibt

---

titels „Vater Meyer“ genannt. Ohne eigentliche Schulbildung genossen zu haben, schwang er sich aus dürftigen Verhältnissen zur Stellung eines reichen Fabrikherrn empor und machte von seinem Vermögen den edelsten Gebrauch. Er sandte im Herbst 1798 ganze Wagenladungen von Lebensmitteln und Kleidern in das von den Franzosen zerstörte Unterwalden, übernahm eine Anzahl Waisenkinder zur Erziehung, ließ auf eigene Kosten die Schweiz vermessen und den großen Meyerschen Atlas anfertigen, begann den Weinbau im Aargau u. s. w. Zschokke blieb mit diesem edlen Menschenfreund und Patrioten bis zu dessen Tode (1813) eng befreundet.

*) Vgl. Anhang XIII, J. R. Meyer Vater an Heinrich Zschokke.

**) Prometheus III, 1833: „Heinrich von Kleist und Ludwig Wieland begleiteten mich bis Aarau. Wir wanderten zu Fuß und abenteuerten einige Tage lang in ziemlich poetischer Lust durch Thäler und Wälder umher, wohin uns das Ohngefähr trieb.“

***) Prometheus III, 25.

†) „Aus Heinrich von Kleists Lebens- und Liebesgeschichte, Ungedruckte Briefe des Dichters“ in „Nord und Süd“ XIX, S. 85. Hieraus geht auch hervor, daß Kleist an seine Braut noch ein-

er ihr eine förmliche Auflösung des Verhältnisses und endet seinen Brief mit den erschütternden Worten: „Schreibe mir nicht mehr! Ich habe keinen anderen Wunsch, als: zu sterben.“

Wie Kleist über die Liebe gedacht, dürfen wir nicht seine Werke fragen, das „Käthchen von Heilbronn“ etwa ausgenommen; denn dieser seelenreinste Mensch schildert die Liebe gern als ein geistiges und körperliches Gebrechen und vertieft sich mit verhängnisvoller Vorliebe in die Mysterien des Geschlechtes. Das Brünstige, Bestialische spielt nur zu oft eine Rolle in seinen Werken; sogar eine sexuelle Krankheit sucht er einmal poetisch zu behandeln, und die Hysterie ringt in der „Penthesilea“ nach Wort und That. Den ungeschminkten Ausdruck seiner Empfindung finden wir am ehesten in seinen Liebesbriefen an Wilhelmine von Zenge.

Hat Kleist sie geliebt? Wenn man auf den durchwegs väterlichen und lehrhaften Ton seiner Bräutigams-Korrespondenz hört, so möchte man es beinahe bezweifeln. Man darf aber nicht vergessen, daß Kleist die Philosophie und Mathematik als „Herzenssache“ behandelte, und da ist es natürlich, daß auch Gott Amor bei ihm Brille und Augenschirm trug und gern ein bißchen schulmeisterte. Daher glüht aus seinen Briefen die ungestüme Leidenschaft nur unter einem Wuste von gelehrten und geheimen künstlerischen Interessen. Kleist als Liebender ist ein Egoist. Er schreibt seine zärtlichen Briefe, die oft reine logische Exerzitien oder offenbare dialektische Studien sind, ebenso sehr zur Geistes- und Herzensbildung seiner Braut, als zu seiner eigenen. Abermals lehrt er, um selbst zu lernen. Er liebt sie als Pädagog und als Künstler. Die Geliebte soll nicht nur ganz ihm und ganz allein ihm angehören, sie muß auch sein Produkt, sein Geschöpf, das unterm Einflusse seiner erzieherischen oder künstlerischen Prinzipien Umgeformte sein. Er will sie mit weisen Worten und gutem Beispiel bessern, ausbilden, veredeln. Sie soll ihm Alles verdanken, und er ist stolz auf sie, sein Werk, als er gewahr wird, daß ihr Gefühl sich so verfeinert, ihr Verstand sich so bereichert, ihre Sprache sich so veredelt hat. „Ich freue mich darauf, daß ich dich nicht wiedererkenne, wenn ich dich wiedersehe.“ Aber einmal entschlüpft ihm auch das rührend naive Geständnis, daß seine ganze Liebe und zukünftige Heirat einen realen Zweck habe. „Ich fühle,“ schreibt er ihr aus Berlin,*) „daß es mir nothwendig ist, bald ein Weib zu haben. Dir selbst wird meine Ungeduld nicht entgangen sein — ich muß diese unruhigen Wünsche, die mich unaufhörlich wie Schuldner mahnen, zu

---

mal auf seiner Rückreise von Paris, und zwar in Frankfurt am Main (2. Dezember 1801) geschrieben hat und dann fünf Monate gegen sie schwieg, während ihm Wilhelmine noch zwei Briefe sandte. Auf den ersten „um die Zeit des Jahreswechsels“, worin sie ihn nochmals bat, ins Vaterland zurückzukehren, nahm er in seinem Absageschreiben Bezug. Der zweite à Mr. Kleist ci devant lieutenant dans les gardes prussiennes à Thun en Suisse Poste restante adressierte vom 10. April 1802 kam uneröffnet wieder zurück; es ist unentschieden, ob er unbestellbar war, weil Kleist ihn nicht auf der Post erhob, oder ob ihn Kleist ungelesen etwa durch seine Schwester zurückgeben ließ.

*) Bülow S. 127.

befriedigen suchen. Sie stören mich in meinen Beschäftigungen — auch damit ich moralisch gut bleibe, ist es nöthig. — Sei aber ganz ruhig, ich bleibe es gewiß. Nur kämpfen möchte ich nicht gerne. Man muß sich die Tugend so leicht machen, als möglich. Wenn ich nur erst ein Weib habe, werde ich meinem Ziele ganz ruhig und sicher entgegengehen." Das klingt sehr realistisch. Wo aber seine Leidenschaft zum Durchbruche kommt, da geschieht es mit jener elementaren Gewalt seiner Dialektik, die alles wie ein Wirbelwind ergreift und fortreißt. Wer vermöchte die wahren Accente der Liebe in seinen rührenden Klagen zu verkennen? „Du hättest ein so ruhiges Schicksal verdient, warum mußte der Himmel Dein Loos an einen Jüngling knüpfen, den seine seltsam gespannte Seele ewig unruhig bewegt? Du bist so vielen Glückes würdig, ich bin es Dir schuldig, Du hast mir durch so vielen Edelmuth die Schuld auferlegt. — Warum kann ich sie nicht bezahlen? — Warum kann ich Dir nichts geben zum Lohne als Thränen? — O! Gott gebe mir nur die Möglichkeit, diese Thränen einst wieder mit Freuden vergüten zu können!"*) Nein, hier und an ähnlichen Stellen, wo das Gefühl durchbricht, da zeigt sich ein wahrhaft glühendes Herz, denn nichts ist so schwer in der Liebe, als auf glaubwürdige Art zu schreiben, was man selbst nicht fühlt. Kleist war auch viel zu aufrichtig, zu edel dazu. Er konnte nicht heucheln.

Nein, er hat sie geliebt, aber sein Gefühl war weniger stark, als sein dichterisches Ideal. Er wußte es ja zum voraus, daß beim ersten Konflikt seine Genie über sein Herz siegen werde. Die Liebe ist ihm nur eine nebensächliche Episode im Leben und dieses selbst ist ihm nichtig ohne sein poetisches Ideal. Daher auch seine Schulmeisterei in seinen Briefen; er will die Geliebte zu sich emporziehen und in ihr dieselbe Schwärmerei für sein dichterisches Ziel erwecken; aber wie ist dies möglich, wenn er sich auch ihr gegenüber nicht auszusprechen wagt, weil er fremde Einflüsse fürchtet? In diesem wie in allen seinen späteren Verhältnissen ist es denn auch immer sein erstes, die Geliebte von ihren Verwandten und Bekannten loszulösen und nur von ihm abhängig zu machen. Zuerst fordert er daher in allen seinen Verhältnissen, „daß die Eltern nichts davon zu wissen brauchen"; sobald „Oheims und Basen" sich einmischen, verliert es allen Reiz für ihn. Er will ihr Herz ganz allein besitzen und ausfüllen und herrisch darüber gebieten. Sie soll alles, was sie freut, nur auf ihn beziehen und seinen Gram nicht minder lebhaft fühlen als er. Selten vergeht ein Tag, an dem er nicht über Mangel an Liebe klagt. Aber er fürchtet, daß dies schwache Ding zu sehr an seiner Familie hängt und ihm noch zu wenig vertraut. Es braucht also einen langen Prozeß, viele Arbeit, manches Wort, um sie zu emanzipieren und sich unterzuordnen. Ihr Geist muß zuvor erobert werden und dann erst ihr Herz. Er muß sie bilden und für seine Ideen gewinnen. Er predigt ihr Moral, warnt sie vor der Eitelkeit der Welt und erinnert sie an ihre herrliche Bestimmung, die Mutterschaft. Dann schreibt er ihr über den kate-

*) Bülow S. 168.

gorischen Imperativ und Kant, dessen trostloser Lehrsatz von der Subjektivität des Erkennens sie zu seiner Verwunderung ziemlich kalt läßt, über sein wissenschaftliches Streben und unterrichtet sie, verdächtig genug, in der Kunst der Symbolisierung der Natur und der poetischen Gleichnisse; wenn er aber einmal sein heiligstes Sinnen und Trachten berührt, dann geschieht es nur dunkel, in allgemeinen Ausdrücken und auf ziemlich unverständliche Weise, so daß eigentlich seine ewige Bitte, seine Pläne ja niemanden mitzuteilen, ebenso überflüssig als komisch ist. Erst nach langen Monaten erzieherischer Korrespondenz wagt er es auf ihre Emanzipation von ihrer Familie und auf ihr Verständnis zu hoffen, und glaubt endlich jenes Ideal einer Geliebten gefunden zu haben, das er später in Käthchen von Heilbronn verkörperte: ganz selbstlose, blinde von allen Familienbanden und andern Rücksichten befreite Hingebung, Demut und Unterwürfigkeit mit Leib und Seele und bis zur Selbstentwürdigung.*)

Wilhelmine von Zenge — geb. 26. August 1780, also nicht ganz vier Jahre jünger, als ihr Bräutigam — war kein solches Weib. Es war ein überaus kluges, heiteres, braves, genügsames, sinniges und sogar poetisch veranlagtes Mädchen, das ihre verständigen Gedanken in angemessener Weise auszudrücken verstand. Nach Möglichkeit ging sie auf alle seine Grillen ein. Seinem Wunsche gemäß führte sie ein Tagebuch; sie verfaßte auch recht hübsche Aufsätze und schrieb ihm, ganz im Geiste der doktrinären Zeitströmung, sogar die Bekenntnisse über ihre Hoffnungen vom ehelichen Glücke nieder. Von seinen hochfliegenden Träumen begriff sie, so gelehrig und willig sie sein mochte, nicht eben viel, wenn sie auch fortwährend behauptet, den schwer und oft sich selber nicht Verständlichen vollkommen zu fassen. Ihre ganz mädchenhafte Frage ist immer, wie es denn in seinem Herzen aussehe, worauf er dann mit ein paar herrlich beredten Schilderungen seines geistigen Zustandes antwortet. Nur wenn er wirklich einmal von seiner Liebe und ihrer Treue spricht, dann versteht sie ihn ganz und ermuntert ihn zu ferneren Bekenntnissen, was er wieder für ihre Sehnsucht nach seiner Philosophie auslegt. Sie liebt eben als seine zukünftige Frau mehr seine Hand und etwa sein Herz, als seinen Geist, sein Talent, sein Streben. Sie liebt ihn, wie die Mädchen gewöhnlich lieben, als den starken, ehrenfesten Mann, der ihr eine gesicherte bürgerliche Stellung verschaffen soll. Kleist war dieser Mann nicht. Ohne jede Rücksicht auf sie und ihre Eltern, lebt er nur seiner geistigen Entwickelung und reist überall und so lange herum, als er es für seinen Bildungs- und Schaffensdrang für ersprießlich hält. Nachdem er sie schon seit Monaten hingehalten, bittet er sie um „nur ein paar Jahre, höchstens sechs, Spielraum", und gleich darauf schreibt er ihr plötzlich naiv genug: „Warte zehn Jahre und Du wirst mich mit

*) 1808 lernte er im Körnerschen Hause ein reiches und liebenswürdiges junges Mädchen kennen, aber ihre Verbindung zerschlug sich an der echt kleistischen Forderung, sie müsse ihm ohne Vorwissen des alten Körners, ihres Vormundes oder Oheims, schreiben.

Stolz umarmen";*) am Ende erneuert er wieder seinen abenteuerlichen Plan, ein Bauer werden zu wollen, von dem ihn schon die ganze Familie abbringen wollte, weil er ihn nicht glücklich machen werde. Es gibt wenige Mädchen unter der Sonne, die anders gehandelt hätten, als Wilhelmine. Als sie sah, mit welcher Rücksichtslosigkeit der Bräutigam immer wieder auf die schon allgemein verworfenen idyllischen Projekte zurückkam, und wie ihr einzig ersehntes Ziel einer sogenannten guten Partie in nebelhafter Ferne verschwamm, da gehorchte sie ihrer Familie und gab ihm sein Wort zurück. Das ganze Verhältnis trug keine Gewähr der Dauer in sich. Es fehlte beiderseits das Vertrauen.

Es war ein Unglück für Kleist. Die vernünftige Wilhelmine hätte in der Ehe, wo gleiche Temperamente so selten taugen, das realistische Gegengewicht gebildet. Eine eigene Familie würde ihm auch einen festen Halt gegeben haben, aber es sollte nicht sein.

Kleist verzichtete hinfür auf alle Frauenliebe.**) Seine ehemalige Braut aber tröstete sich und erreichte ihr Ziel wenige Jahre später mit dem Philosophie-Professor Wilhelm Krug, dem fruchtbaren Erfinder des „transcendentalen Synthetismus". Er war sieben Jahre älter als Kleist, aber als wohlbestallter Professor in Frankfurt an der Oder und als Nachfolger Kants in Königsberg vermochte er der praktischen Wilhelmine mehr zu bieten, als der Dichter mit seinen idyllischen Plänen.

Als Kleist einige Jahre darauf in seine Vaterstadt zurückkehrte, da vermied er es, die Treulose wiederzusehen. Aber 1806 traf er in Königsberg in einer Gesellschaft mit der nunmehrigen Frau Professorin zusammen. Er wollte sich entfernen, doch ihre Schwester hielt ihn zurück und stellte ihn ihrem Schwager vor. Es währte nicht lange, so wurde er täglicher Gast im Hause seiner ersten Geliebten. Daß er sich mit der Vergangenheit ausgesöhnt hatte, beweist seine damalige sehr freie Uebertragung der bekannten Fabel Lafontaines „Les deux pigeons". Er fand in dem zartliebenden Tauber, der sich eine Reise ersinnt, eine frappante Analogie mit seiner ersten und letzten Liebe. Daß er sie ganz auf seine Liebe bezog, beweist er mit dem, was er gar nicht, oder anders übersetzt. Lafontaines wanderlustiger Tauber, den sein Täubchen umsonst mit zärtlichen Worten zurückhalten will, verlangt für seine Reise nur einen dreitägigen Urlaub. Bei Kleist ist er weniger genügsam:

„Zwei kurze Monden
Befriedigen jedweden Wunsch in mir.
Ich kehre wieder, Liebchen, um ein Kleines,
Jedwedes Abenteuer, Zug vor Zug,
Das mir begegnete, dir mitzutheilen:
Es wird dich unterhalten, glaube mir!
Ach, wer nichts sieht, kann wenig auch erzählen.

---

*) Bülow S. 127, 129.

**) Sein späteres Verhältnis zu einer Schwester Ludwig Wielands war oberflächlich wie das zu einer Predigerstochter bei Wiesbaden (Bülow S. 42) und zu einer reichen jungen Dame in Dresden. Sein letzter Bund mit seiner Todesgefährtin trug endlich einen rein pathologischen Charakter.

Hier, wird es heißen, war ich, dies erlebt' ich;
Dort auch hat mich die Reise hingeführt:
Und du im süßen Wahnsinn der Gedanken,
Ein Zeuge dessen wähnen wirst du dich."

Der Abschied ist bei Lafontaine sehr lakonisch. Statt: „A ces mots, en pleurant, ils se dirent adieu" heißt es bei Kleist:

„Kurz, dies und mehr des Trostes zart erfindend,
Küßt er, und unterdrückt, was sich im Herzen regt,
Das Täubchen, das die Flügel niederhängt,
Und fleucht."

Lafontaines Tauber hat nun in der Fremde eine ganze Folge von Mißhelligkeiten und Gefahren zu bestehen: ein Gewitter, Schlingen, eine Locktaube, ein Adler, die Schleuder eines Knaben. Bei Kleist duldet er weniger materiell; seine Leiden sind seelischer Art. Ihn erfaßt das Heimweh, die Sehnsucht.

„Und aus des Horizontes Tiefe
Steigt mitternächtliches Gewölk empor,
Gewitterregen häufig niedersendend.
Ergrimmte Winde brechen los: der Tauber
Kreucht unter'n ersten Strauch, der sich ihm beut.
Und während er, von stiller Oed' umrauscht,
Die Fluth von den durchweichten Federn schüttelt,
Die strömende, und seufzend um sich blickt,
Denkt er nach Wandrerart, sich zu zerstreun,
Des blonden Täubchens heim, das er verließ.
Und sieht erst jetzt, wie es beim Abschied schweigend
Das Köpfchen niederhing, die Flügel senkte,
Den weißen Schooß mit stillen Thränen netzend;
Und selbst, was seine Brust noch nie empfand,
Ein Tropfen, groß und glänzend, steigt ihm auf.
Getrocknet doch beim ersten Sonnenstrahl,
So Aug' wie Leib, setzt er die Reise fort,
Und kehrt, wohin ein Freund ihn warm empfohlen,
In eines Städters reiche Wohnung ein.
Von Moos und duft'gen Kräutern zubereitet
Wird ihm ein Nest, an Nahrung fehlt es nicht,
Viel Höflichkeit um dessen, der ihn sandte,
Wird ihm zu Theil, viel Güt' und Artigkeit:
Der lieblichen Gefühle keins für sich."

Das ist Paris, aber auch auf die Schweiz spielt die unverkennbare Allegorie an:

„Und sieht die Pracht der Welt und Herrlichkeiten,
Die schimmernden, die ihm der Ruhm genannt,

Und kennt nun Alles, was sie Würd'ges beut,
Und fühlt unsel'ger sich als je, der Arme,
Und steht, in Oeden steht man öder nicht,
Umringt von allen ihren Freuden da."

Aber der Tauber ist glücklicher als der vergessene arme Dichter, dem keine treue Liebe beschert war. Der Tauber

. . . „Fleucht, das Paar der Flügel emsig regend,
Unausgesetzt, auf keinen Thurm mehr achtend,
Zum Täubchen hin und sinkt zu Füßen ihr,
Und schluchzt in endlos heftiger Bewegung,
Und küsset sie und weiß ihr nichts zu sagen —
Ihr, die sein armes Herz auch wohl versteht!"

Dann folgt das fabula docet, das der Nachdichter nicht eben glücklich wiedergegeben hat. Bei Lafontaine heißt es entzückend schön:

„Soyez-vous l'un à l'autre un monde toujours beau,
Toujours divers, toujours nouveau;
Tenez-vous lieu de tout, comptez pour rien le reste."

Kleist, der allerdings Veranlassung hat, weniger überschwenglich zu sein, übersetzt es mit den frostigen zwei Blankversen:

„Seid euch die Welt einander selbst und achtet
Nicht eines Wunsches werth das Uebrige!"

Dann folgt er wieder dem französischen Dichter, der ihm aus tiefster Seele spricht, und es überkommt uns ein wehmütiges Mitgefühl, wenn wir uns den armen Kleist denken, der das Folgende mit seinem Herzblut geschrieben zu haben scheint.

„Wann kehrt ihr wieder, o ihr Augenblicke,
Die ihr dem Leben einz'gen Glanz ertheilt?
So viele jungen, lieblichen Gestalten,
Mit unempfund'nem Zauber sollen sie
An mir vorübergehn? Ach dieses Herz!
Wenn es doch einmal noch erwarmen könnte!
Hat keine Schönheit einen Reiz mehr, der
Mich rührt? Ist sie entflohn, die Zeit der Liebe —?"

Die Wehmut quillt aus seiner eignen Seele. Die stille Sehnsucht aber entlehnt er dem französischen Vorbild. Er hofft schon längst nicht mehr.*)

*) Wilhelmine starb am 25. April 1852. Biedermann teilt S. 87 einen Brief aus ihren späteren Lebensjahren mit, worin sie sich über ihre Jugendliebe in folgender edler Weise ausspricht: „Wunderbare Fügungen des Himmels haben mich von Kleist getrennt; doch wird er meinem Herzen immer werth bleiben. Mein größter Wunsch war es, daß er an der Seite eines anderen weiblichen Wesens glücklich werden möchte; doch wurde auch dieser Wunsch nicht erfüllt."

Zehntes Kapitel.

Auf der Aarinsel.

Der zweite Aufenthalt am Thunersee ist der Lichtpunkt in Kleists Leben. Während seine Kindheit durch den frühen Tod der Eltern, seine Jünglingsjahre durch den ihm nach Familientradition aufgezwungenen militärischen Beruf und seine Studentenzeit durch tiefinnerliche Kämpfe für und wider die Wissenschaft vergällt worden, so genoß er hier zum ersten- und letztenmal jenen „ruhig stillen heiteren Genuß", wie er dem ästhetischen Bürger als Ideal vorschwebte. Alles, was er verloren, fand er in der Verwirklichung seiner geträumten Idylle wieder. In voller Unabhängigkeit entfaltete sich sein Genie, und sogar die Menschheit, die er fliehen gewollt, zeigte sich ihm von der schönsten Seite und erhöhte seinen Frieden mit sich selbst und der Welt.

Ein einziger langer Brief an die Schwester zeugt von seinem Glücke. „Jetzt," schreibt er ihr am Maitag 1802, „jetzt leb' ich auf einer Insel in der Aare, am Ausfluß des Thunersees, recht eingeschlossen von Alpen, eine Viertelmeile von der Stadt. Ein kleines Häuschen an der Spitze, das wegen seiner Entlegenheit sehr wohlfeil war, habe ich für sechs Monate gemiethet und bewohne es ganz allein. Auf der Insel wohnt auch weiter Niemand, als nur an der anderen Spitze eine kleine Fischerfamilie, mit der ich schon einmal um Mitternacht auf den See gefahren bin, wenn sie Netze einzieht und auswirft. Der Vater hat mir von zwei Töchtern eine in mein Haus gegeben, die mir die Wirthschaft führt: ein freundlich-liebliches Mädchen, das sich ausnimmt wie ihr Taufname, Mädeli. Mit der Sonne stehen wir auf, sie pflanzt mir Blumen in den Garten, bereitet mir die Küche, während ich arbeite für die Rückkehr zu Euch; dann essen wir zusammen; Sonntags zieht sie ihre schöne Schweizertracht an, ein Geschenk von mir, wir schiffen uns über, sie geht in die Kirche nach Thun, ich besteige das Schreckhorn, und nach der Andacht kehren wir Beide zurück. Weiter weiß ich von der ganzen Welt nichts mehr." Aber auch in diesen Einklang bringt sein selbstquälerisches Gemüt einen Mißton, der zum Glück bald wieder verklingt. „Ich würde ganz ohne alle widrigen Gefühle sein, wenn ich

nicht, durch mein ganzes Leben daran gewöhnt, sie mir selbst erschaffen müßte. So habe ich zum Beispiel jetzt eine seltsame Furcht, ich möchte sterben, ehe ich meine Arbeit vollendet habe. Von allen Sorgen vor dem Hungertod bin ich aber, Gott sei Dank, befreit, obschon alles, was ich erwerbe, so gerade wieder draufgeht. Denn du weißt, daß mir das Sparen auf keine Art gelingt. Kürzlich fiel es mir einmal ein, und ich sagte dem Mädeli, sie sollte sparen. Das Mädchen verstand aber das Wort nicht, ich war nicht im Stande, ihr das Ding begreiflich zu machen, wir lachten Beide, und es muß nun beim Alten bleiben. Uebrigens muß ich hier wohlfeil leben, ich komme selten von der Insel, sehe Niemanden, lese keine Bücher, Zeitungen, kurz, brauche nichts, als mich selbst. Zuweilen doch kommen Geßner oder Zschokke oder Wieland aus Bern, hören etwas von meiner Arbeit und schmeicheln mir,*) kurz, ich habe keinen andern Wunsch, als zu sterben, wenn mir drei Dinge gelungen sind: ein Kind, ein schön Gedicht und eine große That. Denn das Leben hat doch immer nichts Erhabeneres, als nur dieses, daß man es erhaben wegwerfen kann." Dann noch ein von liebender Sehnsucht erfüllter seliger Nachklang: „Mit einem Worte, diese außerordentlichen Verhältnisse thun mir erstaunlich wohl, und ich bin von allem Gemeinen so entwöhnt, daß ich gar nicht mehr hinüber möchte an die anderen Ufer, wenn Ihr nicht da wohntet. Aber ich arbeite unaufhörlich um Befreiung von der Verbannung; Du verstehst mich. Vielleicht bin ich in einem Jahre wieder bei Euch. — Gelingt es mir nicht, so bleibe ich in der Schweiz, und dann kommst Du zu mir. Denn wenn sich mein Leben würdig beschließen soll, so muß es doch in Deinen Armen sein".**)

Es ist mir gelungen, die Stätte von Kleists kurzem Glück ausfindig zu machen. Seine Aarinsel ist das erste der beiden fast aneinanderstoßenden Werder am Ausflusse des Stroms, eine Viertelstunde oberhalb Thun gelegen und nur durch einen schmalen Arm des Stroms von dem jetzigen Bahnhof und der Dampfschiffstation Scherzlingen getrennt. Dazumal war das freundliche, schattige Eiland im Besitze der Familie Gatschet-Delosea und hieß im Volksmunde „Delosea-Inseli" nach dem Namen der Gattin des Besitzers, die es diesem zugebracht hatte. Später wurde es Eigentum des Berner Patriziers von Grafenried, Herausgebers einer wertvollen Schrift über den Oberländer Baustil. Er errichtete in den vierziger Jahren eine Villa nach eigenem Plane in der Inselmitte, aber das Werk war nicht eben gelungen, so daß es sein Sohn, der gegenwärtige Eigentümer der Aue, vor zehn Jahren auf Abbruch verkaufte. Dafür ließ er

*) Hier zeigt sich das schon oben hervorgehobene Bestreben, fortwährend die beruhigende Nähe seiner Freunde, zumal Zschokkes, zu betonen, am auffallendsten. Geßner konnte sein bedrohtes Geschäft und seine nahen Kindsnöten entgegengehende Frau schwerlich verlassen, und auch von Ludwig Wielands Aufenthalt im Oberlande schweigt der erhaltene Briefwechsel. Ganz unmöglich ist aber der Besuch Zschokkes, welchen ja Kleist selber in den Aargau begleitet hatte, den jener nicht mehr verließ.

**) Koberstein S. 74.

die auf der obern Spitze gelegene Wohnung Kleists renovieren. In dieser etwas erneuerten Gestalt steht das denkwürdige Häuschen noch immer und wird im Sommer von der Familie des Inselherrn bewohnt. Es ist ein freundlicher, einstöckiger Bau aus Riegelmauern, die auf festem Steinfundament hart am Strande stehen. Ein französisches Mansardendach senkt sich verschlafen fast bis zur Terrasse, unter deren Wölbung die reißende Aare dahinschießt. Aus den niedrigen Fenstern ist die Aussicht entzückend. Zur Rechten liegt das Dörfchen Scherzlingen mit seinem uralten Kirchlein und den Fischerhütten am Ufer, und hinter demselben das Schloß Schadau mit seinem Park, der sich bis an das Gestade des Sees ausdehnt. Links drängt sich auf dem andern Aarufer die berühmte Bächimatte mit ihren prächtigen Baumgruppen in den Fluß vor, so daß das Strombett bedeutend verengert wird. Zwischen dem beiderseitigen Strande zeigt sich nun in der Perspektive der klare Spiegel des Sees, der in seiner stillen Größe seltsam von der wilden, schäumenden und gurgelnden Aare absticht, die ihm übermütigen Sinnes entspringt. Und nun der Thunersee mit seiner Umgebung! Im Vordergrund ein Kranz von Villen und Dörfern, sanftgeschwungenen Rebenhügeln und waldigen Höhen, und über dieser Idylle die Tragödie der Alpenwelt: die kühnen Linien und kräftigen Farben der Felsschroffen, Schneefelder und Gletscher. Ein majestätisches Bild entrollt sich von der Pyramide des Niesen bis zu den Firnen der großartigen Blümlisalp, des spitzen Stockhorns und der schimmernden Jungfrau, deren Eispanzer im Morgenstrahle die Leuchte der noch schlafbefangenen Thäler und Hügel bildet! Just von seinem Fenster aus sah Kleist in voller Größe den Eiger, den Mönch, die Jungfrau, das Schilthorn und konnte wieder wie damals in Würzburg, wo er zum erstenmale bei der großen Lehrmeisterin in die Schule ging, die Natur fragen, „was recht ist und edel und gut und schön“.

Kein Wunder, daß er in einer solchen Umgebung und überdies vom dichterischen Schaffen exaltiert, die Vorgänge seines Daseins poetisch noch mehr verklärte und sogar in seine Korrespondenz etwas Phantasie mischte. Sein angezogener Brief an Ulrike darf unter keinen Umständen wörtlich aufgefaßt werden. Beweis: das Schreckhorn, das der Dichter während Mädelis Andacht bestiegen haben will. Nun hat dieser Bergriese aber eine Höhe von 4082 Meter über Meer und war damals noch nie bewältigt; endlich braucht es von Thun aus mindestens drei beschwerliche Tagreisen, um seine Spitze zu erreichen. Auch die versuchte Emendation „Stockhorn“*) ist unrichtig. Wohl gehört dessen Ersteigung zu den beliebtesten Exkursionen der Thuner Bergfexen; aber auch er hat seine wohlgezählten 2193 Meter Höhe und erfordert sechs bis sieben Stunden für die Bergfahrt und mindestens vier Stunden für den Abstieg bis in die Stadt. Alle Achtung vor der fesselnden Beredsamkeit des Pfarrers von Thun, aber so lange dürfte weder seine Predigt, noch Mädelis Erbauung gedauert haben.

---

*) Siegen S. 4.



Kleists Wohnung auf der Aarinsel bei Thun.



Nein, Kleist wählte unter den ewig schneebedeckten Nachbarn, welche ihm über die Feder lugten, mit Absicht gerade das Schreckhorn zur — schriftlichen Besteigung, und zwar weniger weil er, wie Friedrich Dahlmann versichert,*) gerne „nach der leidigen Berliner Art zu imponieren" pflegte, sondern weil das schreckliche Schreckhorn in einer Schweizer Idylle Lokalfarbe und Stimmung macht. Er schrieb ja seinen Brief mitten im poetischen Schaffen, seine Einbildungskraft war aufgeregt, sein Kopf steckte voller Jamben. Was Wunder, daß er den Brief an seine Schwester bloß wie eine Tirade Robert Guiskards behandelte, gerade wie er ehedem für seine Braut philosophische Exkurse in Briefform brachte, zur eignen Uebung mehr als ihretwegen? Wer daran zweifelt, der kann durch bloßes Umstellen und Apostrophieren einiger Worte die ganze Epistel von der Insel in Blankverse bringen, die weniger zerhackt als die der „Schroffensteiner" sind und sich eher dem Stil der „Penthesilea" nähern. Man höre:

Ich bin von dem Gemeinen so entwöhnt,
Daß ich gar nimmermehr hinüber möchte
Ans andre Ufer — wenn Ihr nicht da wohntet. —
Ich arbeit' unaufhörlich um Befreiung
Von der Verbannung — Du verstehest mich.
Vielleicht bin ich in einem Jahre wieder
Bei Euch. Gelingt's mir nicht, so bleib' ich in
Der Schweiz, und dann kommst Du zu mir. Denn wenn
Mein Leben würdig sich beschließen soll,
So muß es doch in Deinen Armen sein.

In diesem Falle darf man aber auch die Schilderung seines Zusammenlebens mit Mädeli nicht à la lettre nehmen, wie es Kleists bisherige Biographen gethan haben. Bülow, der den Aufenthalt in Thun mit dem spätern auf der Aar-Insel zusammenwirft,**) beruft sich auf die ein Vierteljahr zuvor an Zschokke geschriebene Versicherung, daß er in keine andre Jungfrau, als in den Berg dieses Namens verliebt sei, um das ihm „von mehreren Seiten aufgekommene Gerücht von einem Liebesverhältnisse mit einem Schweizermädchen" zu widerlegen; aber er meint doch die philiströse Bemerkung nicht unterdrücken zu sollen, daß man mit einem Dichter wegen seiner Theilnahme an Schönheit und Reiz nicht allzu streng abrechnen dürfe. Adolf Wilbrandt (S. 152) glaubt desgleichen, daß Kleist auf der Insel auch für sein Herz eine neue Beschäftigung gefunden und einen schönen Lenz hindurch mit einem lieblichen Naturkind „wie es scheint in allen Freuden der Liebe" das Idyll genossen habe, das er sich in Wilhelmines Armen hatte erringen wollen.

---

*) Julian Schmidt I, Vorrede 43.

**) Bülow S. 25, wo der Aufenthalt in Bern irrtümlich in den Winter 1800—1801 und die Tage am Thuner See in den Sommer darauf — also 1801 — verlegt werden, während Kleist erst im Dezember 1801 in Basel eintraf und im Sommer 1802 auf der Aarinsel lebte. Vgl. Anhang XII, Kleist an Zschokke.

Ich wäre der letzte, der dem armen Kleist ein nicht bloß erträumtes Liebesglück mißgönnen wollte, aber seine Schilderung des Zusammenlebens mit Mädeli scheint mir im Ueberschwang poetischer Begeisteruug ebenfalls über den Schlagbaum der Realität hinauszuschwärmen und in der Erfindung, „diesem Spiele der Seligen", nicht minder zu schwelgen, als sein jedenfalls sehr platonisches Verhältnis zum — Schreckhorn. Die Geistlichkeit von Thun ist der Ansicht, daß eine intime Liebschaft vor den Augen des Vaters im damals streng puritanischen und durch die sogenannte Fremden-Industrie noch nicht demoralisierten Thun öffentliches Aergernis bereitet und wohl nach damaligem Lieblingsbrauch die Intervention der Landesväter und ihrer Häscher hervorgerufen haben würde. Gewiß hat nur seine im Brief an Ulrike ausgesprochene Sehnsucht nach einem Kinde, die er übrigens auch einmal gegenüber seiner Braut Wilhelmine brieflich an den Tag legte, den Biographen bewogen, auf eine Liebe mit all ihren Konsequenzen zu schließen. Sintemal jedoch gerade die Folgen ausgeblieben zu sein scheinen — wenigstens schweigen die Thuner und Scherzlinger Taufregister davon — und die gegenwärtige überängstliche Besitzerin von Kleists Nachlaß jede Auskunft verweigert, so hält es schwer, etwas Bestimmtes zu konstatieren. Von einem Liebesverhältnisse zwischen einem Fischermädchen und einem nur kurze Zeit in der Gegend weilenden Fremden ist weder in der Stadt-Chronik, noch im Polizei-Protokolle oder in den Kirchenbüchern etwas zu finden. Nur Ein Punkt kann vielleicht noch bestimmt werden. Da die Fischerei auf der obern Insel (das Häuschen an der untern Spitze steht schon längst nicht mehr) seit Menschengedenken von der Scherzlinger Familie Furer gepachtet ist, so spricht der greise Dekan von Thun die Vermutung aus, daß Mädeli — Diminutiv von Mäde, Magdalene, und ein noch heute im Oberlande überaus verbreiteter Name — wahrscheinlich Magdalene Furer geheißen und, dieweil die Fama von ihr schweigt, keine besonders merkwürdige Zukunft verlebt habe.

Immerhin, Kleist war glücklich. Sein Ideal: „Ein Haus, ein Weib und Freiheit" schien sich zu erfüllen. Er stand außerhalb der Welt, wo es, wie er meinte, leicht sei, wenig zu gelten. Doch seltsam! Sein unseliges Gemüt begann sich nun nach den fernen Lieben zu sehnen und sein gegenwärtiges Glück als ein Exil zu betrachten. „Ich arbeite unaufhörlich um Befreiung von der Verbannung," schreibt er an Ulrike, und das ist wohl auch ein Beweis mehr, daß das Schweizermädchen — obwohl ganz nach seinem Sinne, wie Henriette von Schlieben: „Arm, freundlich und gut, drei Eigenschaften, die zusammengenommen mit zu den rührendsten gehören" — nicht tiefer in sein Herz eingriff. Um so entscheidender und nachhaltiger wirkte die landschaftliche Staffage seiner sommerlichen Idylle, denn bis in seine Werke lassen sich ihre Spuren verfolgen.*) Gewiß legte er hier auf diesem Eilande die Schilderung von Rossitz seinem Sylvester von Schroffenstein in den Mund:

*) Wilbrandt S. 170.

„. . . Wie wenn an zwei Seegestaden zwei
Verbrüderte Familien wohnen, selten,
Bei Hochzeit nur, bei Taufe, Trauer oder
Wenn's sonst was Wicht'ges gibt, der Kahn
Herüberschlüpft, und dann der Bote vielfach,
Noch eh' er reden kann, befragt wird, was
Geschehn, wie's zuging, und warum nicht anders;
Ja selbst an Dingen, als, wie groß der Aelt'ste,
Wie viele Zähn' der jüngste, ob die Kuh
Gekalbet, und dergleichen, das zur Sache
Doch nicht gehöret, sich erschöpfen muß."*)

Und wir glauben ihn selbst zu sehen, wie er auf der Terrasse seines Inselschlößchens steht und den Stimmen der gewitternden Natur lauscht, zumal dem Sturmwind, der ein Segelschiff in den gefährlichen Wirbel bei der Schadau zieht und das Geplätscher des nahen Kohleren Wasserfalles herüberträgt.

„Es ist ein trüber Tag
Mit Wind und Regen, viel Bewegung draußen. —
Es zieht ein unsichtbarer Geist, gewaltig,
Nach einer Richtung Alles fort: den Staub,
Die Wolken und die Wellen.
Sehr beschäftigt mich
Dort jener Segel — siehst du ihn? Er schwankt
Gefährlich, übel ist sein Stand, er kann
Das Ufer nicht erreichen.**)
Ich hör' ein Rauschen — wieder — Ach, es war
Ein Windstoß, der vom Wasserfalle kam."***)

Unverkennbar sind auch die Anklänge an seine Natur-Idylle im Gedichte „Der Schrecken im Bade", das wohl hier entstanden ist, obgleich es erst 1808 als Lückenbüßer im letzten Hefte des einschlafenden Dresdener „Phönix" veröffentlicht wurde.

„Wie schön die Nacht ist! Wie die Landschaft rings
Im milden Schein des Mondes still erglänzt!
Wie sich der Alpen Gipfel umgekehrt
In den krystall'nen See darnieder tauchen! — —
Wie einsam hier der See den Felsen klatscht!
Und wie die Ulme, hoch vom Felsen her,
Sich niederbeugt, von Schlee umrankt und Flieder."†)

---

*) Die Familie Schroffenstein I, 2.
**) Die Familie Schroffenstein IV, 2.
***) Die Familie Schroffenstein V, 1.
†) Gesammelte Schriften III, S. 357.

Elftes Kapitel.

Abschied von der Schweiz.

Die liebliche Idylle auf der Aarinsel, die ein halbes Jahr dauern sollte, fand schon nach zwei Monaten ihren jähen Abschluß. Der Unstern, der den Dichter bis zuletzt verfolgte, endete plötzlich das Schäferspiel. Kleist erkrankte schwer und mußte das Eiland, das sein größtes Glück gesehen, plötzlich verlassen. Ueber Ursache und Art der Krankheit wissen wir nichts. Bülow (S. 28) erwähnt eines durch gar nichts bestätigten Gerüchtes, wonach Mädeli ihm wegen eines französischen Offiziers untreu geworden sei, und daran knüpft nun Wilbrandt (S. 164) die Vermutung, daß ihn vielleicht dieses Unglück von der Insel getrieben habe. Wie dieses Verhältnis, welches Bülow selbst sehr obenhin als ein bloßes Liebesverständnis bezeichnet, wahrscheinlich aufzufassen sei, habe ich bereits erörtert. Kleist war bei aller Gefühlseigenheit zu sehr Verstandesmensch, um sein vom Bruch einer langjährigen Liebe noch angegriffenes Herz an ein so wenig ebenbürtiges, wenn auch reizendes Naturkind zu hängen und von diesem das Glück seines ganzen Lebens zu erwarten. Nur solchermaßen wäre es möglich, daß ihn eine Enttäuschung aufs Krankenlager hätte werfen können. Er strafte den müßigen Berliner und Frankfurter Klatsch selber Lügen, indem er ja im nächsten Jahre wieder nach Thun kam, das er wohl vermieden hätte, wenn sich ihm eine peinliche Erinnerung an seine kleine Hauswalterin und ihr Paradies geknüpft haben würde. Nein, dieses Verhältnis, das wohl eher Freundschaft und im günstigsten Falle eine bloße Liebelei gewesen, konnte schwerlich so tragisch austönen. Und wenn ihn denn doch eine Herzensaffaire darnieder geworfen haben muß, dann liegt die Annahme näher, daß der Dichter eher durch das unwiderrufliche Ende seines Verlöbnisses mit Wilhelmine bis zum Verluste seiner Gesundheit erschüttert worden sei. Ueberdies ist die von Bülow verbürgte Thatsache, daß Kleist dieses grausam verschmähte Bild — ohne Zweifel im darauf folgenden Jahre 1803 auf seiner zweiten Schweizerreise — dem Thuner Maidli schenkte, ein neuer Entlastungsbeweis für letzteres, denn man pflegt die Untreue ganz anders zu belohnen. Lange Jahre später wurde das Bild von einer

Freundin Kleists, die ihm seiner Aehnlichkeit halber einen großen Wert beilegte, dort wieder eingelöst. Wir dürfen aus Bülows Diskretion schließen, daß diese „treue Freundin“ niemand anders war, als seine ehemalige Braut Wilhelmine, von der er wohl durch Tiecks Vermittlung Kleists Briefe zur Veröffentlichung erhielt. Ein solcher Zug würde ihr zur um so größeren Ehre gereichen, als uns auf diese Weise das einzig existierende Bildnis des Dichters erhalten blieb.

Die meiste Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß sich sein in übermäßiger Produktion gewaltsam angeregtes Gemüt an seinem Körper gerächt habe. Man muß sich nur vergegenwärtigen, auf welche Weise Kleist zu arbeiten pflegte. Tieck, der ihn am Werke gesehen, versichert, daß er dabei gewissenhaft ängstlich vorging, oft veränderte und umarbeitete und selbst am wenigsten zu befriedigen war. „Dem weißen Papier gegenüber,“ schreibt Kleist einmal, „ist meine Einbildung geschäftig, und die Gestalten, die sie hervorbringt, sind bestimmt in Umriß und Farbe.“ Montaignes drastisches Wort: Le travail n'est pas à la conception mais à l'accouchement, gilt nur halb für Kleist, dessen gesamtes Schaffen, von der ersten aufdämmernden Idee bis zum letzten Federzuge kein behaglicher Prozeß, sondern ein Gemüt, Hirn und Körper angreifender Kampf war.

Kein Wunder, daß seine ohnehin schwache Gesundheit diese lange, bange Anstrengung nicht aushielt. Selbst die Heilkraft der freien Natur vermochte ihn nicht zu retten. Wohl auf Geßners Rat ließ er sich nach Bern schaffen, wo er zu Zschokkes ärztlichem Freunde Wyttenbach und dessen Kunst Vertrauen gefaßt haben mochte. Viele Wochen siecht er dort. Sein ganzer Briefwechsel ist unterbrochen. Zwei Monate später erhält sein Schwager von Pannwitz im August aus Bern ein Billet mit der Jammerbotschaft: „Ich liege seit zwei Monaten krank in Bern und bin um 70 französische Louisdor gekommen, worunter 30, die ich mir durch eigene Arbeit verdient hatte.*) Ich bitte Gott um den Tod und Dich um Geld, das Du auf meinen Hausantheil erheben mußt. Ich kann und mag nichts weiter schreiben, als dies Allernothwendigste. Schicke zur Sicherheit das Geld an den Doktor und Apotheker Wyttenbach, meinen Arzt, einen ehrlichen Mann, der es Euch zurückschicken wird, wenn ich es nicht brauche. Lebet wohl, lebet wohl, lebet wohl.“

Der Schwager sendete vorläufig die Subsidien nicht, wohl aber teilte er das Schreiben sofort Ulrike mit, welche Kleist nicht in Schrecken hatte versetzen wollen, da er die Folgen vielleicht vorausgesehen. In der That brach die allzeit reiselustige Schwester unverzüglich auf und erschien wie ein rettender Engel an seiner Leidensstatt.

Unterdessen waren die politischen Ereignisse eingetroffen, die Zschokke mit ge-

*) Ohne Zweifel das nach unseren heutigen Begriffen freilich exorbitante Honorar für „Die Familie Schroffenstein“. Geßner war freigebig und unpraktisch genug, um den Erstling eines ganz unbekannten Dichters so glänzend zu bezahlen. Uebrigens erhielt Kleist später auch für den „Amphitryon“, also die Bearbeitung eines alten französischen Lustspiels, volle 24 Louisdor, und er bemerkt noch obendrein: „Unter Umständen wäre es mir das Dreifache werth gewesen.“ Koberstein S. 124.

wohntem Scharfblicke seinem Freunde Reding vorausgesagt hatte. Bonaparte, Kleists „Allerwelts-Konsul", wollte aus dem Alpenlande eine französische Festung gegen Süddeutschland machen, und daher war ihm der fortwährende Parteihader ein erwünschter Vorwand zur unausgesetzten Bevormundung. Als Reding trotz alledem nach Paris ging, um von Bonaparte die Wiederherstellung der alten Eidgenossenschaft zu erwirken, da erhielt er eine so gebieterische und obendrein durch persönliche Beleidigungen verschärfte Antwort, daß das öffentliche Vertrauen vom föderalistisch-aristokratischen Regiment abfiel und die freisinnige helvetische Partei durch einen leichten Putsch wieder an die Spitze des Landes trat. Die Patrizier schlossen aber zur Wiedererlangung ihrer Privilegien einen Bund, und gerade während Kleist auf der Aarinsel eine Idylle lebte und eine Tragödie schrieb, bildete sich in seiner nächsten Nähe, auf dem Thuner Schlosse, eine Verschwörung edler Berner, welche einen allgemeinen Aufstand gegen die helvetische Einheitsregierung planten und auf der Liste der scharf zu beobachtenden Verdächtigen auch Zschokke einzeichneten, der, von allen politischen Händeln abgekehrt, nur den Künsten und Wissenschaften lebte.

Wenige Monate später veränderte sich das Bild abermals. Der schlaue, von allem wohlunterrichtete Bonaparte zählte auf die Minierkunst der reaktionären Maulwürfe in Thun und Bern, um den Streit nach seiner Weise zum eigenen Vorteile schlichten zu können. Zu diesem Zwecke befahl er seinen Truppen die Räumung des Landes, und richtig! unmittelbar nach ihrem Abzuge brach das Wetter los. Die Patrizier überrumpelten die Städte; die helvetische Regierung flüchtete nach Lausanne, und eben als Ulrike von Kleist in Bern einfuhr, das kurz vorher kapituliert hatte, setzten die siegestrunkenen Föderalisten ein kopfloses Regiment der Willkür und Rache ein. Auch der Schweizer Ehrenbürger und Ex-Diplomat Zschokke fühlte sich auf seinem einsamen Schlosse Biberstein nicht mehr ganz sicher und hielt es — wahrscheinlich auf Redings heimliche Warnung — für geraten, das Ende der politischen Wirren auf neutralem Boden abzuwarten; er empfahl also sein Haus dem Schutze des Freundes und trat eine forstwissenschaftliche Reise durch den Schwarzwald und das Elsaß an. Dies geschah im September 1802.

Was sollte Ulrike mit ihrem langsam genesenden Bruder inmitten der Revolution? Gegen Landesfremde hatten sich die Schweizer Oligarchieen niemals besonders zärtlich erwiesen. Es war also das Schlimmste zu fürchten. So mag es daher Ulrike ohne große Mühe gelungen sein, Heinrich von der Notwendigkeit zu überzeugen, das unsichere Land zu verlassen. Die Schwierigkeit bestand nur darin, ihm ein angenehmes Ziel mundgerecht zu machen. Heim nach Frankfurt wollte er unter keinen Umständen. Seine Krankheit hatte ihn ja an der Vollendung der Arbeit gehindert, womit er sich vom Exil befreien wollte. Sie beschlossen also zunächst nach dem preußischen Neuchâtel, dann nach Jena zu Schiller und nach Weimar zu Goethe und Wieland zu reisen, als ein unvorhergesehenes Ereignis den Abschied aus der Schweiz so sehr beschleunigte, daß Ulrike ihren großen Koffer, der ihre Mäntel enthielt, in Bern zurücklassen mußte.

Ludwig Wieland, dem es nicht gelungen war, eine Anstellung in der Helvetischen Regierung zu finden, und der die Geschäfte seines Schwagers in Folge der politischen Wirren so zerrüttet fand, daß auch an eine Association nicht mehr zu denken war, ging ebenfalls seit längerer Zeit mit dem Plane um, die Schweiz zu verlassen.*) Er hatte dies schon zu verschiedenen Malen seinem Vater mitgeteilt, der aber nicht recht darauf eingehen wollte.**)

Ein tragikomischer Zwischenfall beschleunigte die jetzt kombinierte Abreise der Geschwister Kleist und Ludwig Wielands, in welchen Vorgang ein Schreiben Geßners zum erstenmale Klarheit bringt.***)

Die Helvetische Nationalbuchdruckerei wurde gleich in den ersten Tagen der aristokratischen Herrschaft geschlossen und versiegelt. Geßner selbst erhielt vom General von Wattenwyl den Befehl, Bern binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen. Mit Fug protestierte er gegen diese dem Kapitulationsvertrage widerstreitende Maßregelung, und erhielt, wohl aus Rücksicht auf seine Frau und auf Grund seines Ehrenwortes, sich still und ruhig zu verhalten, endlich die Erlaubnis, bleiben zu dürfen. Viel schlimmer ging es seinem Schwager Wieland. Unterm Vorwand, daß er und Kleist vor dem General-Quartier gestanden und gelacht hätten, erhielt er vom Polizeidirektor den Befehl, innerhalb zwölf Stunden die Stadt zu räumen, ansonst er durch Harschiere abgeführt werde. Alle Reklamationen gegen diese Verbannungsordre hatten nur die Folge, daß ihm die Frist auf zwei Stunden verkürzt und statt seiner Reise nach Zürich zu der Mutter seines Schwagers Geßner die sofortige Abreise nach Basel vorgeschrieben wurde. Kleist und seine Schwester

---

*) Er muß auch einmal Heimweh vorgeschützt haben, denn in seinem Briefe vom 18. Juli (1802) stichelt sein ewig spöttelnder Schwager Karl Stichling: „Die maladie du pays unseres cher frère Louis hat uns sehr divertirt. Wenn es nicht Ironie oder ein trait de politesse von ihm ist, so rathe ich diesem malade imaginaire, sich unverweilt zu verlieben. Auf Louise Herder, deren Vater just Präsident mit Zulage worden, darf er nicht warten. Diese soll den ehemaligen Pastor Günther heirathen."

**) Wieland an Charlotte Geßner, Tieffurt, 10. Juni 1802: „Unser Louis spricht mir in seinem letzten Brief vom 9. Mai, daß er, falls er in Euerer, nun zum dritten oder vierten mahl umgeschaffnen Republik nicht wieder angestellt würde, Lust habe zu mir nach Oßmanstätt zurück zu kommen. Er soll mir in diesem Fall sehr willkommen sein; aber um Sein Selbstwillen wünschte ich, daß er in Helvezien einheimisch werden könnte. In Deutschland sehe ich nirgends eine Aussicht für ihn, zu einem etablissement, wobey er sich glücklich finden könnte; denn für Fürstendienst scheint er nun einmahl keine Anlage zu haben. Schreibe mir offenherzig was du von und über ihn denkst, und ob du wirklich findest, daß er durch seinen Aufenthalt in der Schweitz an dem, was zu einem homme comme il faut gehört, gewonnen hat? Ich denke, du verstehst was ich damit sagen will, ohne daß es meiner Definizion, was ich einen homme comme il faut nenne, vonnöthen habe. Unter die Dinge, die einem Menschen der in der Welt fortkommen will, unentbehrlich sind, gehört auch die Fertigkeit französisch zu reden. Es sollte mir sehr leid seyn, wenn er sich die Gelegenheit, die er in Bern dazu gefunden haben muß, nicht zu Nutze gemacht hätte. Wirklich sollte er nicht eher zurückkommen, bis er dieser Sprache, mit der man beynahe durch die ganze Welt kommen kann, völlig mächtig wäre." Vgl. Anhang VI, Wieland an Charlotte, 7, 8.

***) Vgl. Anhang XIV, Geßner an Zschokke und Grenzboten 1869 (IV, 241), wo ein kleines Fragment durch Ludwig Hirzel veröffentlicht wurde.

beschlossen nun plötzlich, ihre geplante Reise in Gesellschaft des verbannten Freundes anzutreten; da sie jedoch über Neuchatel reisen wollten, so suchte Heinrich Geßner, diese Veränderung des Reisezieles von der Militär-Polizei zugestanden zu erhalten. Doch die Herren von Bern „sascüllotisierten" ganz anders. Sie zerrissen Wielands nach Neuchatel lautenden Paß und erklärten, der „Leckersbub" müsse in einer Stunde fort sein. Der Befehl erlitt keine Verzögerung mehr. In der vorgeschriebenen Zeit fuhren Kleist, Ulrike und Wieland zum Thore hinaus gen Basel.

Geßners Brief ist um so kostbarer, als er fast die einzige uns erhaltene komische Episode eines traurigen Lebens überliefert. Kleist lachend und scherzend! . . . Wir sehen ihn ordentlich vor uns, abgemagert von den langen Leiden des Körpers und der Seele und noch bleicher als sonst, und neben ihm der lustige Erzrevolutzer Wieland, zwei „verlaufene Preußen", just wie man sie in der Schweiz liebt. Und was thun die Unglücklichen? Lachend stehen sie vor dem General-Quartier der gestrengen Feldherren von Bern und spotten über den unglaublich abgeschmackten Weißen Schrecken. Der ausgelassene Wieland ahmt wohl den rot und gelb drapierten Ratsweibel nach, der mit seinem Käsemesser in der Faust mordlustig vor der Tagsatzung schildert, oder gar den wütenden Polizeidirektor Wild, wie er, ein sprechendes Bild der bornierten Kantönli-Souveränität, die Patrioten in Ermangelung von Pulver und Blei zu Wasser und Brot verdonnert . . . und dabei mag er so urkomisch aussehen, daß Heinrich von Kleist sich den lustigen Zug für seinen spaßhaften Richter Adam im „Zerbrochenen Krug" hinter die Ohren schreibt und laut und herzlich auflacht — zum erstenmal seit langer Zeit und vielleicht zum letzten für immer!

Während die drei Reisenden bei Basel die ungastlich gewordene Schweiz verließen, welche Kleist schon als sein neues Vaterland begrüßt hatte, ging die aristokratische Kontre-Revolution ihrem schnellen Ende entgegen. Das ganze Land wurde wieder von französischem Kriegsvolk überschwemmt und die Helvetische Regierung aufs neue in Bern eingesetzt. Als Zschokke im Spätherbste auf seine „Warte" bei Aarau zurückkehrte, saßen Reding und seine Parteihäupter gefangen in der Festung Aarburg, und die Abgeordneten des Landes gingen nach Paris, wo sie aus der Hand Bonapartes das kostbare Geschenk der Vermittlungsurkunde empfingen. Unter dem Schutze dieser föderativ-einheitlichen Verfassung, wonach die neunzehn Freistaaten unter der Oberherrlichkeit einer Zentralregierung sich selber verwalteten, zum Danke aber 18,000 Mann in Napoleons Armee zu stellen hatten, kehrte endlich die Ordnung zurück, welche auch nach dem Abmarsche der fremden Kriegshaufen nicht wieder gestört wurde.

Zwölftes Kapitel.

Poetische Ergebnisse.

Kleist war eigens in die Schweiz gereist, um dort in ländlicher Abgeschiedenheit seine Dichterideale zu verwirklichen. Nun er das gelobte Land verließ, war er von dem Kranze, den er Goethe von der Stirne zu reißen sich vermaß,*) weiter entfernt als je. Und doch beweisen seine Schweizer Briefe, daß er zumal am Thuner See ohne Unterlaß poetisch thätig gewesen. Als er das erste Mal nach Thun übersiedelt und im „Hause an der Straße" abgestiegen war, da hatte er seiner Schwester in halben Worten etwas von seinem geistigen Schaffen angedeutet.

„Wenn mein kleines Vermögen gleich verschwunden ist," heißt es in einem seiner dort geschriebenen Briefe, „so weiß ich jetzt doch, wie ich mich ernähren kann. Erlaß mir das Vertrauen über diesen Gegenstand, du weißt warum? — Kurz, ich brauche nichts mehr als Gesundheit." Aber dem braven Zschokke, der nicht, wie Ulrike, sein poetisches Streben für sein Unglück hält, braucht er nichts zu verheimlichen, und ihm meldet er herzhaft: „Was mich betrifft, wie die Bauern schreiben, so bin ich, ernsthaft gesprochen, recht vergnügt, denn ich habe die alte Lust zur Arbeit wiederbekommen."

Was mag das für eine „Arbeit" gewesen sein? Ohne Zweifel die „Familie Schroffenstein". „An dies Trauerspiel," schreibt Bülow (S. 29), „wurde in der Schweiz die letzte Hand gelegt. Nur daß Kleist den fünften Akt bloß in Prosa geschrieben und die Herausgeber Wieland und Geßner ihn in Verse gebracht haben sollen." Diese Meldung des legendenreichen Biographen, der auch hier wieder einmal seine Quellen verschweigt, wird von Wilbrandt (S. 163) angenommen und dahin ergänzt, daß Kleist das ganze Stück als Prosa-Entwurf von Paris mitnahm, in der Schweiz nur die ersten Akte mit Liebe und Sorgfalt bis zur Vollendung durcharbeitete, den vierten unter dem Drucke einer langen Krankheit und von andern

*) Pfuels mündliche Mitteilung bei Wilbrandt, S. 174.

Arbeiten abgezogen, halb widerwillig bloß in Jamben umschrieb und dann den fünften ganz roh, wie er ihn in der Mappe mitgebracht (nur die Ankleideszene ausgenommen) bei den Berner Freunden zurückließ, um ihnen die notdürftigste metrische Redaktion anheimzugeben und nach Deutschland zurückzugehen.

Ich bin andrer Ansicht. Aeußere und innere Gründe sprechen gegen Bülows und Wilbrandts Hypothese. Zuerst ist die Bezeichnung Ludwig Wielands als Herausgebers ganz unrichtig, denn in dem gedruckten Stücke wird er nirgends als solcher genannt und auch Heinrich Geßner war nichts weiter als bloßer Drucker und Verleger.*) Auch zu einer metrischen Redaktion war keiner der beiden Freunde befähigt. Ein Blick auf „Ambrosius Schlinge" und dessen grauenhaft hinkende und oft nicht einmal richtig abgezählte Versfüße genügt vollständig, um Wieland jede Art Urheberschaft an Kleists Erstling abzusprechen. Wenn er drei Jahre später erst derartige Blankverse verüben konnte, so war er früher noch weniger im Stande, Kleists Prosa in die uns erhaltene Form umzugießen; desgleichen Geßner, dem überhaupt, gleich seinem Vater, die Gabe des Verseschmiedens versagt war. Mittelmäßige Hexameter und mangelhafte Prosa ist alles, was sich in seinem Nachlasse vorfindet. Daher kann auch von einem „Zurücklassen" des unvollendeten Manuskripts bei den Berner Freunden mit der Weisung, es zu vollenden, umsoweniger die Rede sein, als Wieland, wie wir oben gesehen, die Schweiz gleichzeitig mit Kleist verließ.

Bülows ganze Meldung ist wohl ein konfuses Hörensagen. Kleist, der ja damals sogar seine Briefe in Jamben schrieb, hat das Stück schwerlich in Prosa entworfen. Es widerspricht schon seiner Art zu dichten. Er dachte in Jamben und wälzte seinen Dialog, von einem trefflichen Gedächtnisse unterstützt, so lange im Kopf herum, bis ihre Form ihm adäquat erschien; dann erst warf er sie aufs Papier. Wer ohne das Vorurteil, daß der fünfte Akt nicht von Kleist sei, an das Studium des Stückes geht, wird kaum einen Unterschied im Stile herausfinden. Die ungleiche Formbehandlung kann man durch das ganze Stück beobachten. Der fünfte Akt ist mit Ausnahme der Liebesszene nicht nachlässiger versifiziert, als der erste Auftritt des ersten, der zweite des dritten und der erste des vierten Aufzuges; alles Szenen, die dem Dichter weniger am Herzen lagen. Er mochte sich denken, daß die wichtigeren Handlungen und Episoden, les scènes à faire, wie die neufranzösische Dramentechnik sagt, in ihrer sorgfältigeren Form mit dem oft kaum lesbaren Rest schon versöhnen würden. Man muß überdies nicht vergessen, daß Kleist damals nur am „Robert Guiskard" mit Liebe hing und die „Schroffensteiner" bloß als dramatische Stil- und Vorübung betrachtete. So erklärt sich auch sein gutmütiges Einfallen in das Gelächter seiner Berner Zuhörer und daß er das Stück schon wenige Monate später eine elende Scharteke nannte, die nicht wert sei, von der Schwester gelesen zu werden.

Daß der fünfte Akt in Bezug auf den Gehalt so kläglich abfällt, ist mir ein

---

*) Die Familie Schroffenstein. Ein Trauerspiel In fünf Aufzügen. Bern und Zürich Bei Heinrich Gessner, 1803.

neuer Beweis seiner Originalität. Man vergegenwärtige sich nur einmal, in welcher Weise das ganze Stück entworfen und geschrieben wurde. Nach Pfuels Mitteilung an Wilbrandt (S. 155) ist es auf eine wunderliche, zufällige Weise entstanden. Kleist war eines Tages die seltsame Ankleideszene des letzten Aktes, rein als Szene, in den Sinn gekommen, und da die Situation ihn anzog, hatte er sie wie eine zusammenhanglose Phantasie niedergeschrieben. Dann erst fiel ihm ein, sie mit andern Fäden der Erfindung, vielleicht auch mit einer zufällig entdeckten Fabel (wir wissen nichts Näheres über die stoffliche Grundlage des Stückes) zusammen zu spinnen, und so wob sich allmählich um diese Szene die ganze Tragödie herum.

Es erleidet keine Frage, daß diese Manier Kleist vollkommen eigentümlich ist. Dafür spricht nicht nur sein Erstling, das wird auch durch seine übrigen Stücke bewiesen, z. B. das „Käthchen von Heilbronn", das aus Kunigundes Badeszene — ein bei Kleist sehr beliebtes Motiv — und dem belauschten Traum unterm Hollunderbusch, oder den „Prinzen von Homburg", der ohne Zweifel aus den Nachtwandelszenen entstanden ist. Wenn aber der verliebte Mummenschanz der „Schroffensteiner" das Stück veranlaßt hat, so ist vielleicht ein Schluß auf Zeit und Ort der Entstehung gestattet. Kleist, obwohl unser objektivster Dichter, pflegte ja, wie jeder echte Poet, seine Dichtung aus seinem Inneren heraus zu spinnen — „in seinen Busen greifen", nennt dies Goethe — in seinen Helden sich selbst zu zeichnen und am liebsten ein Stück eignen Lebens durch einen Akt der Selbstentäußerung in ein Kunstwerk zu verwandeln. Diese übersinnlich-sinnliche Verkleidungsszene ist wohl insofern Erlebnis, als Schwester Ulrike, wie wir wissen, in Männerkleidern zu reisen pflegte. So mag denn Kleist als interessante dramatische Situation erschienen sein, wie ein Ritter unter süßen Brautnachtsreden seiner Geliebten das Gewand löst und ihr gleichsam im Spiel seinen Mantel umhängt, während er sich selber in ihr Kleid hüllt und ihren Hut aufsetzt. Das Motiv: um die Geliebte, der man nachstellt, zu retten und sich selbst für sie zu opfern, war bald gefunden. Jetzt brachte der Dichter die Situation in Worte und zu Papier, und sie gefiel ihm so sehr, daß er eine weitverzweigte Handlung daran schweißte. Ja, er opferte seinen isolierten Einfall auch dann nicht, als dieser vom neu erfundenen Stoff überwuchert wurde und bloß noch dazu dienen konnte, die ohnehin nicht allzuklare Handlung noch mehr zu verwirren und auf widersinnige Weise abzuschließen. Gerade dies ist aber echt kleistisch. Man erinnere sich nur, wie fast alle seine Werke an unmöglichen Entwirrungen kranken: das rasende Ende der „Penthesilea", das Goethe mit Recht „klatrig" nannte, ist nicht besser als die Lösung im „Käthchen von Heilbronn", im „Amphitryon" oder im „Kohlhaas", wo der Dichter schließlich in ein visionäres Fieber zu verfallen scheint. Sogar den unvergleichlichen „Zerbrochenen Krug", sein objektivstes und daher bestes Werk, wollte er noch durch eine sehr überflüssige Variante verderben; zum Glück war aber das Stück bereits unter der Presse.

Ich möchte noch auf ein andres Motiv aufmerksam machen. Wir kennen die Vorgeschichte seiner Pariser Reise, die ursprünglich „nichts, als ein großer Spa-

ziergang" sein sollte und durch eine Verkettung von unvorhergesehenen Umständen einen ganz andern Charakter annahm, so daß er reisen mußte und zwar nach Paris, er mochte wollen oder nicht. „Wir denken uns frei," schrieb er damals an Wilhelmine, „und der Zufall führt uns allgewaltig an tausend feingesponnenen Fäden fort." (Bülow S. 164) ... „Mir ist diese Periode in meinem Leben, und dieses gewaltsame Fortziehen der Verhältnisse zu einer Handlung, mit deren Gedanken man sich bloß zu spielen erlaubt hatte, äußerst merkwürdig" (S. 169). Nun, dieses Spiel des Geschicks mit dem Menschenherzen, dieses Mitfortreißen zu neuen Mißverständnissen, dieses schuldlose sich in die Schuld Verstricken mochte ihm nicht nur äußerst merkwürdig an sich, sondern auch als tragisches Motiv verlockend erscheinen. Wie aus einem bloßen Spaziergang eine große Reise durch Deutschland und Frankreich mit Schwester, Bedienten und Pässen wurde, von der ihm eine Stimme die Ahnung zuflüsterte, daß ihm sein Untergang bevorstehe, *) so verstricken sich die beiden Familien der Schroffensteiner aus dem Hause Warwand und Rossitz durch immer neue Sinnestäuschung und Gefühlsverwirrung und immer neue Schuld, bis sie von den seltsam geschlungenen Fäden in Verbrechen und Tod gezogen werden. Zu diesem tragischen Motiv, das ihn wohl bereits auf der Reise beschäftigt und sich ihm vielleicht schon zu einer dramatischen Handlung verdichtet hatte, kam dann noch die uranfängliche Verkleidungsszene hinzu.

Ja, es findet sich noch eine weitere poetische Verwendung der Aktualität. Wir wissen von Bülow (S. 24), daß seltsamerweise in Paris kein andrer Mensch als der blinde Flötenspieler Dulon Ulrikes weibliches Geschlecht unter der fremden Tracht erkannt und sie unversehens mit Madame angeredet haben soll. Dies gewiß „äußerst merkwürdige" Motiv finden wir auch in den „Schroffensteinern", wo der blinde Sylvius, indem er die Leichen von Ottokar und Agnes betastet, ihre Verkleidung entdeckt. Ein neuer Beweis, daß Kleist gerne seine eignen Erlebnisse dichterisch verarbeitete und zu der ursprünglichen Szene seines Erstlings und ihrer Lösung durch der Schwester Männertracht angeregt worden ist.

Bülows fernere Notiz, daß Geßner und Louis Wieland den Dichter bewogen, die erst in Spanien vorgehende Handlung nach der Schweiz — es sollte heißen: nach Schwaben — zu verlegen, dürfte richtiger sein. Mehrere wenig deutsch klingende Personennamen des Stückes sprechen dafür. Durch diesen Ortswechsel, der uns den grausigen Stoff näher rückt, verlor die Handlung, was die Charakteristik an Wahrscheinlichkeit gewann. Derlei knorrige, herbe, eckige, schroffe, im Hassen und Lieben ganze Menschen können nur Deutsche sein.

Noch einmal, ich halte die „Schroffensteiner" für Kleists ausschließliches Werk und erkenne den Beweis der Echtheit gerade in den Mängeln, die teils durch des Dichters Anfängerschaft und Schrullen, teils durch die musivische Entstehungsart erklärt werden. Das Stück wurde wohl in den bewegten Pariser Tagen entworfen

---

*) Bülow S. 162.

und zum größten Teil auch niedergeschrieben. Es war kein angenehmes Arbeiten, denn er mußte sein „Theuerstes" verheimlichen und wurde fortwährend durch den Lärm und die Zerstreuungen der „unnatürlichen Stadt" gestört. In Basel und in der ersten Berner Zeit mag er das Stück vollendet haben, denn er las, wie wir aus der „Selbstschau" wissen, nicht nur Bruchstücke, sondern das ganze Trauerspiel mit dem verlachten fünften Akt den Freunden in Bern vor. Die Umarbeitung in dem von mir acceptierten Sinne geschah wohl in Bern und im Haus an der Straße in Thun. Als er von hier nach Bern zurückfuhr, wo er, wie er an Ulrike schreibt, „ein Geschäft mit Geßner" hatte, übergab er seinem Verleger ohne Zweifel das druckfertige Manuskript, wohl weniger über seine Arbeit entzückt, als weil er das Honorar schon empfangen haben mochte. Wie hätte er sonst an Schwager Pannwitz von dreißig „durch eigene Arbeit" verdienten Louisdor schreiben können?

Als er von seiner Fußreise in den Aargau an den Thuner See zurückkehrte, um seine bereits früher gemietete Sommerwohnung auf der Aarinsel zu beziehen, da fand er daselbst ein echtes Poetenheim, wo sein dichterisches Schaffen natürlich Förderung finden mußte. Er widmete sich hier gleich mit solcher Energie seiner „Arbeit", daß er nur ungern „einen halben Tag" für Ulrike stahl, weil ihm das Briefschreiben immer eine erstaunliche Zerstreuung sei, die er vermeiden müsse. Er kam selten von der Insel, sah niemand, — auch nicht Geßner, Zschokke und Wieland, wie er seiner Schwester weis machen wollte — las weder Bücher noch Zeitungen, brauchte nur sich selbst zu seiner Arbeit, die er in etwa sechs Wochen zu vollenden hoffte, und hatte keinen andern Wunsch, als daß ihm vor dem Tode ein Kind, ein schön Gedicht und eine große That gelingen möchte.

An welches Stück mag er hier Hand angelegt haben? Vielleicht an den nebelhaften „Peter den Einsiedler", dessen Entstehung nach Bülow (S. 40) in die Zeit seines zweiten Pariser Aufenthaltes (1803) fallen soll, was schon wegen der kurzen Rast daselbst und seiner damaligen Stimmung unmöglich ist. Von diesem Stücke wurde Bülow ein Teil des Plans von Rühle aus der Erinnerung erzählt, aber der Dresdener Kammerherr hielt die Wiedergabe nicht für nötig. In dieselbe Epoche verlegt er auch die Abfassung des Trauerspieles „Leopold von Oesterreich", dessen ihm ebenfalls mitgeteilten Plan er gleicherweise verheimlicht. Tieck meldet dagegen nur, Kleist habe 1804 in Dresden eine Tragödie über den Fall Leopolds von Oesterreich schreiben wollen, aber nicht geschrieben. Schon der Stoff deutet aber auf Schweizer Faktur, noch mehr jedoch eine Notiz in seinem Briefe von der Aarinsel: „Ich war vor etwa vier Wochen, ehe ich hier einzog, im Begriffe, nach Wien zu gehen, weil es mir hier an Büchern fehlt; doch es geht so auch und vielleicht noch besser." Ohne Zweifel genügten ihm die schweizerischen Quellen nicht mehr und drängte es ihn, auch die Chroniken der Unterlegenen zu studieren. Daher sein Reiseplan nach Wien, welcher sonst hier keinen rechten Sinn hätte. Pfuel bestätigt (Wilbrandt S. 153), daß der „Leopold" zu den frühesten Arbeiten des Dichters gehörte, nur einen einzigen später in Paris ver-

nichteten ersten Akt enthielt und ihm in Dresden vorgelesen wurde, und daß Kleist diesen Quellen pikante Züge entnahm, die er mit gewaltiger Wirkung verwertete. „Die Hauptszene aber des ersten Aktes war, wie die Ritter Leopolds vor der Sempacher Schlacht würfeln, wer mit dem Tode davonkommen wird, wer nicht. Die stolzen Herren sitzen zechend beisammen, und sie beginnen das Würfeln wie ein übermütiges Spiel. Drei schwarze Seiten haben die Würfel und drei weiße; die schwarzen bedeuten den Tod. Die ersten der Würfler werfen schwarz, man lacht und scherzt darüber; das Spiel geht fort, auch die nächsten werfen schwarz, und immer mehr und mehr — allmälig verstummt der kecke Jubel und ein nachdenklicher Ernst kommt über die Gesellschaft; zuletzt haben Alle schwarz geworfen. Wie dieser grausige Vorgang Schritt für Schritt in dem hochfahrenden Kreise die unheimlichste, zuletzt die fürchterlichste Stimmung verbreitet, das war mit überwältigender Kraft geschildert." Jedenfalls eine der effektvollsten Erfindungen unsers Dichters.

Und der „Zerbrochene Krug"? Wir wissen aus Zschokkes Vorwort zu seiner Erzählung, daß Wieland seine Satire nur „verhieß" und Kleist sein Lustspiel bloß „entwarf". Dieser Lustspielplan wird wohl auch zur Zeit des Berner oder ersten Thuner Aufenthaltes entstanden sein und eine oder mehrere ausgeführte Szenen enthalten haben, denn Wielands „Ambrosius Schlinge", dessen einziger Akt und fünffüßige Jamben offenbar auf Kleists Muster oder mindestens Rat zurückzuführen sind, ist 1805, also zwei Jahre vor dem „Zerbrochenen Krug", im Druck erschienen. Jedenfalls wird dieser Thuner Entwurf bald nach seiner Entstehung von Kleist mit all seinen übrigen Papieren vernichtet worden sein. Pfuel machte nämlich Wilbrandt (S. 199) die mündliche Mitteilung, daß ihm der Dichter 1803 in Dresden die ersten Auftritte in die Feder diktierte, nachdem er ihn durch erheuchelte Zweifel an seinem komischen Talente zu Widerspruch und Gegenbeweis gereizt hatte. Doch auch dieser zweite Versuch ging unter, denn das uns erhaltene Stück wurde erst 1806 in Königsberg verfaßt. Dies kann auch den Umstand erklären, daß darin jeder auch nur sprachliche Anklang an das Land seiner ersten Entstehung fehlt. Sicher ist es eine durchaus willkürliche Annahme, das Thuner Mädeli als Prototyp Evchens zu feiern.*) Wohl aber dürfte der Verfasser die Kenntnis des niedrigen Volkshumors in der Schweiz erworben haben, denn weder vor- noch nachher kam er mit derlei bäuerlichen Kreisen in so nahe Berührung.

Vor allem aber meint Kleist unter seiner „Arbeit" das Ideal und den Alp seines Lebens: „Robert Guiskard", jenes Trauerspiel, das der Welt seine Liebe zur Schwester erklären und den erhabenen Idealismus der griechischen Tragiker mit dem Realismus Shakespeares verbinden sollte. Auch diese erste Version wurde wahrscheinlich zu Bern in einem Anfalle von Schwermut oder im Angesichte des Todes zerstört, denn der Dichter gestand dem alten Wieland einige Monate später, es schwebe ein so hohes Ideal seinem Geiste vor, daß es ihm noch immer unmöglich

*) Siegen S. 5.

gewesen sei, das Stück zu Papier zu bringen. Er habe zwar schon viele Szenen nach und nach aufgeschrieben, vernichte sie aber immer wieder, weil er sich selbst nichts zu Dank machen könne. Das uns erhaltene Fragment des ersten Aktes stammt aus der dritten Bearbeitung von 1807. Wo hat er aber sein Gedicht konzipiert? Ich denke, schon vor seiner Schweizer-Reise, und zwar in Berlin. Schreibt er doch in einem damaligen Briefe: „Warum bin ich, wie Tankred, verdammt, das, was ich liebe, mit jeder Handlung zu verletzen?“ —*) was darauf hinzudeuten scheint, daß die Historie des Normannenherzogs, des Sohnes von Tankred von Hauteville und Oheims von Tassos Helden, ihm bereits damals vorgeschwebt habe. Denn es erleidet keinen Zweifel, daß Kleist in Berlin seinen dramatischen Beruf entdeckte; bloß seine immerwährende Besorgnis, ein falsches Ziel zu ergreifen, seine Bestimmung zu verfehlen und so ein ganzes Leben zu verpfuschen, hinderte den Durchbruch seines Genies.

Dermaßen ist es erklärlich, daß er schon ein paar Monate nach der Abreise von Berlin seinen Freunden mehrere Fragmente und ein fertiges Stück zeigen konnte. Sobald ihm sein unseliges Gemüt Ruhe gönnte, konnte er ja eine erstaunliche Schöpferkraft entwickeln, denn er pflegte, freilich zum Nachteile seiner schwachen Gesundheit, nach Bossuets goldner Lehre von einer Arbeit in einer andern auszuruhen. Er hat dies später während seines verhältnismäßig kurzen Lebens in Königsberg und Dresden gezeigt, wo die Mehrzahl seiner Werke entstanden ist. Gerade diese zeitweilig außerordentliche Arbeitskraft unterscheidet ihn von dem ihm geistig verwandten Otto Ludwig, in welchem der Kritiker den Dichter tötete.

Einzig „Die Familie Schroffenstein“ entging der Vernichtung, was sie wohl nur dem äußerlichen Umstande zu danken hat, daß die Niederschrift nicht mehr im Besitze Kleists, sondern in Geßners Händen und dort, wie wir gesehen haben, vortrefflich hinter Schloß und — Siegel aufgehoben war.

Von all seinem poetischen Ringen in der Schweiz zeugt noch dies einzige Stück! Freilich ist es ein Erstling von kraftstrotzender Art und trotz der harten, eckigen Holzschnittmanier, der geschmacklosen Zauberromantik, der Ungeheuerlichkeit des fünften Aktes mit seiner ins Possenhafte umschlagenden Tragik ein ursprüngliches, kräftiges und durchaus bedeutendes Werk. Es ist Kleists eigenstes Stück. Alle Vorzüge und Mängel des Dichters finden sich schon hier. Mit wenigen Strichen weiß er uns in Stimmung zu versetzen, mit einem Worte zeichnet er einen Charakter, mit ein paar Zügen erweckt er im Leser Furcht und Mitleid. Alles ist individuell bis zur Ideenarmut, dissonanzenreich ohne Effekthascherei, bühnengerecht ohne Theaterkonvenienz, von tiefer Innigkeit, herber Armut, knorriger, echt deutscher Art. Lieber unschön als unwahr, versteckt er die volle Wahrheit, Dantons âpre vérité, manchmal hinter spitzfindigen Rabulistereien, wo man den ehemaligen Mathematiker und logischen Exerziermeister herausmerkt, und mitten in brutal gesteigerten Ausbrüchen der Leidenschaft. Die ganze plastische Macht des Dichters offenbart sich bereits hier. Kleist steht nicht gleich

*) Bülow S. 175.

Hebbel und Otto Ludwig „vor einem Charakter wie eine Ameise vor einem Hause“. Er verliert sich nicht im anatomischen Studium und setzt seine Menschen nicht aus Notizen und Skizzen mosaikartig zusammen. Sie sind aus Einem Granitblock gehauen. Wir fragen erstaunt, wo der erst Fünfundzwanzigjährige diese unheimliche Kenntnis der Nachtseiten des Menschenherzens gewonnen und so tiefe Blicke in die Frauenseele geworfen. Sein divinatorischer Instinkt, die Naturgewalt seines Vorstellungsvermögens ist eben dermaßen übermächtig, daß seine stets empfundenen und gefühlten Menschen und Dinge, die er knapp, sicher und prägnant in täuschendster Lebenskraft hinzeichnet, wie geschaut und erlebt anmuten. Alles ist frisch, einheitlich im Ton, kompakt und hat jene Totalität des Ausdrucks, die Schiller von jedem poetischen Kunstwerke verlangt.

Schon in diesem Erstling ist die männlich reife Eigenart des Dichters in ihrer Fülle zu konstatieren. Nichts ist jugendlich an diesem Werke, außer einigen Reminiszenzen an Shakespeare und Schiller, und dem Bestreben, des letzteren blühende Subjektivität mit Goethes objektiver Prägnanz zu verbinden. Vergleicht man dies Stück mit seinen späteren Schöpfungen, so erkennt man, daß die Kunst dieses unbeständigsten der Menschen sich immer gleich bleibt. Von einer Entwickelung seines Genius kann man nicht reden, sondern höchstens von einer Verwickelung oder von sichtbarer Einwirkung persönlicher Einflüsse oder litterarischer Zeitströmungen. Bei einem Shakespeare läßt sich die chronologische Folge seiner Werke annähernd bestimmen; wüßten wir sie nicht bei Kleists Schriften, wir wären versucht, die Entstehung mancher früheren Schöpfung in seine letzten Lebensjahre zu verlegen und mehr als ein späteres Werk zu seinen Erstlingen zu zählen. Gleich nach den knorrigen „Schroffensteinern“ entwarf er den „Guiskard“, der den alten Wieland so entzückte, daß er in Kleist den Messias des deutschen Dramas begrüßte. Die maßlos wilden Züge seines ersten Stückes finden sich auch in der „Hermannsschlacht“. Das spätere „Käthchen von Heilbronn“ nennt Treitschke mit Recht sein jugendlichstes Stück. Sein zweites Drama: „Penthesilea“ scheint wie am Vorabend des Selbstmordes verfaßt. Und wie sich sein Genius stets gleich bleibt, so ringt er bis zuletzt mit unästhetischen oder undramatischen Stoffen, obwohl er, sonst weniger Kritiker als Künstler, so tief wie nur einer über die Gesetze seiner Kunst nachgedacht hat. Höchstens in der mechanischen Fertigkeit zeigt sich ein gewisser Fortschritt, und „Der Prinz von Homburg“ ist technisch ein ganz regelrechtes Bühnenstück. Wäre er nicht sein Schwanengesang geblieben, so sagt uns einer seiner letzten Briefe, daß er hinfür gar keine Rücksichten mehr auf das Theater genommen hätte, welches ja doch von ihm und seinen Stücken nichts wissen wollte. „Alsdann will ich meinem Herzen ganz und gar, wo es mich hinführt, folgen und schlechterdings auf nichts Rücksicht nehmen, als auf meine innerliche Befriedigung. Das Urtheil der Menschen hat mich bisher viel zu sehr beherrscht, besonders das Käthchen von Heilbronn ist voll Spuren davon. Es war vom Anfang herein eine ganz vortreffliche Erfindung, und nur die Ansicht, es für die Bühne passend zu machen, hat mich zu Mißgriffen verführt, die

ich jetzt beweinen möchte. Kurz, ich will mich ganz von dem Gedanken durchdringen, daß, wenn ein Werk nur recht frei aus dem Schooß des menschlichen Gemüts hervorgeht, dasselbe auch nothwendig darum der ganzen Menschheit angehören müsse."

Also eine Rückkehr zu seinen regellosen Jugendstücken, zum „Käthchen von Heilbronn" und wohl auch zur „Familie Schroffenstein"! Kleists Leben und Werken fehlt eben die feste Norm einer sicheren Kunst- und Weltanschauung.

Dreizehntes Kapitel.

Die letzte Schweizerreise.

Von Basel wendeten sich die drei Flüchtlinge nach Jena und Weimar, wo sie von Schiller, Goethe und dem alten Wieland gut aufgenommen wurden. Ende Oktober mußte Ulrike, die den Alten von Osmanstädt in Männerkleidung besuchte, ohne erkannt zu werden,*) die Heimreise nach Frankfurt an der Oder allein fortsetzen. Kleist blieb in Weimar, denn noch immer hielt ihn sein unvollendeter „Robert Guiskard“ von den Seinigen fern, die dem Unverständlichen ernstlich zürnten.**)

Nun beginnt das bange Ringen um den letzten und höchsten Wurf. „Robert Guiskard“ wird von Tag zu Tag mehr zu seiner quälenden fixen Idee.

Die äußeren Verhältnisse sind dabei höchst erfreulich. In Weimar, wo er zur Miete wohnt, kommt er in ein reges litterarisches Leben hinein. Jupiter Goethe schwingt in prächtiger Souveränität seinen Dreizack, Kotzebue intriguirt gegen ihn, über die klassische Bühne schreiten die erhabenen Gestalten der Dioskuren und die Halbgötter der Romantiker, und vor lauter Litteratur bemerkt man kaum die Unheil verkündenden Wetterwolken am politischen Horizonte. Freilich wird Goethe von dem geheimnisvollen Jüngling, den er übrigens wohl aufnimmt, nicht eben sympathisch berührt. „Mir erregte er, bei dem reinsten Vorsatz einer aufrichtigen Theilnahme, immer Schauder und Abscheu, wie ein von der Natur schön intentionierter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre.“***) Um so herzlicher empfängt Wieland den dienstfertigen Reisebegleiter seines Sohnes, obwohl er sonst den jungen Romantikern nicht wohlwollend entgegenkam. Kleist und sein Streben war ihm wenigstens aus den Briefen seiner Kinder aus Bern zum voraus bekannt†). Nun ist er von seiner persönlichen Bekanntschaft entzückt. „Wiewohl

---

*) Kleist an Ulrike, Jan. 1803: „Er (Wieland) hat nicht gewußt, daß Du es bist, der ihn besucht hat. Jetzt weiß er es.“ Koberstein S. 80.

**) Koberstein S. 77.

***) Goethe's Recension von Tieck's Dramaturgischen Blättern, Werke, 35. Bd. S. 427.

†) Vgl. Anhang VII, C. M. Wieland an Ludwig Wieland, 2.

mir," erzählt er ein Jahr später,*) „nichts mehr zuwider und peinlich ist, als ein überspannter Kopf, so konnte ich doch seiner Liebenswürdigkeit nicht widerstehen. So oft dies, in meinem ganzen Leben, bei einer neuen Bekanntschaft, die ich machte, der Fall war, entränierte mich meine natürliche Offenheit und Bonhommie weiter, als die Klugheit einem kaltblütigen Menschen erlauben würde. Desto zurückhaltender hingegen war Herr von Kleist, und etwas Räthselhaftes, Geheimnißvolles, das tiefer in ihm zu liegen schien, als daß ich es für Affektation halten konnte, hielt mich in den zwei ersten Monaten unserer Bekanntschaft in einiger Entfernung, die mir penibel war, und vermuthlich alles nähere Verhältniß zwischen uns abgeschnitten hätte, wenn ich nicht durch meinen Sohn erfahren hätte, daß Kleist sich in seinem Quartier zu Weimar so schlecht befinde, daß er eine Einladung, die übrige Zeit, die er sich noch in unsrer Gegend aufzuhalten gedächte, bei mir in Osmanstädt zu wohnen, mit Dank annehmen würde. Sogleich erging diese Einladung an ihn, er nahm sie an, bezog an einem der ersten Tage des Januars ein Zimmer in meinem Hause und war von dieser Zeit an neun oder zehn Wochen mein Commensal auf eben dem Fuß, als ob er zu meiner Familie gehörte." Natürlich verschweigt der biedere Alte, daß dem seltsamen Gast eine Gefahr in Osmanstädt drohte, die Kleist in seinem dritten Weimarer Briefe der Schwester andeutet: „Ich habe mich nun (trotz einer sehr hübschen Tochter Wielands) entschlossen, ganz hinauszuziehen." Dies geschieht gleich nach den Weihnachtsfeiertagen, die er bereits dort zugebracht hat.

Der Gedanke, seine Tragödie zu vollenden, erfüllt ihn ganz. „Ich setze meinen Fuß nicht aus diesem Orte, wenn es nicht auf dem Weg nach Frankfurt sein kann... Der Anfang meines Gedichtes, das der Welt Deine Liebe zu mir erklären soll, erregt die Bewunderung aller Menschen, denen ich es mittheile." Bald ist er „ungewöhnlich hoffnungsreich" und meldet dann im Januar: „In Kurzem werde ich Dir viel Frohes zu schreiben haben; denn ich nähere mich allem Erdenglück." Damit ist abermals „Robert Guiskard" gemeint.

Der Schloßherr von Osmanstädt, der mit seinen Gästen auf durchaus gemütlichem Fuße zu leben pflegte, wurde durch die fortwährende Zerstreutheit und sonstigen Absonderlichkeiten Kleists beunruhigt. Dieser schien ihn wie ein Sohn zu lieben und zu ehren, aber zu einem offenen und vertraulichen Benehmen war er nicht zu bringen. Endlich aber fand sich die Stunde, wo er seinem väterlichen Freunde gestehen mußte, daß er in solchen Augenblicken von Abwesenheit mit seinem Drama beschäftigt sei. Wieland forschte nun weiter, und am Ende mußte ihm Kleist gern oder ungern entdecken, daß er an einem Trauerspiel arbeite, daß ihm aber ein so hohes und vollkommenes Ideal vorschwebe, daß es ihm noch immer unmöglich gewesen sei, es zu Papier zu bringen. Er habe zwar schon viele Szenen nach und nach aufgeschrieben, vernichte sie aber immer wieder, weil er sich selbst nichts zu Dank

---

*) Bülow S. 33.

machen könne. Wieland gab sich nun alle ersinnliche Mühe, ihn zu bewegen, daß er sein Stück nach dem entworfenen Plane bestmöglich ausarbeite und dann seiner Würdigung unterbreite. Oder wenn er das letztere nicht wolle, so möge er es wenigstens für sich selbst vollenden, um es dann desto besser zu übersehen, das Nötige zu ändern, kurz alles gehörig auszuteilen und zur Vollkommenheit zu bringen. Aber Wieland predigte einem Tauben. Endlich nach vielen vergeblichen Versuchen und Bitten, nur eine einzige Szene seines verhängnisvollen Werkes zu Gesicht zu bekommen, erschien an einem Nachmittage die glückliche Stunde, wo der Alte seinen Gast so treuherzig zu machen wußte, daß er ihm einige der wesentlichsten Szenen und mehrere Fragmente mit großem Feuer aus dem Gedächtnisse vordeklamierte. Wieland geriet in die äußerste Bewunderung. Er urteilte sofort, daß, wenn die Geister des Aeschylos, Sophokles und Shakespeare sich vereinigen würden, um eine Tragödie zu schaffen, sie unfehlbar Kleists „Guiskard" ähnlich sein müsse, sofern das Ganze jenen mitgeteilten Szenen entspräche. Von diesem Augenblick an war es für den Alten entschieden, daß Kleist dazu geboren sei, die große Lücke in unsrer dramatischen Litteratur auszufüllen, die nach seiner Meinung selbst von Schiller und Goethe noch nicht ausgefüllt worden sei. All dies Lob aus solchem Munde ergriff den heftig erregten Dichter dergestalt, daß er zu seinen Füßen niederstürzte, seine Hände mit heißen Küssen überströmte und alles Gute versprach.

Das herzlichste Zusammenleben schien sich jetzt zwischen Gastgeber und Hausgenosse gestalten zu wollen. Wieland erzählte dem jungen Freunde seine Lebensgeschichte und dieser schrieb sie auf. Dazu kam die Zuneigung der Tochter. Ueber ihr Verhältnis sind wir freilich nicht aufgeklärt. Bülow spricht von einem „innigeren Anteil", eine Nichte Kleists erinnerte sich aus den Erzählungen Ulrikes, daß Wieland ihm seine Tochter zur Frau geben wollte;*) Kleist selber spricht sich in den damaligen, übrigens nur in verstümmelten Kopieen der Veröffentlichung übergebenen Briefen nicht deutlicher aus.

Aber mit einem Male treibt es den ewig Ruhelosen wieder aus seinem Paradies. Noch im Januar schreibt er der Schwester: „Ich habe hier mehr Liebe gefunden als recht ist und muß über kurz oder lang wieder fort; mein seltsames Schicksal!" Nur bis zum Frühjahr wünscht er noch zu bleiben, aber er hält es bis dahin nicht aus, denn seine Tragödie, sein „Robert Guiskard", reift ihm viel zu langsam der Vollendung entgegen. Ohne Zweifel sucht er die Schuld hiefür nicht an dem schwer oder eigentlich gar nicht zu bewältigenden Stoffe, sondern in seiner Umgebung. Der Alte mit seiner quälenden Teilnahme, die Junge mit ihrer ersten Liebe, das ganze patriarchalisch zerstreuende Leben in „Osmantinum" verhindert ihn bei seiner Arbeit. Und weil diese sein einziger Wunsch ist, nach dessen Erfüllung der Himmel mit ihm anfangen mag, was er will, so verzichtet er plötzlich auf Freundschaft, Liebe und Erdenglück. Er verstummt wieder gegen seinen väter-

*) Koberstein S. 84.

lichen Freund, der es nötig findet, ihm so wenig wie möglich von seinem Werke zu sprechen, um ihn nicht zu quälen. Er muß fort und kann doch selbst den Grund dafür nicht angeben. Mit Thränen verläßt er das Haus, wo er „mehr Liebe gefunden," schreibt er an Ulrike, „als die ganze Welt zusammen aufbringen kann, außer Du!" Mit den Stoßseufzern: „O Himmel, was ist das für eine Welt!" und: „O ihr Erinnyen mit Eurer Liebe!" verläßt er das gastfreundliche Asyl und bringt die ersten folgenden Tage in einem Wirtshause zu Weimar zu, ohne zu wissen, wohin er sich wenden soll. Endlich entschließt er sich, nicht weniger ratlos, nach Leipzig zu gehen.

Daß es in Osmanstädt zu keinem Bruche gekommen, beweisen nicht nur seine Briefe an Ulrike, wo er sich so herzlich über seine Freunde ausspricht, sondern auch die Thatsachen, daß er bald darauf zu dem Feste, das zu Ehren des nach Weimar übersiedelnden Wieland am 3. Mai daselbst gefeiert wurde, eine Einladung erhielt und — „Alles, was süß ist, lockt mich" — beinahe angenommen hätte; daß er später seinen Schwager von Werdeck an Wieland empfahl und als Antwort einen herzlichen Brief von diesem in Dresden erhielt, worin der Alte wohlmeinend genug in ihn drang, den Guiskard zu vollenden „und wenn der ganze Kaukasus und Alles" auf ihn drückte.*)

Am 13. März finden wir ihn in Leipzig, wo er „bei einem gewissen Kerndörffer" seine mühsam werdende Tragödie deklamieren lernt und einen zweiten väterlich gesinnten Freund, den Mathematik-Professor Hindenburg, besucht. Mittlerweile erscheinen in Kotzebues „Freimüthigen", in Spaziers „Zeitung für die elegante Welt", in Langers „Neuer allgemeiner deutscher Bibliothek" und wohl auch noch in andern Zeitschriften zum Teil überaus schmeichelhafte Rezensionen seiner eben anonym erschienenen „Familie Schroffenstein". Aber Kleist schämt sich schon seines Erstlings und spottet über den Enthusiasmus des talentvollen Kritikers L. F. Huber, der ihn in einem Aufsatz: „Erscheinung eines neuen Dichters" als ein Genie, einen rüstigen Kämpfer um den poetischen Lorbeer preist, wie ihn „unser Parnaß gerade jetzt so sehr braucht."**) Ja, es mag dem Dichter ganz lieb sein, daß sein Produkt, trotz mannigfacher Anerkennung der Kritik, im ganzen unbeachtet vorübergeht, und er bittet die Schwester, die elende Scharteke nicht zu lesen und höchstens den verschwiegenen von seinen allernächsten Verwandten seine Autorschaft zu verraten.

Nachdem er einen neuerlichen Versuch Wielands, den unsteten Flüchtling wieder zurückzurufen, abgewiesen und seine Sehnsucht nach seiner „verehrungswürdigen"

---

*) Wie sehr Kleist durch diesen Brief entzückt und ermutigt wurde, beweist der Umstand, daß er ihn lange Zeit beständig bei sich trug. Er schreibt seiner Schwester über diesen Brief: „Ich sehe sein (Wielands) Antlitz vor Eifer glühen, indem ich ihn lese. — Die beiden letzten Zeilen sind mir die rührendsten." Später, in seiner furchtbarsten Verzweiflung, bittet er die Schwester, sie möchte ihm Wielands Brief senden. Und ein Jahr später in ähnlicher Lage: „Ich las auf dem Wege Wielands Brief, den Du mir geschickt hast, und erhob mich, mit einem tiefen Seufzer, ein wenig wieder aus der Demüthigung, die ich soeben erfahren hatte." Koberstein S. 88, 92, 96.

**) Julian Schmidt, Vorrede, S. 41.

Tante und den übrigen Familienmitgliedern gewaltsam unterdrückt hat, verzichtet er auf Frankfurt und Weimar, wohin er nur als Bezwinger „Guiskards" zurückkehren will, und wandert nach Dresden. Hier wächst mit den unüberwindlichen Schwierigkeiten seines Schaffens auch die Krankheit seiner Seele.

Unter seinen Dresdener Bekannten schloß er sich an die Familie von Schlieben und seine alten Freunde Rühle und Pfuel an. Dieser letztere, eine edle, thatkräftige Natur, hochbegeistert für Freundschaft und Vaterland und nebenbei ein vortrefflicher Gesellschafter, hatte jedenfalls mit seinem „tiefen und innigen" Gespräch*) den meisten Einfluß auf ihn. Er suchte sein verdüstertes Gemüt durch freundlichen Zuspruch zu heilen und seine Schaffensfreude, je nachdem er sich in überspanntem Hochmut oder in dämonischer Verzweiflung zu verlieren drohte, ins richtige Maß zurückzuführen. So reizte er eines Abends, wie wir schon erwähnt, durch erheuchelten Zweifel an seinem komischen Talente Kleists Ehrgeiz so sehr, daß er ihm sofort die ersten Szenen des „Zerbrochenen Kruges" in die Feder diktierte. Als aber Kleists Selbstverwüstung und Todessehnsucht wuchs und er eines Abends der Braut seines Freundes Lohse den Vorschlag machte, sie und sich selbst totzuschießen, da erinnerte sich der wackere Freund, wie Kleist in solchen Fällen auf Reisen Hilfe gesucht und gefunden hatte und bewog ihn zu einer gemeinsamen Fußwanderung in die Schweiz, an die sich für den Dichter so angenehme Erinnerungen knüpften. Um aber seinem Edelmute die Krone aufzusetzen, anerbot er sich, die Kosten allein zu tragen.

Kleist nimmt den Reisevorschlag mit Vergnügen an, aber da er weiß, daß Pfuels Börse weniger weit reichen würde, als sein guter Wille, so wendet er sich abermals an Ulrike um Unterstützung, denn der ganze Rest seines eigenen Vermögens war aufgezehrt. In seinen Briefen an die Schwester**) verheimlicht er wieder einmal den Zweck der Reise und gefällt sich in seiner in solchen Fällen gewohnten Geheimniskrämerei. Er macht Andeutungen von einer „gewissen Entdeckung im Gebiete der Kunst" und Pfuels eigenem „Vortheil" bei seiner Begleitung; dann läßt er wohl wider Willen durchblicken, daß es sich um eine litterarische Arbeit handelt, die sich allerdings über seine Erwartung hinaus verzögert und unter Pfuels Augen vollenden soll. „Du wirst mir gern zu dem einzigen Vergnügen helfen, das, sei es noch so spät, gewiß in der Zukunft meiner wartet, ich meine, mir den Kranz der Unsterblichkeit zusammenzupflücken. Dein Freund wird es, die Kunst und die Welt wird es Dir einst danken."

Auf seinen Wunsch kommt Ulrike selbst mit noch einigen Familiengliedern nach Dresden und in Folge einer unverhofft leichten Uebereinkunft wird seine nächste Zukunft materiell gesichert. Er nimmt Abschied von seinen Bekannten, die über die Plötzlichkeit seines Entschlusses um so überraschter sind, als er noch wenige Tage zuvor den Plan geäußert, zu seinen Schwestern aufs Land zu gehen. Henriette

---

*) Julian Schmidt, Vorrede, S. 65.

**) Koberstein S. 86.

von Schlieben teilt er sogar mit, es habe diese Reise den alleinigen Zweck, ihren Bräutigam in Mailand aufzusuchen, was dem armen Mädchen freilich sehr lieb sein mochte, denn Lohse ließ in seinem Briefwechsel oft lange Pausen entstehen. Am 20. Juli 1803 ist er bereits in Leipzig und tritt noch am selben Tage mit Pfuel die zweite Schweizerreise nach dem Lorbeer an.

Das helle Licht, das aus seinem und seiner Freunde Briefwechsel über den Aufenthalt in Basel, Bern und Thun ausfließt, fehlt der zweiten Schweizerreise gänzlich. Seit seinem Abschied von Leipzig, wo er noch einen liebevollen Brief an die Schwester sendet, bis zu seiner Rückkehr in die Heimat, also in einem Zeitraume von elf Monaten, schreibt er nur zweimal an Ulrike. Schon dies ist ein Beweis, daß der „realistische Tick", wie Goethe sein eigenes Reisefieber nennt, diesmal seine befreiende Wirkung auf unsern Dichter verfehlt und ihn in eine neue Schwermut versenkt hat.

Die erste Schweizerreise Kleists kann der Litterarhistoriker und Aesthetiker beschreiben, die zweite aber gehört in das Gebiet des Psychiaters. Kein poetisches Denkmal in seinen Werken zeugt von ihr, und seine Korrespondenz gewährt nur ein pathologisches Interesse. Sogar für den Weg, den die Freunde einschlugen, ist man meist nur auf bloße Vermutungen angewiesen. Fast alle unsre Kenntnis fußt auf seinem einzigen, verworrenen und verzweiflungsvollen Schreiben aus Genf und spärlichen Nachrichten, die Ludwig Tieck und Eduard von Bülow lange Jahre später von Pfuel erhielten. Adolf Wilbrandt, welcher letzterem eine große Zahl sehr wertvoller mündlicher Mitteilungen verdankt, hat leider gerade hierüber vergeblich an das Gedächtnis des ehemaligen Ministers appelliert.

Die beiden Wanderer gingen meistens zu Fuß. Wir wissen, daß sie nach Bern kamen und dann nach Thun gingen, das samt dem Oberlande wieder mit der Stadt und Republik Bern vereinigt worden war. An der Stätte seines vorjährigen Glückes soll der Aufenthalt längere Zeit gedauert haben. Vielleicht war er wieder im Zauberbanne Mädelis, und wohnte aufs neue im nämlichen Häuschen am Inselstrand. Es waren dieselben grünen Matten, dieselben schimmernden Firnen, derselbe tiefblaue See und auch dasselbe Werk beschäftigte ihn noch. Aber er war ein andrer geworden, denn sein unseliges Gedicht spottete aller Mühen. Er ergriff, wie vom Dämon verfolgt, wieder den Wanderstab. Die Freunde zogen über die Berge (St. Gotthard?) nach Mailand. Auch Italiens Himmel machte sein Herz nicht genesen. Die Menschenscheu ergriff ihn so gewaltig, daß er den angeblichen Zweck seiner Reise ganz vergaß und Lohse nicht besuchte.*) Es trieb ihn abermals von dannen. Während jeder Italienfahrer eine Welt von Schönheit in seinem Busen davonträgt, kam Kleist mit verdüstertem Gemüte in die Schweiz zurück. Ueber Thun ging es durch das Waadtland nach Genf. Hier schrieb er an Ulrike und that auch seines Freundes Geßner Erwähnung.

*) Dieser heiratete später doch Henriette von Schlieben und starb in Mailand.

Dieser war mittlerweile in sehr schlimme Verhältnisse geraten. Der schon lange drohende Ruin war gleich nach der Abreise von Ludwig Wieland und der Geschwister Kleist über die Helvetische Nationalbuchdruckerei ausgebrochen. Die schärfer sehenden Verwandten hatten dies Ende seit manchem Jahre vorausgesagt. Als aber sein Schwager, der spätere Landammann Johann Kaspar Zellweger von Trogen (Appenzell) und einer der reichsten Schweizer von dazumal, im Januar 1802, also zur Zeit, da Kleist sich daselbst aufhielt, nach Bern auf Besuch kam, da konnte es seinem kaufmännischen Blicke nicht entgehen, daß Heinrich bereits mit Passiven arbeitete. Im Mai über Zürich heimreisend, war es sein erstes, daß er die Mutter Geßner von allem in Kenntnis setzte, worauf natürlich die ganze Verwandtschaft in große Aufregung geriet.*) Der bevorstehende „Geldstag" sollte nun mit Beistand der reichen Verwandten durch ein Akkommodement beschworen werden, doch Zellweger verstand die Familienehre anders.**) Er verweigerte seine Hilfe keineswegs, aber er versprach sie nur für den Fall, daß Heinrich seine „patriotischen" Schrullen aufgebe und nach Zürich übersiedle, um dort wieder in die väterliche Firma einzutreten und unter der Aufsicht seiner Mutter oder eines Familien-Kuratoriums weiter arbeite. Natürlich hagelte es gleichzeitig heftige Vorwürfe gegen das junge Ehepaar, das doch in erster Linie unter der Ungunst der Zeiten zu leiden hatte,***) und namentlich die Witwe Salomon Geßners scheint ihre Schwiegertochter trotz ihres Zustandes so wenig geschont zu haben, daß diese sich weigerte, mit ihrem

---

*) Die Witwe Salomon Geßners schrieb darüber an Wieland, der ihr sofort antwortete, vgl. Anhang VIII.

**) Am 10. April 1802 schrieb er aus Trogen an Mutter Geßner nach Zürich: „Es wäre das größte Unglück, wenn man Heinrich fortarbeiten ließe, denn von nun an würde sein Verlust in Riesenschritten sich verdoppeln und er würde in seiner Stupidität (Bosheit will ich es noch nicht nennen) nicht nur seine Frau und Kinder, sondern auch Mutter und Geschwisterte ins Unglück bringen. Will sich Heinrich gutwillig dazu verstehen, Bern zu verlassen, unter Ihrer Aufsicht zu arbeiten und die Leitung seiner Liquidation Ihnen und mir übergeben, so will ich helfen, widrigenfalls treibe ich ihn rechtlich bis er fallit sich erklärt. Hiezu bin ich fest entschlossen, und wenn Sie die mütterlichen Gefühle bey Seite setzen, werden Sie mich approbiren und in kurzer Zeit dafür danken, da sicher ohnedieß Heinrich sich ruinirt, sondern auch aller Mittel entblößt, sich aufzuhelfen; die wichtigste Stütze, den Credit, hat er schon verlohren. Wahrt er hingegen izt das Unglück, so kann er unter Ihrer Leitung sich aller großen Entreprisen enthalten, zu deren Führung er zu wenig Ordnung und Standhaftigkeit hat und dann kann er sich allgemach erhohlen und wenigstens seine Erbschaft nicht zum voraus verlieren und sich dadurch aller Hülfsmittel für die Zukunft berauben."

***) In seinem, Trogen, 14. Juni 1803, an Lotte nach Bern gerichteten Briefe heißt es unter anderm: „Heinrich ist weder thätig genug, noch sein Kopf genug geordnet." Und aus Freiburg schreibt er unterm 7. August 1803 an dieselbe: „Wie oft hat man Ihnen nicht gerathen, den Posten in Bern zu verlassen, wo man seit zwei Jahren gesehen, daß Sie Beide dem Elend entgegen gehn. Man fand aber kein Gehör. Haben Sie Geduld mit Ihrer Schwiegermutter, wenn sie auch ungeduldig und ernstlich ist." Nur Dorothea Zellweger, Heinrich Geßners älteste Schwester, urteilte milder. „Heinrich," schreibt sie am 26. Oktober 1803 an ihre Schwägerin nach Bern, „hatte das Unglück seinen Vater früh zu verlieren, unsere Mutter, die mit Geschäften überhäuft war, konnte sich nicht ganz für ihre Söhne verwenden und aus übertriebener Zärtlichkeit wurden sie nicht an eine strenge Ordnung und immer thätiges Leben gewöhnt."

Manne nach Zürich zu übersiedeln. Ihr damals geborner Sohn, dessen glückliche Ankunft Kleist seiner Schwester aus Weimar angezeigt hatte,*) war der spätere taubstumme Schriftsetzer Wilhelm Geßner.**)

Der Vergleich mit den Gläubigern fand in Zellwegers Sinne statt. Charlotte siedelte Mitte August mit ihren drei Knaben nach Burgdorf über, wo ihr Erstgeborner, der sechsjährige Salomon, Pestalozzis Institut besuchte. Einige Wochen später zog Heinrich Geßner mit dem Zweitältesten ins väterliche Haus nach Zürich.

Gerade um jene Zeit, im August oder September, mag Kleist nach Bern gekommen sein. Traf er auch Lotte Geßner nicht mehr, so fand er doch noch ihren Mann daselbst. „Geßner hat mich nicht bezahlt," schreibt er an Ulrike, „meine unselige Stimmung hat mir viel Geld gekostet." Dies ließe beinahe darauf schließen, daß sich Kleist in unseliger Stimmung mit seinem Verleger überworfen hätte und infolgedessen nicht bezahlt worden sei. Da ihm aber Geßner, wie wir gesehen, das Honorar für „Die Familie Schroffenstein" bereits im vorigen Sommer entrichtet, so ist wohl die angezogene Briefstelle so aufzufassen, daß Kleist, der infolge seiner unseligen Stimmung den „Robert Guiskard" nicht vollendet hatte, natürlich von Geßner dafür nicht bezahlt werden konnte. Aber auch wenn die Lieferung des versprochenen Manuskriptes erfolgt wäre, so hätte ihn der bankrotte Nationalbuchdrucker, der z. B. den Mitarbeitern des Attischen Museums das Honorar meistens schuldig blieb und die Abzahlung — z. B. dem alten Wieland gegenüber***) — am liebsten durch Lieferung von auf Rechnung bestellten Büchern bewerkstelligte, schwerlich befriedigen können.

In Genf stieg Kleists Verzweiflung aufs höchste. Sein dritthalb Monate lang, während der ganzen Reise, gefolterter Geist verdüsterte sich, denn das erhabene Ziel, dem er mit allen Fibern seiner Seele entgegenstrebte, verschwamm ihm vor den Augen. Sein ganzer ungezügelter Dichterstolz, von den unvorsichtigen Prophezeiungen der beiden Wieland und andrer Freunde ins Maßlose gesteigert, versank in Selbstverachtung und Todessehnsucht. Mit sich und der Welt entzweit, nur noch eines günstigen Zufalls gewärtig, der ihn aus diesem Jammer für immer befreien könnte, schrieb er an der Grenze des Landes, das ihn zum Dichter gemacht und sein höchstes Glück gesehen, in Genf am 5. Oktober 1803 einen ergreifenden letzten Brief aus der Schweiz.

„Der Himmel weiß, meine theuerste Ulrike (und ich will umkommen, wenn es nicht wörtlich wahr ist), wie gern ich einen Blutstropfen aus meinem Herzen für jeden Buchstaben eines Briefes gäbe, der so anfangen könnte: „mein Gedicht ist fertig." Aber, Du weißt, wer nach dem Sprichwort mehr thut, als er kann. Ich

---

*) Koberstein S. 79.

**) Vgl. Nachtrag I, Wieland an Geßner, 7.

***) Vgl. Anhang V, Wieland an Geßner, 1—8 und Nachtrag I, 1—7 und II, 1—2. Auch Kleist ließ auf der Aarinsel durch Geßners Handlung Bücher kommen. Vgl. Anhang XII, Kleist an Zschokke.

habe nun ein Halbtausend hintereinander folgender Tage,*) die Nächte der meisten miteingerechnet, an den Versuch gesetzt, zu so vielen Kränzen noch einen auf unsere Familie herabzuringen: jetzt ruft mir unsere heilige Schutzgöttin zu, daß es genug sei. Sie küßt mir gerührt den Schweiß von der Stirne und tröstet mich, „wenn jeder ihrer lieben Söhne nur eben so viel thäte, so würde unserem Namen ein Platz in den Sternen nicht fehlen.“ Und so sei es denn genug. Das Schicksal, das den Völkern jeden Zuschuß zu ihrer Bildung zumißt, will, denke ich, die Kunst in diesem nördlichen Himmelsstrich noch nicht reifen lassen. Thöricht wäre es wenigstens, wenn ich meine Kräfte länger an ein Werk setzen wollte, das, wie ich mich endlich überzeugen muß, für mich zu schwer ist. Ich trete vor Einem zurück, der noch nicht da ist, und beuge mich ein Jahrtausend im Voraus vor seinem Geiste. Denn in der Reihe der menschlichen Erfindungen ist diejenige, die ich gedacht habe, unfehlbar ein Glied, und es wächst irgendwo ein Stein für den, der sie einst ausspricht. — Und so soll ich denn niemals zu Euch, meine theuersten Menschen, zurückkehren? O niemals! Rede mir nicht zu. Wenn Du es thust, so kennst Du das gefährliche Ding nicht, das man Ehrgeiz nennt. Ich kann jetzt darüber lachen, wenn ich mir einen Prätendenten mit Ansprüchen unter einem Haufen von Menschen denke, die sein Geburtsrecht zur Krone nicht anerkennen; aber die Folgen für ein empfindliches Gemüth, sie sind, ich schwöre es Dir, nicht zu berechnen. Mich entsetzt die Vorstellung. — Ist es aber nicht unwürdig, wenn sich das Schicksal herabläßt, ein so hülfloses Ding, wie der Mensch ist, bei der Nase herumzuführen? Und sollte man es nicht fast so nennen, wenn es uns gleichsam Kuxe auf Goldminen giebt, die, wenn wir nachgraben, überall kein ächtes Metall enthalten? Die Hölle gab mir meine halben Talente, der Himmel schenkt dem Menschen ein ganzes oder gar keins. — Ich kann dir nicht sagen, wie groß mein Schmerz ist. Ich würde von Herzen gern hingehen, wo ewig kein Mensch hinkommt. Es hat sich eine gewisse ungerechte Erbitterung meiner gegen sie bemeistert, ich komme mir fast vor wie Minette,**) wenn sie in einem Streite Recht hat und sich nicht aussprechen kann. — Ich bin jetzt auf dem Wege nach Paris sehr entschlossen, ohne große Wahl zuzugreifen, wo sich etwas finden wird . . . und wenn Du mich noch einmal unterstützen willst, so kann es mir nur helfen, wenn es bald geschieht. Kann sein, auch wenn es gar nicht geschieht. — Lebe wohl, grüße Alles — ich kann nicht mehr.“

Und nun folgt noch eine äußerst charakteristische Nachschrift. An die Bitte, poste restante nach Paris zu schreiben, verbindet er die Weisung: „Schicke mir doch Wielands Brief.“ Es ist dasselbe Schreiben des alten Dichters gemeint, womit Kleist aufgemuntert wird, den Guiskard unter allen Umständen zu vollenden. Wahr=

---

*) Rechnet man von dem Datum dieses Briefes 500 Tage zurück, so gerät man in den Anfang des Juni 1802, wo Kleist in der Schweiz in die heftige Krankheit und, wie es scheint, in neue Verzweiflung an sich selbst verfiel. Damals wird er den zweiten Guiskard=Versuch vernichtet und dann, in neuem Aufschwung, diesen dritten begonnen haben. Wilbrandt S. 203.

**) Seine Schwester Wilhelmine.

scheinlich wünschte Kleist diesen Brief als Tröster in der Not oder etwa gar als eine Art Zeugnis und Empfehlung, falls sich „etwas“ fände. Aber auch diese letzte Hoffnung schwand nur allzubald.

Mit Pfuel reiste er weiter über Lyon nach Paris, und immer mehr verfinsterte sich seine Seele und verwirrte sich sein Gemüt. Daß er jetzt in jeder Unterredung immer wieder auf den Tod „als ewigen Refrain des Lebens“ zurückkam, bezeugt Kleist selbst in einem drei Jahre später geschriebenen Briefe.*) Pfuel wies Kleists stets erneute Zumutung, gemeinsam mit ihm zu sterben, mit Spott und Humor von der Hand.**) Nach und nach verbitterte er aber auch des Freundes Gemüt. Schon in den ersten Tagen des Pariser Aufenthaltes kam es wegen eines Streites über Sein und Nichtsein (!) zum Bruche. Kleist verbrannte den dritten „Guiskard“, die Arbeit, die er unter Pfuels Auspizien vollenden sollte, und seine übrigen Papiere und verschwand. Während Pfuel ihn überall in Paris und auch unter den Selbstmördern und Verunglückten in der Morgue suchte, eilte Kleist ohne Paß nach Norden. Wie es damals in seinem Innern ausgesehen, sagt uns ein späterer Brief an Ulrike. Er habe „bei einer fixen Idee einen gewissen Schmerz im Kopfe empfunden, der, unerträglich heftig steigernd“, ihm das Bedürfnis nach Zerstreuung so dringend gemacht hätte, daß er zuletzt in die „Verwechselung der Erdaxe gewilligt haben würde, ihn los zu werden.“***) Schon stand der Kranke im Begriffe, sich der großen Expedition gegen England anzuschließen, und hatte von Saint-Omer bei der Aussicht auf sein unendlich prächtiges Grab im Meere einen letzten Abschiedsgruß an die Schwester gesendet, als zum Glück ein Haufen Konskribierter die Kameradschaft des finstern Freiwilligen abwies. Ein menschenfreundlicher Arzt nahm sich seiner an, ließ ihm vom preußischen Gesandten in Paris einen Paß kommen und beredete ihn zur Rückkehr in die Heimat. In Mainz überfiel ihn ein tödliches Fieber. Der Krankheitsstoff schien aus dem Geist in den Körper übergeleitet. Vom Wahnsinn durch ein sechsmonatliches physisches Leiden gerettet, wurde er durch den bekannten Arzt und Schriftsteller Professor von Wedekind auch von diesem befreit. Von angeblich kundiger Seite†) wird auch erzählt, daß Kleist einige Zeit in einem Irrenhause verbracht habe. Jedenfalls scheint er bei einem Pfarrer in der Nähe von Wiesbaden gelebt und, wie es heißt, sogar geliebt zu haben, denn dieser erkundigte sich im April 1804 über seinen Gast bei Wieland. Damals soll Kleist mit dem Vorsatz umgegangen sein, sich bei einem Koblenzer Tischler zu verdingen, ein wahnwitziger Einfall, den Wieland mehr billigte, als ein andres gleichzeitiges Projekt, ihn bei einem Freunde des Pfarrers in einem Büreau unterzubringen. Auch die Bekanntschaft der überspannten Dichterin Günderode, die sich später aus Liebesgram erschoß, soll er in jenen Tagen am Rhein gemacht haben. Zum Glück

*) Wilbrandt S. 200.
**) Bülow S. 49.
***) Koberstein S. 95.
†) Treitschke S. 663.

wurde ihr der berühmte Philolog Kreuzer erst zwei Jahre später untreu, sonst hätte Kleist seine ersehnte Todesgefährtin vielleicht schon damals gefunden, und die deutsche Litteratur wäre um eine Reihe von Meisterwerken ärmer.

Nachdem er für seine Freunde und Verwandten während dieser Zeit verschollen blieb, tauchte er im Juni 1804 plötzlich wieder in Potsdam auf. Ungleich jenem Seemann, der aus dem Schiffbruch nicht weiter gerettet, als einen Kompaß, kehrte der „unglücklichste Bürger des ästhetischen Staates“ gebrochen in die Heimat zurück und hatte sogar den Kompaß des Lebens verloren: den Glauben an sich selbst.

Vierzehntes Kapitel.

Epilog.

Heinrich von Kleist sollte die Schweiz nicht wieder betreten. Er war genötigt, aufs neue da anzuknüpfen, wo er vor fünf Jahren, der stolzesten Hoffnungen voll, abgebrochen hatte. Nachdem er dem Generaladjutanten des Königs und der unerbittlichen Schwester das „Versche"-Machen abgeschworen, studierte er Kameralwissenschaft und wurde dann im darauffolgenden Winter (1804/5) als Diätar bei der Domänenkammer nach Königsberg versetzt. Nachdem er das ganze Jahr 1805 sanglos daselbst gelebt, warf er endlich, durch eine Pension der Königin Luise ermutigt, die Fessel des aufgezwungenen Berufes wieder ab, schrieb eine Novelle und führte den Berner Entwurf des „Zerbrochenen Kruges" aus. Erst jetzt, volle vier Jahre nach seiner zweiten Schweizerreise, gelang es ihm, mit stiller Wehmut auf die Erlebnisse seiner Wanderzeit zurückzublicken und sie poetisch zu verklären. Daß „Penthesilea" eine farbenreiche Allegorie seiner Sturm- und Drangperiode ist, hat Kleist selber zugestanden. „Mein innerstes Wesen liegt darin — der ganze Schmerz zugleich und Glanz meiner Seele." Das ungezügelte Mannweib, welches Alles oder Nichts, den herrlichen Achilles, den Helden der Helden, oder aber den Tod will, ist der Dichter selbst, der in vergeblich erneuerten Anläufen um das „ungeheure" Ziel: „Robert Guiskard" ringt und dann mit gebrochenen Flügeln aus allen Himmeln herniederstürzt und in Verzweiflung, Haß und Wut untergeht.

> „Das Aeußerste, das Menschenkräfte leisten,
> Hab' ich gethan, Unmögliches versucht,
> Mein Alles hab' ich an den Wurf gesetzt;
> Der Würfel, der entscheidet, liegt, er liegt:
> Begreifen muß ich's — — und daß ich verlor."

Sich selbst zeichnet er mit den Worten, die wie aus seinen Briefen an Ulrike geschnitten scheinen:

„Freud' ist und Schmerz mir, seh' ich, gleich verderblich
Und gleich zum Wahnsinn reißt mich beides hin. — —
Mir diesen Busen zu zerschmettern, Prothoe!
Die Brust so voll Gesang, Asteria!
Ein Lied jedweder Saitengriff auf ihn!"

Seltsamerweise sollte der Dichter diese Tragödie, die in Königsberg (1806) begonnen worden, im Angesichte der Schweizer Berge vollenden. In der halbjährigen Kriegsgefangenschaft im Fort du Joux bei Pontarlier, wohin er in Folge eines grausamen Mißverständnisses von den französischen Machthabern in Berlin als Spion abgeführt worden war, konnte er, neben der Zelle, wo Toussaint Louverture gestorben, die sanft geschwungenen Höhen des Neuenburger Jura sehen ... Darüber hinaus lag in der Ferne Bern, Thun, die Aarinsel, wo er vor fünf Jahren zum letzten Male glücklich gewesen ...

Er sollte das Land, das seine ersten Dichterträume sah, nicht wieder betreten.

Als er in sein Vaterland zurückkehrte, erheiterte sich sein Geist wieder. Sein stolzes Herz wiegte sich aufs neue in den ausschweifendsten Hoffnungen, von denen sich keine erfüllen sollte. Jetzt entstanden seine reifsten Werke. Aber der damals herrschende Idealismus verlangte andere Kost, und persönliches Mißgeschick brach wieder herein. „Der zerbrochene Krug" wurde in Weimar von den Zuschauern ausgezischt, seine Monatsschrift „Der Phöbus" ging bald wieder ein, die ersehnte Verbindung mit einer reichen jungen Dame wurde rückgängig, die Existenzsorgen erwachten aufs neue, die nachgesuchte Staatsunterstützung blieb aus und zuletzt schlug ihn noch das nationale Unglück nieder, das zum erstenmal den ästhetischen Bürger, der noch in der Schweiz den Zeitereignissen fremd gegenüber stand, zum Politiker und Patrioten machte. Selbst die gesundeste Psyche hätte ein solches Uebermaß von Unglück nicht ertragen. Es kam jener Augenblick, den er schon in einem Pariser Briefe an seine Braut vorausgesagt hatte, wo er „entweder seine Seele oder die Erde" verachtete. Wer seinen Briefwechsel studiert, muß sich verwundern, daß diese entsetzliche Notwendigkeit, welcher Kleists Wesen mit der ganzen Logik einer fixen Idee entgegensteuerte, nicht früher eingetroffen ist. Und hier stoßen wir wieder auf eine Idiosynkrasie seiner Seele, auf jene Verwirrung des Gefühls, die das tragische Motiv in allen seinen Werken bildet. Kleist konnte nicht allein sterben. Nur der Selbstmord zu Zweien oder eigentlich der mit Mord kombinierte Selbstmord schien ihm erwünscht oder auch nur möglich. Henriette von Schlieben, Pfuel, Fouqué, denen er den gemeinsamen Tod zugemutet, hatten ihn abgewiesen. Erst jetzt fand er in Berlin, was er sein Lebenlang gesucht: eine weltmüde todesmutige Seele. Am 21. November 1811 starben sie zusammen den freiwilligen Tod.

Nur ein Zufall entschied über sein Ende. Der kalte Lebensüberdruß hatte zu andern Zeiten viel heftiger in ihm gewütet. Wir entnehmen seinen Briefen, daß bis zuletzt sein Lebensmut bei der geringsten Hoffnung wieder auf-

flammte. Wohl gibt er kurz vor seinem Tode in einem Briefe an Tieck*) zu, daß mancherlei Verstimmungen in seinem Gemüte sein mögen, die sich in dem Drang der widerwärtigen Verhältnisse noch mehr verstimmen, aber er glaubt, daß „ein recht heiterer Genuß des Lebens sie vielleicht ganz harmonisch auflösen würde. Es weht mich zuweilen bei einer Lektüre oder im Theater wie ein Luftzug aus meiner allerfrühesten Jugend an. Das Leben, das vor mir ganz öde liegt, gewinnt mit einem Male eine wunderbar herrliche Aussicht, und es regen sich Kräfte in mir, die ich ganz erstorben glaubte.“ Vergleicht man mit dieser hoffnungsreichen Stimmung, wo er sogar neue Pläne faßt und entwickelt, seinen viel schrecklicher umnachteten Geisteszustand auf der zweiten Schweizerreise, nach welcher er uns doch noch die Mehrzahl seiner Werke geschenkt, so kommt man zu dem Schlusse, daß er bei einer günstigen Gestaltung seiner Verhältnisse wohl auch diese Krise überstanden hätte. Dann hat aber die Kritik Unrecht mit ihrem auch neuerdings wiederholten Totengräberworte, daß Kleist zur rechten Zeit gestorben sei und uns nichts Erquickliches mehr hätte geben können. Nein, der blöde Zufall, der ihm durch Freundeshand die Pistole in die Rechte drückte, hat uns wohl um herrliche ungeborene Schätze gebracht, und an Kleists einsamer Gruft kann man Grillparzers treffliche Worte an Schuberts Grabe wiederholen: „Der Tod begrub hier einen reichen Besitz, aber noch schönere Hoffnungen.“**)

Die erschütternde Nachricht seines Todes kam auch seinen Freunden in der Schweiz zu. Was war aus ihnen geworden?

Heinrich Geßner, der sich nach halbjähriger Trennung im Frühling 1804 wieder mit seiner geliebten Lotte vereinigte,***) hatte in Zürich seine buchhändlerischen Geschäfte wieder aufgenommen. Freilich wurde er von dem Familien-Kuratorium, das seine Spekulationswut fürchtete, streng bevormundet und auch seine kluge Mutter wollte ihm trotz des alten Wielands Bitten†) keine größere Freiheit einräumen. Letzterer unterstützte seinen Schwiegersohn nach Kräften, materiell und geistig. Wie er in der Berner Liquidation ein beträchtliches Sümmchen geopfert,††) so verzichtete er auch großmütig auf die Rückerstattung der nach Burgdorf an seine Tochter gesandten Subsidien. Nebenbei wirkte er unausgesetzt mit Rat und That für den Verlag des Sohnes, der nach wie vor von dem reichen Zellweger unterstützt wurde. Nicht nur daß Wieland seinem Schwiegersohne fortwährend allerlei Novitäten für den Verlag vorschlug oder verschaffte,†††) wie z. B. Zoegas Topographie

*) Bülow S. 64.

**) Seine ehemalige Braut Wilhelmine schreibt über seinen Tod: „Wenn man sein unglückliches Ende entschuldigen will, muß man sein unglückliches Gemüth erkannt haben.“ Biedermann S. 87.

***) Vgl. Nachtrag I, C. M. Wieland an Heinrich Geßner, 1, 2.

†) Vgl. Nachtrag I, Wieland an Geßner, 2.

††) Vgl. Nachtrag I, Wieland an Geßner, 5.

†††) Er ließ sich von Geßner sehr viele, zumal französische Bücher kommen, die sich etwa zum Uebersetzen und Verlegen eignen würden, worauf er dann Bericht erstattete. Weimar, 3. April

des alten Roms, die Memoiren von Gramont, Vossens Wörterbuch,*) die Biographie des Flötenspielers Dulon,**) Johannes von Müllers Historische Werke***) u. A. m., er arbeitete auch aufs uneigennützigste für das Attische Museum, das von 1804 an wieder in Zürich bei Geßner erschien†). Aber trotz alledem wollte

---

1879 an Geßner: „Lettres de Mirabeau (peu intéressantes), Séductions (ou personne n'est séduite et tout le monde s'ennuye), Rétif de la Bretonne: Coeur humain devoilé (ein detestables Werk!)" . . . Auch tauschten Vater und Tochter oft ihre Ansichten über ihre Lektüre aus. Interessant ist darunter Wielands Urteil (1806) über Goethes soeben erschienene „Wahlverwandtschaften": „Verzeihe, liebes Kind, daß ich Dein Verlangen, mein Urtheil von den Wahlverwandtschaften (an welchen dieser Titel, dünkt mich, das einzige Alberne ist), zu wissen, diesmal nicht stillen kann. Das Werk wird von den Einen zu übermäßig gelobt, von den Anderen vielleicht zu scharf getadelt, auch gehört es von einer Seite unter die besten, von der andern unter die tadelswürdigsten Producte seines genialischen, aber das Publicum gar zu sehr verachtenden Urhebers. Das Buch muß (wie Goethe selbst sagt) dreimal gelesen werden, und ich zweifle nicht, wenn Du es zum drittenmal, folglich mit ganz ruhiger Besonnenheit gelesen hast, so wird Dein eigenes Urtheil mit dem meinigen ziemlich zusammenstimmen." (Zuerst abgedruckt im Grenzboten, 1870, II, 260 nebst Mitteilung von Ludwig Hirzel.) Im Geßner'schen Nachlaß findet sich aber auch die Abschrift einer zweiten Kritik desselben Buches, die offenbar aus einem nicht erhaltenen oder wenigstens ungedruckten Briefe Wielands an Herders Witwe (1806) herrührt. „Mit lebhaftem Interesse habe ich Ihr Urtheil über G. Wahlverwandtschaften gelesen und wie so oft den Scharfsinn Ihres Verstandes bewundert, der immer dem Herzen die Waagschale hält und wo Sie wollen dominirt. Dies scheint mir der Fall mit Goethens genialischem Geistesprodukt gewesen zu seyn. Da Ihnen die moralische Tendenz so wenig als mir gefallen konnte, wollten Sie sich auch durch mehr rühren lassen und Ihr feiner Witz behielt die Oberhand. — Gerne gebe ich Ihnen zu, daß die Stellen, welche Sie vorzüglich choquirt haben, auch mein Gefühl beleidigten, allein ich bin toleranter im Punkte der Liebe, als meine strenge Freundin. Was ich nicht selbst erfahren, kann ich mir dennoch als möglich denken — und ich finde die Nüanzen der Entstehung dieser im Anfang so unschuldigen Neigung so zart und fein, daß Sie, wie mich dünkt, die zartesten Saiten des menschlichen Herzens berühren. — Mir schauderte innerlich davor, daß ein so reines unschuldiges Kind als diese Ottilie so verstrickt werden konnte und ich finde den Gang ihrer Empfindung nicht natürlich. Auch die Liebe, welche sie dem neuen Ankömmling beweist, Alles bürgt für die Reinheit ihrer Gefühle für Eduard. Dieser Eduard aber wäre mein Mann auch nicht, er zeigt am unrechten Ort Kraft und Festigkeit, doch scheint es mir, Goethe wollte auch keinen Helden aus ihm machen. Er schildert ihn wie alle übrigen Personen mit allen ihren Mängeln und Gebrechen und liebenswürdigen Eigenschaften. Das Leben und Weben dieser Person geht so natürlich an uns vorüber. Wir glauben sie spielend auftreten zu sehen, und ich gestehe Ihnen, meine Freundin, daß ich dieses wirklich schauerliche Werk nicht ohne warmen Antheil zu nehmen gelesen habe."

*) Vgl. Nachtrag I, Wieland an Geßner, 2.

**) Es ist derselbe blinde Virtuose, der einzig Ulrikes weibliches Geschlecht unter der männlichen Tracht erkannt und sie unversehens mit Madame angeredet haben soll, wie Bülow S. 24 erzählt.

***) Wieland an Geßner, 3. April 1797: „Was hingegen, wiewohl es auch ein kostbares Unternehmen seyn mag, schlechterdings nicht aus den Händen zu lassen seyn wird, ist das neue Historische Werk von unserem Tacitus Müller, dem Einzigen unter den deutschen Geschichtschreibern, wie Friedrich II der Einzige unter den Königen war."

†) Wieland an Geßner, 10. Jan. 1796: „Für das Attische Museon kann ich Ihnen nicht eher etwas ansetzen, bis wir sehen, wie es ausfällt. Sobald Sie mir werden zeigen können, daß ein Band davon Ihnen einen reinen Gewinn von 1000 F. abwirft, sollen Sie mit mir theilen — und so nach Proporzion, wenn's weniger oder mehr wäre. Dies, dächte ich, wäre räsonabel. Bis dahin also nichts mehr davon." Vgl. Nachtrag I, Wieland an Geßner, 3, 4, 5, 6, 7.

der Separatverlag Geßners doch nicht aufblühen, so daß im Jahre 1809 ein neues Akkommodement mit den Gläubigern stattfinden mußte, wobei Wieland und Lotte für ihre Forderung von gegen 6000 fl. eine abermalige Einbuße von 80% erlitten.*) Bald darauf erkrankte Heinrich Geßner, verlor ein Auge und siechte jahrelang hin; doch überlebte er noch den Tod seines immerfort hochverehrten Schwiegervaters.**) Er sammelte alle Geschäfts- und Familienbriefe, die der Verstorbene an Salomon Geßner, den Idyllendichter, an seine Frau, seine Mutter und an ihn selbst gerichtet hatte. Mit unsäglicher Mühe kopirte er jeden Brief. Der erste der vier Bände***) erschien 1813. Am 19. Dezember dieses Jahres starb Heinrich Geßner.†)

Die treffliche Hausfrau und Mutter, eine würdige Tochter Wielands,††) führte Geschäft und Hausstand mutig weiter. Sie gab die drei folgenden Bände der

---

*) Vgl. Nachtrag II, Wieland an Charlotte, 2.

**) Heinrich Geßner unterm 24. Mai 1812 an seinen ältesten Knaben Salomon in Trogen: „Dein Großvater Wieland schreibt in seinem Letzten an Deine gute Mutter: ‚Daß Dein ältester Sohn so viel Gutes verspricht, macht mich sehr glücklich. Grüße ihn in meinem Namen recht herzlich und sage ihm, sein alter Großvater danke ihm und segne ihn für die Freude, die er seinen Eltern durch seinen Fleiß und tugendliches Betragen mache. Die Schule, worin er in seiner ersten Jugend Geduld und Beharrlichkeit lernt, wird auf sein ganzes Leben wohlthätig für ihn sein.‘ Ein solcher Gruß von solchem Großvater muß Dich freuen, l. Kind. Von einem solchen edlen Menschen zu wissen, daß man von ihm geliebt sei, ist Aufmunterung und Reitz zu allem ferneren Guten, denn nur durch Beharren auf dem Pfade seiner Pflichterfüllung, der Tugend und des Fleißes, verdient man den schönsten Lohn auf dieser sublunarischen Welt und die Liebe und Achtung edler Menschen. Freue Dich also auf diese Weise der herzlichen Grüße Deines edlen Großvaters, der nicht blos als großer Genius und Gelehrter, Dichter die Zierde seines Zeitalters ist, sondern, was noch weit höhern Werth hat, einer der edelsten Menschen ist. Sein Leben ist nichts als Thätigkeit und Fleiß, ein stätes Ringen, die großen Talente, die ihm die Vorsehung zutheilte, zu erhöhen, zu veredeln, seinen Geist mit der Kenntniß alles Guten und Großen zu bereichern und wohlthätig und viel und tief wirkend seine Talente für seine Mitmenschen anzuwenden. So ist das Leben eures edlen Großvaters. Er hat unendlich viel zur Cultur und zur Aufklärung durch seine Schriften gewirkt, so viel wie es wenige thaten, und so wie jene schöne Parabel im neuen Testamente erzählt, sein Talent nicht vergraben, sondern zehnfach vermehrt, und auch eben durch das Bewußtsein dieses seines Wirkens schon in diesem Leben Belohnung erhalten. Die Rückerinnerung an all dies Thun und Wirken gibt seinem hohen Alter jene Jugendkraft, eine durch nichts zu trübende Heiterkeit und die völligste Brauchbarkeit aller seiner Seelenkräfte. So genießt er schon des schönsten Lohnes, all seiner Pflichterfüllung und jeder Tugend und einst — in jenem noch besseren Leben — erwacht er nur noch in höherem hellerem Glanze der Tugend.“

***) Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland an verschiedene Freunde in den Jahren 1751 bis 1810 geschrieben und nach der Zeitfolge geordnet. 4 Bde. Zürich, Geßner'sche Buchhandlung, 1813—16.

†) Hofrat Schütz in Weimar setzte ihm in der „Allgemeinen Literatur-Zeitung“ (März 1814) „ein kleines Elogium.“

††) Wieland an Charlotte Geßner, 18. Sept. 1804: „Alle Fremden, von allen Nationen in Europa, die Dich kennen gelernt haben, und die ich hier sehe, sind Deines Lobes voll. Auch Du, mein Kind, bist eine von den Weibern, die immer liebenswürdiger werden, je länger sie leben. Sie sind selten und wohl dem Manne, dem ein solches Weib, und den Kindern, denen eine solche Mutter zu Theil wird!“ Vgl. Nachtrag II, Wieland an Charlotte, 1.

„Ausgewählten Briefe“ heraus, wobei sie mit weiblichem Taktgefühle alles allzu Familiäre und Unbedeutende, leider aber auch manches Polemische gegen Goethe und andere Zeitgenossen ausschied. Ihre Verhältnisse mögen beschränkt genug gewesen sein, denn sie trieb als Nebenverdienst einen Spitzenhandel mit ihrem Aeltesten Salomon, der in einer Appenzeller Fabrik angestellt war und in jungen Jahren starb. Charlotte sollte diesen Schmerz nicht mehr erleben. Nach kurzer Krankheit verschied sie, von allen ihren Bekannten verehrt, am 26. Dezember 1816.

Aber auch ihr Bruder Ludwig wurde im besten Alter dahingerafft. Er hielt es 1802, nach seiner Heimkehr aus der Schweiz, nicht lang in Weimar und Jena aus, sondern zog nach Wien, wo er von 1809—1811 Bibliothekar des Fürsten Esterhazy war und dann daselbst privatisierte. Entgegen dem Wunsche seines Vaters hatte er sich ganz der Schriftstellerei gewidmet, aber ohne Erfolg. Er suchte vergeblich, seinen mittelmäßigen Stücken*) auf den Bühnen Eingang zu verschaffen. Auch seine Erzählungen und Dialogen**) blieben unbeachtet. In Folge dessen lebte er immerfort in ziemlich mißlichen Verhältnissen.***)

Nach dem Tode seines Vaters beschloß auch er eine Auswahl seiner denkwürdigsten Briefe herauszugeben. Er erstand käuflich von den zahlreichen Freunden des Verewigten die interessantesten Briefe; ja, er verlangte sogar von Heinrich Geßner die Herausgabe der väterlichen Korrespondenz mit ihm, Lotte und Salomon Geßner, indem er dabei auf seine Erstgebornenrechte gewaltig pochte.†) Es kam ein Vergleich

---

*) „Evelina oder das Burggespenst“, nach dem Englischen, Braunschweig 1804, ein Bändchen „Lustspiele“, Braunschweig 1805, worunter auch „Ambrosius Schlinge“; „Die Belagerten“, ein Schauspiel, Wien 1804.

**) Erzählungen und Dialogen von Ludwig Wieland. Herausgegeben von C. M. Wieland. I. Leipzig 1803. II. Zürich, Heinrich Geßner. Enthält u. A. eine größere Geschichte: Das Fest der Liebe, eine einaktige Posse nach dem Französischen, Der Barbier von Bagdad und mehrere Gespräche über Kunst, Theater u. s. w. Alles nicht sehr bedeutend.

***) Wieland an Geßner, 22. März 1805: „Unser Louis, welcher leider noch immer in Wien festsitzt, jammert in einem Briefe vom 13. März, den ich diesen Morgen erhalten habe, gar sehr, daß er auf zwei Briefe, die er an Sie, lieber Heinrich, abgelassen, noch keine Antwort bekommen. Es ist dem armen Schelm, wie ich sehe, um ein Honorar für seine Dialogen und Erzählungen zu thun, dessen er freylich sehr bedürfen mag. Hr. Zellweger würde mich sehr verpflichten, wenn er ihm das was Sie ihm für sein Mscrpt. bewilligt haben, je bälder je lieber durch Wechsel oder Assignation oder in Wiener Banco-Noten nach Wien übermachen sollte.“

†) Charlotte Geßner an ihre Schwester Luise, 15. August 1813: „Von Bruder Louis haben wir von Wien Briefe erhalten. Ich befürchte, er und mein Mann kommen wegen der zu bewerkstelligenden Briefsammlung unseres verehrten Vaters in Streitigkeiten. Geßner hat nämlich von Freunden unseres geliebten Vaters höchst interessante Briefe erhalten, auch eine schöne Zahl aus seiner früheren Bildungs-Periode, Briefe an Bodmer u. A. m. von großem Interesse. Nun wünscht Louis, ihm diese abzukaufen, spricht sie aber auch zugleich als ein Recht an, das er als der älteste Sohn habe, dieselben herauszugeben. Dieß ist nun in der That sonderbar. Der Eigenthümer der Briefe kann damit machen, was er will und hat das Recht sie zu geben, wem er will. Geßner hat die wichtigsten Briefe unentgeldlich aus Freundschaft erhalten. Freylich hat er sich dafür bemüht — also gehören sie ihm. Er copirt sie mit großer Sorgfalt mit einem Auge und sie sind Geistes- und Herzensstärkung für ihn in seinen Leidenstagen. Der Gedanke nur,

zwischen den beiden Geschwistern zu Stande, und Ludwig erhielt aus Zürich etwa dreißig Geschäfts- und Privatbriefe seines Vaters an Orell Geßner und Kompanie und an Salomon Geßner. Das Interessanteste in dieser Publikation*) sind neben den Briefen an den Fürsten Kaunitz, Gluck und Blumauer siebzehn meist französische an Sophie la Roche und dreiundzwanzig an eine deutsche Fürstin, die Großfürstin Marie von Rußland, ehemals Erbprinzessin von Sachsen-Weimar, deren Erzieher Wieland gewesen. Bald nachher siedelte Louis abermals nach Weimar über.**) Novelle und Drama scheint er in richtiger Erkenntnis seines geringen Talentes aufgegeben zu haben. Er publizierte verschiedene politische Flugblätter***) und 1818 sogar die Monatsschrift „Der Patriot", die aber nach einem Jahre wieder einging. Am meisten Aufsehen erregte damals sein offener Brief an die Burschenschaften von Freiburg im Breisgau, worin er ein „für den Nationalstolz klägliches Bild von der Dürftigkeit entwarf, wozu die Nachkommen eines Wieland herabgesunken waren."†) Natürlich verschwieg er dabei seine eigene Schuld, doch hatte seine Epistel immerhin zur Folge, daß auch seitens Zschokkes und seiner Freunde Unterstützungen einliefen. Louis starb am 12. Dezember 1819, im zweiundvierzigsten Lebensjahre.

Von den Angehörigen des Berner Dichterbundes hat nur der edle Zschokke ein hohes Alter erreicht. Als Kleist sein wildbewegtes Leben am Havelsee endete, residierte der unvergleichlich glücklichere Freund noch immer auf seinem Schlosse Biberstein. Er war mit der wackeren Pfarrerstochter des nahen Kirchberg vermählt und

---

sich von seinem sauer erworbenen Gute zu trennen, thut ihm schon weh', auch nährt er den edlen Gedanken, den Wielandischen Erben von dem künftigen Nutzen zufließen zu lassen. Für einmal sind die Zeiten eißern, man kann wohl verkaufen, bekömmt aber kein Geld dafür, also kann an den Druck bis zur Ostermesse nicht gedacht werden. Wenn die Deutschen bis dann einen Wieland vergessen, so sind sie dieses Edlen unwürdig und nicht werth Deutsche zu seyn. — Mein Bruder Ludwig dauert mich herzlich — wie immer fängt er seine Sachen nicht gut an. Auch kann fast kein Nutzen für ihn herauskommen, da er die Briefe, so man ihm schickt, bezahlt. Warum nicht an interessante Menschenfreunde schreiben, Sie aufzufodern zu dieser einzig möglichen Art von Autobiographie unseres theuren Vaters theil zu nehmen? Warum edle Menschen mit klingender Münze gewinnen wollen? Ich könnt' Einen verachten, der Briefe m. Vaters um Geld verkauft, ohne Noth. — Das Beste wird seyn, Jeder gibt seine Sammlung für sich heraus. Winkelmanns Briefe wurden ja auch von Verschiedenen gesammelt."

*) Auswahl denkwürdiger Briefe von C. M. Wieland. Herausgegeben von Ludwig Wieland, 2 Bde., Wien 1815, Carl Gerold.

**) Carl Wieland an Charlotte Geßner, Weimar, 2. Apr. 1815: „Unser Bruder Ludwig hat uns vor geraumer Zeit geschrieben, er würde Wien verlassen und sich entweder in Weimar oder Jena aufhalten. Wollte doch Gott, er bekäme eine Anstellung, welche ihn an einem Ort fesselte und beglückte."

***) Ueber die Vorzüge der gesetzlichen Monarchie vor jeder anderen Regierungsform, von Dr. Ludwig Wieland, Erfurt 1815. — Ueber die Schmalzische Vertheidigungsschrift gegen Herrn Staatsrath Niebuhr. Ein Gespräch, herausgegeben von Ludwig Wieland, Erfurt 1816. — Bemerkungen gegen die Schrift des Herrn Geheimraths Schmalz zu Berlin über politische Vereine, nebst einem Anhang. Zweite Auflage. (1817.)

†) Münch S. 28.

Vater einer ganzen Stube voll Kinder geworden. Dem politischen Leben hatte er Valet gesagt, aber als Oberforstmeister des Kantons Aargau war er in die administrative Behörde eingetreten. Nebenbei huldigte er den Musen und allen guten Geistern. Für ihn lag die höchste Würde des Schriftstellers „im Anregen des Hochmenschlichen, des Sinnes für Wahrheit und Menschenrecht und Geistesveredlung der Zeitgenossen." Als äußerst fruchtbarer Novellist hat sein Name noch immer einen guten Klang, aber auch auf anderem Gebiete ist sein Wirken lobenswert. Neben Pestalozzi, Claudius, Hebel ist er einer der wenigen deutschen Schriftsteller, die für das Volk zu schreiben verstanden, ohne sich des Dialektes zu bedienen. Sein „Schweizerbote, der nach seiner Art einfältiglich erzählt, was sich im lieben Vaterlande zugetragen und was außerdem die klugen Leute und die Narren in der Welt thun", kann noch heute als Muster einer populären Zeitschrift gelten. Als er dann jene von Lucrez gepriesene Reife erworben:

„Fromm mit gelassenem Sinn hinschauen zu können auf alles,"

da suchte er den schönen Traum von der Union der christlichen Kirche im Geiste Lessings zu verwirklichen. Seine freisinnig religiösen „Stunden der Andacht" brachten ihm die ehrenvolle Feindschaft aller Zeloten und einen so großen pekuniären Erfolg ein, daß er bald nach Erscheinen das Schloß Biberstein verlassen und sich in Aarau ein Haus bauen konnte.

Die Kunde von Kleists tragischem Ende mag wohl das erste sein, was Zschokke und Geßner von den persönlichen Schicksalen ihres unglückseligen Freundes erfuhren. Hatte sich Kleist doch auch ihnen gegenüber in jenes „undankbare Schweigen" gehüllt, worüber der alte Wieland klagte, und ihnen weder Briefe noch seine Schriften zugesandt. Als die Nachricht seines Todes durch die deutschen Lande lief, da gab Zschokke just eine wissenschaftliche Zeitschrift: „Miscellen für die neueste Erdkunde" heraus. Hier findet sich im Jahrgang 1811 unter der Ueberschrift: „Mannigfaltiges aus Berlin" eine umfangreiche Berliner Korrespondenz, unterzeichnet „Ar.", hinter welcher Unterschrift sich wahrscheinlich J. von Armin verbirgt, früher preußischer Geschäftsträger in der Schweiz und in Koblenz und langjähriger Freund Zschokkes, mit dem er namentlich seit 1830 in lebhaftem Briefwechsel stand. Der Artikel verbreitet sich über die preußischen Finanzen und Staatspapiere, über den tierischen Magnetismus und die Wirkungen des Mystizismus und endlich über den Selbstmord unseres Dichters und ist für die damalige Berliner Stimmung um so interessanter, als er ein bisher unbekanntes Aktenstück zur Tragödie am Wansee enthält, nämlich die Todesanzeige durch den Gemahl von Kleists Todesgefährtin.

Die betreffende Stelle lautet:

„Die politische Excentricität, welche im vorigen Jahrzehend vorzüglich gangbar war, indeß aber ihre Wirksamkeit sehr verlor, hat eine Excentricität in der Denkart und Handlungsweise aufkeimen lassen, welche nicht geringen Einfluß auf die Privatverhältnisse in Deutschland hat. — Einen auffallenden Beleg hierzu gibt uns ein vor wenigen Tagen vorgefallenes Ereigniß, das die größte Sensation erregte und

erregen mußte. Der als Schriftsteller und Dichter bekannte Heinrich von Kleist hat Gelegenheit gefunden, mit der Gattin eines rechtlichen und geachteten Beamten seit kurzem in einem gewissen Verhältnis zu leben, das ihn auch auf den Entschluß gebracht haben mochte, in einem solchen Verhältnisse mit ihr zu sterben. Die beiden Liebenden (!) machen zusammen eine Spazierfahrt nach der Potsdamer Chaussee, treten auf dem Wege in einem Wirthshause ab und lassen sich nach dem daran gelegenen Gehölze einige Erfrischungen bringen. Kaum mochten sie selbige zu sich genommen haben, so hörte man im Wirthshause zwei Schüsse fallen. Man eilt dem Schalle nach und findet die angekommenen Fremden im Gehölze tot dahingestreckt. Ein vom weiblichen Opfer hinterlassener Brief beweiset, daß sie freiwillig diese Welt mit ihrem Freunde verlassen habe. Wenn Sie diesen aus seinen Schriften kennen, werden Sie abzunehmen haben, daß nicht allein er, sondern auch das Weib zu bedauern ist, welches das Opfer einer mystischen Denkart geworden zu sein scheint, welche sie in den Hallen einer Schule einathmete, die in dem Mysticismus nur die Quelle alles Heils ahnet. — Es charakterisiert den Geist unsrer Zeit und gibt auch einiges Licht auf die gangbare Denkart gewisser Cirkel unserer Metropole, wenn ich Ihnen diplomatisch hinterbringe, wie der Gatte dem Publikum von jenem tragischen Ereignisse Kunde gibt:

„Mit dem schmerzlichsten Gefühle mache ich allen meinen Freunden und Verwandten das am 21. November erfolgte Ableben meiner innigst geliebten Gattin: Adolphine Vogel, geborne Keber, hiermit bekannt. Ihr Tod war rein, wie ihr Leben. Von der Bürde dieses krankhaften Lebens niedergedrückt, ging sie dem Tode nach ihren eigenen schriftlich hinterlassenen Worten: Weine, traure nicht, denn ich sterbe einen Tod, wie sich wohl wenige Sterbliche erfreuen können, gestorben zu sein, da ich von der innigsten Liebe begleitet, die irdische Glückseligkeit mit der ewigen vertausche, entgegen."

Dieser Korrespondenz, die mit ihrem klatschsüchtig-hämischen Ton kaum in ein Blatt Zschokkes gehört, folgte drei Jahrzehnte später die Erinnerung an die gemeinsam verlebte Berner Zeit in der „Selbstschau" und das würdige Denkmal der Freundschaft in seinem Briefe an Eduard von Bülow (1845).

„Kleist war eine der schönen Erscheinungen im Leben für mich, die man ihres Selbstes willen liebt und nie zu lieben aufhört. In seinem Wesen schien mir, selbst während der fröhlichen Stimmung seines Gemüthes, ein heimliches inneres Leiden zu wohnen. Eben das zog mich an; fast mehr als sein talentreicher Geist und sittlicher edler Sinn. Er verlieh seinem Umgang die eigenthümliche Anmuth." *)

Die Dichtergröße seines Freundes hat Zschokke ebensowenig erkannt, als seine übrigen Zeitgenossen. Durch Jahrzehnte blieb Kleists Name, nur von dem einzigen Tieck gefeiert, in Nacht versunken, und erst lange darauf, als schon der märkische

*) Bülow S. 28.

Sand sein unheimliches Grab fast verweht hatte, erkannte die Welt den Goldgehalt seiner schlackenvollen Dichtung. Gleich ihm, beugt sich unsre Zeit „ein Jahrtausend hinaus vor dem Einen, der noch nicht da ist," aber sie anerkennt, daß seinem herrlichen Traume von einer Vereinigung der Kunstschönheit der griechischen Tragiker mit Shakespeares Naturwahrheit Heinrich von Kleist am nächsten gekommen ist.

Anhang.



I.

Jens Baggesen an Heinrich Geßner.

Weimar, Sonntags d. 13. März 1795.

Mein Geßner!

Sie ist die Deine! freue Dich! frohlocke! juble laut auf! Küsse Deine Mutter, Deine Tante, Deinen Bruder! und erinnere Dich des Augenblicks am Tische in Eglisau, als ich Ihre Hand in die Deine legte — und mit einem Herzen, das zerspringen wollte, Dir im innersten meiner Seele zuschwur: Sie soll die Deine werden! und ich auf ewig Dein Bruder!

Die Scene unsrer Ankunft in Weimar beschreibe Dir der darstellendste der Engeln, die unsre Zuschauer waren — ich vermag es nicht; ich verlohr mich in dieser Wonne, und bin nur durch eine neue Betäubung aus dieser erwacht. Wie stürzten und sanken wir in die ausgestreckte Vater- und Mutterarme! Es war ein Vorspiel der künftigen Auferstehung.

Auf dem Wege — oder vielmehr in den Bodenlosen Sümpfen bis hieher, wodurch uns die Engel der Freundschaft und Liebe, wie durch ein Wunder, unbeschadet führten, wurde fast von nichts gesprochen als von dem Hause, das wir verlassen hatten, und von dem Hause, dem wir uns näherten. Es gab für uns auf der ganzen weiten Erde nur diese zwei Plätze: das Paradies der Erinnerung und Paradies der Hofnung.

Als der Himmelsrausch des Wiedersehens sich bis zur besonneren Freude gelegt hatte, fieng ich an mit der Delikatesse und der Allmähligkeit, die die Sache erforderte, für Deine Wünsche zu arbeiten. Hättest Du Dein zweites Ich hinschicken können, es hätte nicht (des bin ich gewiß) mit sorgfältigerer Anstrengung, alle Momente zu präpariren und zu benutzen, Deine Herzensangelegenheit betreiben können. Doch von dem Detail mündlich. Nachdem ich meinem mich über alle Menschensöhne, wie er mich mit Thränen in den Augen zu mehreren Mahlen wiederhohlt versichert hat, liebenden Vater eine kurze Rechenschaft von meinem Verhalten und Betragen in Ansehung seiner mir anvertrauten Tochter während den sieben Vierteljahren ihrer Abwesenheit, zu seiner vollkommensten Befriedigung abgelegt hatte — nachdem ich schon längst vorher mich bestrebt hatte, Deinen Charakter und die Liebenswürdigkeit Deiner himmlischen Familie in das Licht ihm zu stellen, Das Euch gehört, und sein Herz allmählig jedem Geßnerischen Eindruck geöffnet

— trug ich Ihm (während meine Sophie zu selber Zeit Seiner Dorothea das nehmliche vortrug) Dein Anliegen, das zugleich mein wichtigstes geworden war, vor — und, nachdem ich Ihm alles erzählt, und alles was sich für eine so schöne und gute Sache sagen ließ, gesagt — endigte sich unsere Unterredung mit einer Umarmung, worin Er mit strömenden Thränen mir gestand, daß Ihm die Realisirung dieses herrlichen Traums (denn was ich ihm erzählte kam ihm noch immer als ein schöner Morgentraum vor) um zehn Jahre jünger machen würde. Seine alte Liebe und immer gewachsene Hochachtung für Deinen unsterblichen Vater machte ihm eine solche Verbindung schon höchst angenehm — und was seine Tochter beträfe, sähe er auch in allem was ich Ihm vorstellte, nichts als die lieblichste Aussicht. Kurz — ich gab Ihm Deinen Brief an mich zu lesen, nachdem ich Ihn darauf aufmerksam gemacht, daß der etwas superlativische Ton darin nicht Dein gewöhnlicher Ton, sondern eine Würkung Deiner Lage nach einem solchen Abschied, sey — und Er gab mir die Erlaubniß, Dir zu melden, daß er weit entfernt abgeneigt gegen Deinen Wunsch, Sein Sohn zu werden, zu seyn, aus ganzer Seele, mit vollem Herzen demselben entgegen zu kommen bereit sey. Das nehmliche gilt von der vortrefflichen klugen, sanften, holdseeligen Mutter. Ich sagte Ihnen, daß Du mit mir nach Paris, und von Paris mit mir nach Weimar kommen würdest — und der Plan gefiel Ihnen — obgleich Wieland bis dahin, und noch immer sich alle ersinnliche Mühe giebt, mich von dieser französischen Reise abzuhalten. Ich denke Montag den 23. März, mich in eine Diligence zu werfen, und also Anfangs Aprils bei Dir und Deiner Familie (die jetzt ganz die meine geworden ist) zu sein.

Gewissenhaftigkeit und Klugheit, selbst in Rücksicht auf Deine Ruhe bestimmte mich während der ganzen Reise, und bis ich mit den Eltern gesprochen hatte, gegen unser Lottchen die strengste Neutralität in Ansehung unsres Zwecks zu beobachten. Ich lies ihr nicht das geringste positive merken, und war ganz Beobachter. Ich war sehr bald überzeugt, daß Du einen entscheidenden Eindruck als Freund auf Ihr junges Herz gemacht hattest — und es dauerte nicht lange, ehe ich inne ward, daß Sie gerade dasjenige für Dich empfindet, das eine glückliche Ehe begründen muß. Ich konnte mich daher, als ich mit Ihren Eltern fertig war, zugleich an Ihre Vernunft und an Ihr Herz wenden, indem ich Ihr von dem Geheimniß, worin ich Sie nur ab und zu hatte blicken lassen, ganz den Vorhang wegzog. Unser Verhältniß ist von der Beschaffenheit, Sie ist so ganz meine eigene Tochter geworden, ich habe Ihre bisherige Ruhe so mühsam erhalten, und Ihre töchterliche Zuneigung und gänzliches Zutrauen mit so vielen schlaflosen Nächten erkauft — daß ich in Zürich wohl wußte, meine Zustimmung, wenn sie eifriger Wunsch in mir wurde würde so wohl auf Sie als auf Ihre Eltern alles wirken. Wenn ich dies nicht gewußt hätte, mein Geßner! ich würde Sie nicht mit der Zuversicht in Zürich und Eglisau Deiner Mutter und Dir zugeweint haben. Aber erst auf der Reise wurde ich überzeugt, daß Du jenen entscheidenden Eindruck auf Sie gemacht, den ich herzlich wünschte, um meine eifrige Bemühung in einer so wichtigen Sache — vor mir selbst zu rechtfertigen. Sie weinte und lächelte durcheinander, als ich Ihr den Eindruck darstellte, den Sie auf Dich gemacht. Ihr Betragen dabey war das schönste und liebenswürdigste alles rührende das ich bisher in einem Betragen beobachtet habe. Ihr Vater gab Ihr selbst Deinen Brief an mich. Ihr Vater ist ein Engel — die Mutter ein Engel — und Sie — — was ich Dir auch von Ihr sagen würde, würde Dir zu wenig scheinen.

Sie ist die Deine — wird die Deine seyn! Wenn Du willst, so schreibe jetzt an Ihren Vater — an Ihre Mutter — Mündlich werde ich Dir alles übrige sagen.

Ich glaube Dir das wesentlichste gesagt zu haben — und zweifle nicht, daß mein

Brief, troz der Betäubung, worin ich schreibe, troz seiner Kürze, troz seinem Mangel an allen Schmuck, Dir der theuerste aller Briefe, die Du bisher erhalten hast sey — und nur durch den ersten von Ihrem zweiten Vater verdunkelt werden wird.

In den Worten: Sie wird Euch gehören! lege ich meine und meiner Sophie ganze Empfehlung an Deine vortreffliche Mutter, Deine liebe Tante, Deinen herrlichen Bruder! Grüße ausser diesen Auserwählten auch besonders den würdigen Rathsherrn Fuesli von mir und meiner Sophie.

Mit ganzer Seele Der Eurige! und ganz mein Freund! mein Bruder! Der Deinige
Baggesen.

Schreibe mir nach Nürnberg an die Adresse der HE. Gebrüder Scheidlin, mit Umschlag und Bitte den Brief bis zu meiner Ankunft aufzubewahren.

II.

Jens Baggesen an Charlotte Wieland.

Cloten, 2 Stunden von Zürich.
Ostern Sonntag Abends (1795).

Meine liebe, süße Freundinn!

Die Wahrheit zu gestehen, kam ich gestern in meinen schon seit Jena in meinen Herzen angefangenen Schreiben an Sie — nicht weiter. Die gar zu müde Hand wollte meinem wachen Geiste nicht gehorchen — seit verschiedenen Tagen und Nächten war ich nicht aus meinen Kleidern gekommen — ich befolgte also den Rath meines lieben Bielfelds,*) statt an Sie, an meine Sophie, und an Gritli**) noch in der Nacht zu schreiben, zu Bette zu gehen und meinen Brief fürs erste nur in Gedanken, Phantasien und süßen Träumen fort zu setzen. Also jetzt

Am Tische des fröhlichen Diners, neben Mama Geßner, alleine, die mir Ehre dabey einschenkt, während Heinrich mit dem lieben Bielfeld noch die Promenade, die wir alle zusammen machten, fortsetzt, Ostern Montag Abends um 7 Uhr.

O! warum meine geliebteste Freundin! habe ich in dieser schönen Lage nicht drey schriftfähige Hände, um Ihnen, unserm Vater, und meiner Sofie zugleich die überschwengliche Freude über Ihre Briefe, über meine Himmelfahrt nach Zürich, und das Wiedersehen in diesem Himmel, mitzutheilen! So muß ich aber hübsch nach und nach, was eine einzige Empfindung ausmacht, auf drey verschiedenen Bogen darstellen, obgleich mein ganzes Herz in jeder einzelnen Zeile eine ganze Freudenfülle ergießen möchte!!

Sie haben schon aus dem lezten Brief an unsere Sofie gesehen, wie sehr mir Ihre Briefe den schon an sich schönen Abend zwischen Stutgard und Wattenbuch verschönerten, wie Ihre noch nicht eine Charlotte Wieland gewordene Schwester Filomele die Lesung Ihres Briefes accompagnirte — und mir durch Ihren sanften Trillerschlag den ächt schwärmerischen Wunsch ablockte, daß sie, wenn sie einst nach Gott weiß wie vielen Jahren als Mädchen

---

*) Baron Bielfeld aus Kiel, den Baggesen zufällig getroffen und als Reisegefährten mitgenommen hatte.

**) Seine Tochter, Margarete Baggesen.

Ich saß im dunklen Buchenhayn
Auf einem Ast, und schlief,
Da ging daher im Abendschein
Ein Mann mit einem Brief;
Er las ihn laut, und freute sich!
Charlotte Wieland klang
Im Buchenhayn — und weckte mich
Zum ersten Frühlingssang ....

singen würden, der Enkel oder Urenkel meines Carls sie finden möchte, und als Braut heimführe. Ich will nichts mehr von diesem unaussprechlich schönen Abend sagen — denn ihn folgte ein noch schönerer — und diesen gestern der schönste. Ich hatte unter dem unmahlbaren, und unbeschreibbaren Rheinfall, seinen Regenbogen gegenüber meine Briefe wieder hervorgenommen und Blumen für meine Geliebten gepflückt — fuhr mit meinem Freund durch das unvergeßliche Eglisau — stillschweigend, im eigentlichsten Sinne in Eurer aller Mitte, der erröthenden Alpenkette, die Zürichs Zauberaufsicht schließt näher und näher entgegen. Die Sonne gieng hinter dem Lageri (Lägern) mit chatellanischer*) Pracht unter, alles grünte rings um uns her — Die Wolken sangen Mozartsche Melodien für das Auge, die Wälder für das Ohr, die ganze Natur war eine einzige Harmonie für mein Herz im Einklange mit meinen leisen Empfindungen und Wielandisch- Geßnerischen Fantasien — ich fühlte nichts als Liebe, ich sah nichts als Schönheit, ich dachte nichts als Gott — in Erinnerungen von Weimar und Erwartungen von Zürich — ich erblickte meine Sophie wie einen Engel in Abendsonnenstrahlen auf dem Lageri, und Sie, Schwester dieses Engels, in ähnlicher Glorie auf dem Uto (Uetliberg bei Zürich) — ich war nahmenlos seelig. Alle meine Empfindungen zerflossen zulezt in eine einzige unaussprechliche Dankempfindung gegen das unerforschliche Wesen, das — solche Empfindungen möglich gemacht hat. O! meine theure, unaussprechlich liebe Tochter! als ich mir so dachte, wie wunderbar ich mit den edelsten Menschen von jeher zusammentraf, wie ganz ohne Verdienst ich kleiner Mensch, der ich nur ein Herz habe, von einem Manne, wie Ihrem großen Vater, geliebt werde, wie ganz die Edle, die ich die Meine nenne, mir gehörte, wie gut Sie mir sind, — wie glücklich wir alle Gefahren einer Beschwerlichen Reise überstanden — wie der Himmel selbst auf dieser mich bei der Hand geführt zu haben scheint — wie mir jeder Tag und jeder Abend, so wie ich mich von dem schönen Theil meines Daseyns entfernte, schön und schöner anlächelte, als wollte die Natur mich über meinen Verlust mit erhöhten Reitzen trösten — als ich mir so dachte, wie Sie geliebteste Lotte, in diesem Paradise glücklich sein werden, wie ich durch Sie immer diese mir fast unentbehrlich gewordene Natur künftig geniessen werde — als ich mir das alles so dachte, wie hub sich im Busen mein wonnetrunkenes Herz dem großen Vater entgegen, dessen Kinder wir alle sind und bleiben werden in alle Ewigkeit ....

Wir hätten schon, pünklich nach der Berechnung Ihres Vaters in Zürich ankommen können — wenn uns nicht die Osternandacht vor den Thoren Schafhausens aufgehalten — und uns nachher das Einkehren in Zürich verbothen hätte. Wir mußten also in Cloten übernachten. Heute Morgen um 5 Uhr fuhren wir im schönsten Glanze der heiligen Frühe nach der lieben Geßnerstadt. Ich eilte auf die Promenade, wo ich den entzückten Petersen (so habe ich den Baron heute in Frau Geßners Stube getauft) lies — und von da Schlag 8 Uhr zum Schwanen eilte. Wie stürzten mir Mama, Heinrich, Tante in die Arme — um den Hals! Wie überraschte ich den, neue Pfade aufs Tuch hin-

*) Von Chatellard, dem prachtvollen Gute des Barons Bondely am Genfersee. Vgl. S. 24.

schnaubenden, Monfrere*) auf seinen Zimmer! Beschreibe mir so ein Wiedersehen wer da kann — ich nicht. Mit thränendem Lächeln — mit Wonnen der Wehmut und Wehmut der Wonnen — wurde Lotte, Papa, Mama, Sofie, Carlchen**) in allen möglichen abgebrochenen Fragen und Antworten der innigsten Liebe genannt und wiedergenannt. Ich konnte kaum frühstücken vor Freude — Da schlug aber ein Blitz in diesen Freudentaumel ein: O! gehen Sie doch nicht nach Paris! rief die durch Narren und Neidern (wie Sie mir selbst nachher zugegeben hat) angstgemachte Mama. „Warum denn nicht?" — O es geht alles drüber und drunter jetzt in Frankreich — und in Paris massacrirt man sich! — „Das wäre! ich muß doch gleich ins Caffé und zu D. Usteri hinspringen, mir Ihnen die Beweise des Gegentheils zu hohlen, und Sie ganz zu beruhigen, beste Mutter!" Es war nichts, wie ich wohl gedacht hatte — es ist sicherer für Fremde als je — und ich überzeugte Sie davon. Glücklicherweise war so eben ein Franzose aus Paris nach Zürich angelangt, den Petersen traf, und der nicht nur die vollkommene Sicherheit des Reisens bestätigte, sondern die Leichtigkeit, und für Fremde selbst Wohlfeilheit in Frankreich darthat. Der Convent muß auseinander — ganz recht! — was geht aber das uns an, die wir keine Conventsglieder sind. Durch Beweise, wogegen Sie nichts einwenden konnte, beruhigten Geßner und ich Sie ganz und Sie bereute jezt die abschreckende Stelle in Ihrem überaus schönen Brief an Sie, den Sie mir vorlas.

Jetzt aber, liebste Lotte, müssen auch Sie, und die Sie umgeben über diesen Punkt auch vollkommen ruhig seyn; denn glauben Sie mir! es giebt keine besorgtere und vorsichtige Mutter als diese liebende Frau — und wenn Sie ruhig ist, können Sie mit Sicherheit annehmen, daß Sie hinlängliche Gründe dazu hat. Geßner war fast eben so froh als ich über den von Ihren milden Augen weggezogenen trüben Nebel. In Paris ist wirklich nichts als Conventsdebatten, worunter keiner, der sich nicht darin mischt, am allerwenigsten neutrale Fremde leiden. Umgekehrt die Fremde sind gerade in diesen Augenblick höchst willkommmen, weil sie alles für größere oder kleinere Friedensboten ansieht, und man überall den Frieden wünscht. Die liebe gute Mutter wird selbst in Ihrem nächsten Brief den Schattengrund Ihrer Furcht und Ihre bessere Belehrung melden. Ich hoffe aber, daß Papa, es gleich für das angesehen hat was es war, und daß er meiner Sofie die unnöthige Angst benommen hat.

Nachts 11 Uhr.

Ich sitze jetzt in dem schönsten Zimmer im Hause (das wir noch nicht sahen) wo mir ein Bett aufgestellt ist — und endige meinen Brief an Sie — Dem Hei..... habe ich schon das bishergeschriebene, vorgelesen. Wie der herrliche Mensch glücklich ist, können Sie sich gar nicht vorstellen — denn halb so glücklich dabey zu seyn schickt sich noch nicht für Sie — Ihr Herz mag Ihnen übrigens sagen was es wolle. Ueberhaupt kennt die Freude hier in der ganzen Familie und allen was dazu gehört keine Grenzen.. Ich habe meine Briefe vorgelesen — Wie wurde heute Mittag geklingt auf die theuren Gesundheiten! Aber — es ist mir unmöglich alles zu erzählen. Heute Abend ist schon alles zur Abreise für Uebermorgen arrangirt. Mein Petersen ist gleich in der Familie aufgenommen worden — „Nun, mein Seel! Das ist auch ein prächtiger Mensch!" ruft mon Frère — „Ja meiner Seele ein prächtiger Mensch" antwortet Heinrich — Sie wissen was das hier zu Hause zu bedeuten hat. Bey Mittagessen waren wir auf meine

*) So wurde im Geßnerschen Hause der älteste Sohn Konrad (1761—1826) genannt. Er war namentlich als Pferde- und Schlachtenmaler bedeutend. Die 1801 veröffentlichten „Briefe Geßners an seinen Sohn" sind an ihn gerichtet.

**) Wielands zweiter Sohn, der spätere Landökonom.

Bitte allein — Nachmittags machten Mama, Tante, Heinrich mit mir und Petersen eine Promenade längst dem See zu einer sehr verständigen Dame — die sich auch herzlich freute. Der Petersen, dessen Schwager, Leuchsenring, Frau Geßner sehr gut kennt, wurde bald sehr beliebt. Heute Abend haben wir ihn getauft — ich gab ihm den Nahmen Carl Petersen aus Kiel, womit Er sehr zufrieden war. Alle freuen sich sehr, daß ich Ihn aufgefischt habe.

Morgen mache ich meine Besuche — besonders bey Rathsherr Füesli, Lavater und Schultheß — Heute habe ich nur Geßner, D. Usteri, und Rathsherr Lavater gesehen. Die Post geht erst übermorgen ab — ich schreibe also Morgen noch an Sofie, an Gritli mit den Einlagen, an den Prinzen*) — und, wenn es mir möglich wird, an Papa, Dessen Hand ich Sie vorläufig in meiner Seele zu küssen bitte für jede Zeile Seines väterlichen Briefes. Er wird es aber auch nicht übel nehmen, wenn ich ihm erst aus Basel schreibe.

Wie unaussprechlich, süße Tochter meines Herzens! hat mich Deine Beschreibung von den lieblichen Bewegungen am Tische der Grazien bei der Lesung meiner, leider! nicht solcher Zuhörerinnen noch eines solchen Vorlesers würdigen Briefe gefreut! O! sagen Sie doch Eufrosyne = Amalie Liebeskind und Thalia = Caroline Schorcht**) alles das Brüderliche, mehr als brüderliche, das ich für diese Edle empfinde, all das Dankbare, das mein Herz für jede Güte gegen meine Sofie, die sie durch Ihren Umgang beglücken, durchdringt — mit aller der Grazie, der nur eine Aglaja = Charlotte fähig ist! Küssen Sie die Hände Ihrer für alle andern, außer führ Ihre Töchtern, (wozu ich meine Sofie rechne) unerreichbaren unnachahmlichen Mutter, für mich! Drücken Sie Ihren Bruder die Hand — und küßen Sie auf den Mund alle Ihre kleinen Geschwister und Niecen, bis auf meinen Carl — mit meinen Konterfey in der Hand, damit es den lieben Seelen recht anschaulich werde, woher der Gruß eigentlich kommt. Theilen Sie die Stube mit meiner ewig geliebten Sofie, als die schönste Ausrichtung eines Grußes aller Grüße und nehmen Sie selbst von mir an, diesen Brief als einen Erguß der väterlichsten Liebe, der gefühltesten Dankbarkeit, der namenlosen Zärtlichkeit, womit ich zeitlebens und ferner bin

Ihr väterlicher Freund

Baggesen.

P. S.

Mein Heinrich Geßner schreibt Ihnen auch mit dieser Post! O! Gott! wie freue ich mich, Sie im Voraus durch den redlichsten besten Mann, den ich kenne, den ich als Bruder, mehr als Bruder, inniger und inniger liebe (besonders indem ich sehe, wie ganz Er Sie liebt) ganz gewiß glücklich zu wißen! Nein! es giebt doch auf dieser Erde schon Himmel und Seeligkeit in der Knüpfung solcher Bände für die Ewigkeit. Kinder sind wir, daß wir uns darüber so überschwenglich freuen; allein wir sollen auch Kinder sein und wollen es bleiben in allen Punkten des Gefühls und der Empfindung.

Noch etwas Kindliches . . . Ich sende Ihnen hiemit ein Paar Primeln, die ersten Blumen, die ich in diesem Jahre frey blühen sah, und die ich dicht unterm Rheinfall zu Ihrem Andenken pflückte. Gönnen Sie ihnen ein Pläzchen in Ihrem Kalender oder in den Federproben.

Nicht wahr? Sie sind doch jez ganz wohl meine liebe, immer liebere — machen Sie sich darauf gefaßt, wenn Sie Sich und unsern Geßner glücklich machen, unaufhörlich liebere Lotte? Nicht wahr? Ich kann meiner Sofie trauen, wenn Sie mir

---

*) Der Erbprinz von Augustenburg, in dessen Diensten Baggesen stand.

**) Pastorin Amalie Liebeskind, nachmalige Frau Erler, und Diakonin Caroline Schorcht, beide damals verwitwete Töchter Wielands.

schreibt: Sie seyn wohl, so wie Ihnen, wenn Sie mir schreiben, daß Sie wohl sey? Lassen Sie doch Ihren letzten Brief nicht der letzte seyn! Ich verspreche Ihnen, nicht immer so weitläufig zu antworten. Gute Nacht! Gott segne Sie! Geßner beglücke Sie! Tugend und Kindersinn beseelige Sie! Amen!

III.

Franz Xaver Bronner an Heinrich Geßner.

Zürich den 14. Brachmonat 1795.

Lieber Heinrich!

Gestern Abends überraschte mich mein Hausherr mit der angenehmen Nachricht, daß Sie bereits von Weimar aus einen Brief voll der seligsten Gefühle geschrieben, und auch meiner gedacht hätten. Zugleich gab er mir beyliegendes Formular eines Vermögens- und Geburtsscheines, welches Sie in der Kanzley zu Weimar vorlegen sollen, um darnach ein solches Ding, ohne welches auch das liebenswürdigste Geschöpf, selbst eine Lotte Wieland, keine Bürgerin der hochlöbl. Stadt und des Freystaates Zürich werden kann, so schleunig als möglich ausfertigen lassen und hieherschicken, damit die nöthige Verkündigung, die ohne dieß wichtige Dokument (nach ächt republikanischen unabänderlichen Gesetzen) durchaus nicht Statt hat, ungesäumt vorgenommen werden möge. Auch sollen Sie nicht vergessen Sich in Sachsen einen Copulationsschein geben zu lassen. Dieß war der Auftrag, den mir Herr Erni brachte. Sie können denken, daß ich sogleich hinlief, um Ihren Brief zu sehen. Denn Ihre liebe Frau Mama war bisher so gütig, und theilte mir jedes Ihrer Schreiben mit. Es hat mir recht wohl gethan, daß Sie meiner auch im lärmenden Paris nicht vergaßen, und ich danke Ihnen besonders für die schmeichelhafte Benennung Herzensbruder. Ja, lieber Heinrich, Herzensbrüder sind wir, und wollen es bleiben, so lange wir existiren! Mama zeigte mir sogleich Ihren Brief. Geschwind schlich ich mich von der Gesellschaft weg, und labte mich recht an Ihrem Glücke. O Heinrich könnte ich Ihnen sagen, wie innig mich die schöne Erzählung von Ihren Empfange bey Vater Wieland gerührt hat, wie sehr mein Herz sich freut, daß Ihnen so viel paradisische Freuden beschieden sind, und daß endlich einmal der glückliche Zeitpunkt da ist, der das Schicksal Ihres Lebens auf eine so vortheilhafte Weise entscheidet! O hätte ich nur zusehen dürfen, wie Ihnen der große edle Mann mit ausgebreiteten Armen entgegen kam, wie des sanften Lottchens jungfräuliche Seele sich mit der sittsamsten Hingegebenheit an die Ihrige schmiegte! Dann wären mir vor theilnehmenden Entzücken, wie Ihnen, die Augen übergelaufen, und ich hätte gewähnt, ich sey in einer Unschuldswelt entzückt, wie sie nur Ihr unvergeßlicher Vater mahlen konnte. Auch Wielands stille vortreffliche Gattin, und Amalie nehmen sich in Ihrer Beschreibung überaus vortheilhaft aus. Wie interessant ist uns allen diese edle Familie! Glücklicher Freund, unter solchen Menschen sind Sie wahrlich im Himmel! Ich habe keinen Begriff von einer höhern Glückseligkeit: Alle Kräfte und Fähigkeiten unsres Wesens finden hier Nahrung und Befriedigung ohne Sättigung. Ihre Frau Mama, deren edle Seele sich täglich mehr und mehr vor meinen Augen enthüllt, die sich bei diesem schönen Anlasse vorzüglich als die verehrungswürdigste Frau und die zärtlichste Mutter zeigt, weinte Thränen der Freude, und war so gerührt, daß sie Ihnen nicht sogleich schreiben konnte, und mir deshalb auftrug, Ihnen

unverweilt das obige Formular zu übersenden. Es war mir recht lieb, nun einen unausweichlichen Anlaß zu haben, Ihnen zu schreiben: Sie wißen, wie schwer ich gewöhnlich daran komme. Mit der nächst abgehenden Post erhalten Sie einen Brief von Mama. Lieber Heinrich! Wie viel mächtige Antriebe werden nun auf Ihr Herz wirken, um Sie vollends zum vortrefflichen Manne zum guten Gatten und Hausvater auszubilden! Welch ein Gewinn von neuen Triebfedern zum Gutseyn und Edel=Handeln ist Ihnen nun durch die glücklichste Verbindung, durch die Liebe, welche die Familien der beyden größten Deutschen — zusammenkettet, beschieden! Ein Blick auf Ihre liebenswürdige Gattin eine einzige Erinnerung an Lottchens Vater, an Ihren Vater, an die Zärtlichkeit und Sorgfalt der treuesten Mutter muß alle Ihre Kräfte verdoppeln, und auf einen Grad erheben, der mehr als hinreichend ist, um Sie über alle Hindernisse siegen zu machen, und den Preis des thätigsten rechtschaffensten Mannes, Seelenruhe, Achtung und Wohlstand zu erringen. Ich kenne Ihr Herz, lieber Freund, und weiß, bey so viel Antrieben kann es nicht fehlen. Sie müssen der glücklichste Mann werden.

Ich bin recht froh, daß der Pariser=Pöbel in seiner Wuth diese schönen Aussichten nicht durch eine ihm wenigstens nicht unnatürliche Grausamkeit zerstört hat. Mir war angst und bange um meinen Heinrich und seine Begleiter, als ich die neuen Greuel Babylons im Journal von Paris so deutlich beschrieben fand.*) Es fiel mir ordentlich ein Stein vom Herzen, als Ihr Brief meldete, daß Sie glücklich dem Sturme entgangen und bereits im Lande der Sicherheit angelangt seyen. Nun ists mir lieb, daß Sie ein Zuschauer des schauerlichen Ereignisses, und eine Scene mit ansehen konnten, die in Jahrtausenden vielleicht ihresgleichen nicht hat, auch nicht haben soll. Ihr Journal muß interessante Dinge enthalten. Ich freue mich, wie ein Kind, es durchlesen zu dürfen. Aber so angenehm es mir wäre, Sie mit Ihrem Engel von Weibchen bald hier zu sehen, so laut muß ich Ihnen doch zurufen: Eilen Sie nicht so geschwind aus den Armen eines Vaters weg, wie Wieland ist. Bleiben Sie, so lange es ohne Inconvenienz möglich ist! Lottchen dankt es Ihnen gewiß, und nur Er kann Ihnen ganz das seyn, was Ihnen Ihr verewigter Vater in solchen Augenblicken gewesen wäre. O warum mußte Geßner dieses Fest, diesen Vermählungstag seines liebsten Sohnes mit einer Tochter des ersten unsrer deutschen Dichter nicht erleben! Es liegt für mich so viel Schönes in dem Gedanken: Wielands und Geßners Blut strömen in schöne Kinder zusammen, daß ich mit dem Schicksal hadern möchte, weil es meinem unvergesslichen Wohlthäter den Anblick dieses glücklichen Paares versagt hat. Sobald ich einen Wink von Ihrer aufkeimenden Neigung für Lottchen gewahr wurde, fuhr es mir, wie ein Lichtstrahl, durch den Kopf und ich hätte mit Theokrit aufrufen mögen:

„Wahrlich, ihr seyd ein Göttergeschlecht, euch einte ein Edler!
Großes erzeuget ihr einst, wenn Enkel gleichen den Vätern!"

Es reuet mich nur, daß ich Ihnen nicht sogleich im ersten Feuer ein Epithalamion nach meiner Art gedichtet habe. Denn seitdem bin ich sehr erschreckt worden, und werde meine Zeit wahrscheinlich nicht mehr mit Idyllen=Fabeleyen verderben. Ich habe leider die Recension meiner Schriften**) in der allgemeinen Litteratur=Zeitung gelesen, und — was ich nie glaubte — lebhaft empfunden, daß mein Herz für Recensenten=Tadel nur

---

*) Es sind die Ereignisse vom 20. bis 24. Mai — Erstürmung des Nationalkonvents und Straßenkämpfe im Faubourg Saint=Antoine, das letzte Aufzucken der gestürzten Jakobinerpartei — gemeint, deren Zeugen Geßner und Baggesen gewesen sein sollen.

**) „Fischergedichte und Erzählungen" mit Vorwort von Salomon Geßner, 3 Bde. Zürich 1787—94.

allzuempfindlich sey. Das schlimmste, was mir wiederfahren konnte, war, mit Ihrem unerreichbaren Herrn Vater verglichen zu werden. Allein das hieße einen Neuverklärten, der sich eben mit Ambrosia am Göttertische gesättigt hat zum Dessert ein Zwiebel- und Knoblauch-Gerichte vorsetzen. Sie sagten mir einst im Buchladen: Sie hatten eine Recension meiner Schriften gesehen, die strenge aber gerecht wäre, und in die allg. Lttztg. eingerückt werden sollte. Guter Heinrich! Entweder ist die Recension, von der ich spreche, nicht dieselbe, von der Sie mir sagten, oder Sie sahen damals nicht recht ein, daß sie mir so ungünstig seyn müßte. Was mir bey diesem Umstande am weheſten thun will, ist dieses, daß ich nothwendig denken muß, Hottinger sei ihr Verfasser, ebenderselbe Hottinger,*) der sich meinen Freund nannte und diese Idyllen, die er jetzt so schlecht findet, einst selbst verbessern half. Und warum verfährt er so strenge mit mir? — Weil ich armer Tagelöhner, der ich oft den ganzen Tag keine Stunde Erholung mir gestatte, ihn einige Zeit lang nicht so fleißig besuchte, als er wünschen mochte. Doch es sey! Ich will denken, wenn ich seine Schriften recensiren wollte, würde mein Urtheil zwar gerechter, aber doch für seinen allzu empfindlichen Sinn, weit schmerzlicher ausfallen, als das seinige für mich. Es soll aber beim Denken bleiben: denn was könnte ich für Freude daran haben, jemandem Leides zu thun? Eine einzige Zeile von Vater Wieland, auf dessen gütiges Vorwort in der Gelehrten-Republik Sie mich vertrösten, wird mir mehr als hundertfacher Ersatz für den allzustrengen (?) Tadel seyn, mit dem mich Hottinger, ohne einen eben so abgemessenen Beysatz von Lob, freygebig bedacht hat. Schon die Nachricht, daß Wielanden meine Idyllen nicht mißfallen haben, richtete mich wieder auf. Ich danke Ihnen für diese Nachricht, und für die freundschaftliche Verwendung, der ich wahrscheinlich Ihres vortrefflichen neuen Vaters gütige Aeußerung zuzuschreiben habe.

Man sagt zwar immer, und meistens nicht mit Unrecht: honores mutant mores; aber ich sehe wirklich aus allen Ihren Briefen, in denen Sie meiner so gütig gedenken, daß Sie Ihres Herzenbruders nicht vergessen, obschon mich der Wirbel von Geschäften und Vergnügen, in dem Sie sich nun herumtreiben, Ihnen gar leicht aus dem Sinne hätte bringen können. Aber so ganz verstehen sich doch auch nicht leicht zwey Herzen, wie die unsrigen, und noch nie lösete sich ihre Harmonie in Dissonanzen auf. Wir sind zu aufrichtig, als daß uns ein Mißverständniß, der so gewöhnliche Tod mancher Freundschaft trennen könnte; und wollen immer aufrichtig bleiben. Was ist das Leben ohne Herzlichkeit? Selbst Wielands Familie, wenn sie nicht so herzlich wäre, als sie ist, würde Ihnen nur wenig Vergnügen gewähren. O ich kann mirs vorstellen, wie es Ihnen zu Muthe war, als Ihnen dieser einzige Dichter und Weise, mit unaussprechlicher Güte und Offenheit entgegen kam, als seine Vaterliebe Ihre ganze Seele auf dem ersten einsamen Spaziergange an sich zog — aber nein, Lieber! Das kann ich mir doch nicht so ganz vorstellen; ich merke, daß es weit süßer war, als ich denken kann! Doch wir thun, was wir vermögen, und mahlen uns hier in der Ferne alle die lieblichen Scenen, deren Mitacteur Sie sind, mit den hellsten Farben aus, daß Sie alle zusammen so glücklich sind. Ich würde viel Freude weniger haben, wenn ich mir keine dergleichen Gemählde vorstellen könnte. Schreiben Sie doch fleißig an Ihre Frau Mama, wie wohl es Ihnen an Ihres Lottchens Seite, im Kreise der edelsten Menschen, in Wielands Atmosphäre ist, zeichnen Sie uns die kleinsten Situationen, die oft so interessant sind, und jeden freien Zug bessrer Menschensitten; sie wissen nicht, wie viel Sie hier allen,

*) Johann Jakob Hottinger (1750—1819), Chorherr und Professor, Verfasser von Salomon Geßners und Bodmers Biographien und vortrefflicher Philolog und Aesthetiker.

die wir Sie lieben, dadurch Freude machen. Ich genieße keinen geringen Theil dieser Freude, da mir Ihre vortreffliche Frau Mama jede Nachricht von Ihnen so gütig und wohlwollend mittheilt. Nur in einem einzigen Stücke bin ich nicht recht zufrieden mit ihr. Denken Sie doch! Als ich ihr neulich sagte, sie sollte mir doch gewiß die Zeit anzeigen, da Sie mit Ihrer lieben Neuvermählten in Schaffhausen eintreffen würden, damit ich Ihnen entgegen gehen und abgeredter Maßen am Rheinfall Sie erwarten könnte, schlug sie mir's rundweg ab. „Nein, nein!“ sagte sie, „früher als ich sollen sie meine neue Tochter nicht sehen! Von mir werden sie's gewiß nicht inne, wann sie in Schaffhausen ankommen: sonst müßte ich sie um das Glück beneiden, meine Kinder vor mir in ihrem glücklichsten Zustande zu erblicken.“ Ich bin es wohl zufrieden, wenn Sie forthin alles an Ihre Frau Mama berichten; denn sie wird wohl auch künftig so gütig sein, mich an Ihrem Glücke Theil nehmen zu lassen. Aber auf den einzigen Fall, wenn Sie nach der Schweiz zurückkehren, bitte ich Sie, mir besonders ein Paar Zeilchen zu schreiben, damit ich den Tag weiß, an welchem Sie in Schaffhausen eintreffen werden. Ich muß dann hinaus, es koste, was es wolle! Will schon sehen, wie ich der Zeitung los werde!

Auf den Hochzeittag freun wir uns alle von Herzen. Glauben Sie nur, ich will ihn mit so viel Vergnügen feyern, als wenn ich selbst Hochzeiter wäre! Wir haben schon abgeredet! Alles wird hervorgesucht werden, um unsre Lust so vollständig zu machen, als sie ohne Braut und Bräutigam seyn kann. Ihr lieber Bruder ist so von ganzer Seele entzückt über Ihr Glück, daß ich ihn nie ohne Rührung ansehen kann. Auch Ihre wohlwollende Tante nimmt an allem, was Ihr Wohlergehn betrifft, lebhaften und aufrichtigen Antheil, und freut sich mit uns. Alle laßen Sie grüßen, und wünschen Ihnen Glück, so viel sie nur immer ertragen mögen. Alle sähen es gerne, wenn Herrn Wielands Verlangen, in der Schweiz zu leben, in Erfüllung ginge: und ich — ach! wie glücklich wäre ich, wenn ich auch noch diesen großen edlen Mann kennen lernen sollte! O wir wollten ihn verehren, wie ein höheres Wesen, das zu unserm Frommen vom Himmel gekommen wäre! So große Menschen sind doch Engel Gottes unter uns. Ihnen danken wir unsere Bildung, den bessern Genuß unsrer edelsten Gefühle, und das schönste Glück des Lebens. Wenn es sein Vortheil ist, lieber Heinrich, o so überreden Sie ihn vollends dazu! Ich glaube nicht, daß es einen Menschen von Gefühl und Geschmack geben kann, der sich einem Wieland nicht mit Achtung und Liebe naht. Ich meyn also, Er würde in der ganzen Welt nirgends ohne Verehrer, und also auch hier nicht ohne Vergnügen leben. Genießen Sie nun ungestört des Glückes, um Ihn und Lottchen zu seyn, und grüßen Sie mir (wenn Sie es schicklich finden,) Ihre liebe Braut, und Sophie Baggesen, die vortreffliche Frau, mit ihrem mir sehr werthen Gatten, die mich alle persönlich kennen; und glauben Sie, daß niemand leicht so viel Vergnügen empfindet, wenn Sie immer glücklicher werden, als

Ihr Freund und Herzensbruder

Bronner.

IV.

Johann Gottfried und Caroline Herder an Heinrich Geßner.

Den Dank, liebster Geßner, den ich Ihnen für Ihre Freundschaft, für Ihr liebes Andenken, für die Güte, die Sie meinen Kindern erwiesen und für das schöne väterliche Geschenk, das Sie mir durch jene sandten,*) so lange, lange schuldig bin, versparte ich eben, bis er, so wie jenes ein väterlich-mütterliches Geschenk ist, auch durch väterlich-mütterliche Hände zu Ihnen gelangen könnte; und so nehmen Sie ihn denn, und Ihre Hochachtungswürdige Mutter und Ihre liebe Frau aufs schönste an. Es soll uns ein Familien-Heiligthum seyn. Das Denkmal zweier Familien, die ich durch kein lobendes Beiwort entweihen mag. Die Einfalt, die im Geist und Herzen Ihres Vaters, (dessen Denkmal ich eben gestern las,) wohnte und sein ganzes Leben zur Idylle schuf, die himmlische Muse, die seine Sinne bewahrte, bleibe auch Euer Genius, Ihr Lieben.

Nun ist Wieland bei Euch: er erfreuet sich mit Euch, Ihr mit Ihm; er lebt seine Jugend wieder; Ihr kehrt in die Jugendjahre Eures Vaters zurück und fühlt, daß Ihr jung und gesund seyd. Wohl sei es Euch allen, am Ufer der Limmat; denkt an uns hinter dem Thüringerwalde, am Ettersberge zuweilen auch mit Freundschaft und Liebe.

Lebt wohl, lieber braver Geßner. Alles gelinge Euch, was Ihr vornehmet! Mit Frau, Mutter, Bruder, und dem neu angekommenen Hauswesen, lebt Alle in Eurem Kreise herzlich und innig wohl. Wir werden Euer oft gedenken.

Weimar, den 15. am h. Pfingstfest. (1796.)

Herder.

Ja, wir werden Ihrer oft gedenken, theure Freunde, und senden Ihnen und Ihrem häußlichen Glück unsre Liebe und Segen zu.

Sie haben uns die größte Kostbarkeit gegeben an dem zweifachen Genius Buch der goldnen Welt Ihres Vaters. Wenn es manchmal düster oder verworren um einen herum wird, so eile ich in seine Welt, und das Auge und Gemüth labet sich dann an den unschuldigen schönen Gestalten, mit denen man sich so gern verwandt fühlt, indem sie uns in unsre eigne goldne Zeit zurückbringen.

O fühlen Sie sich glücklich, Kinder, Gattin dieses himmlischen Mannes zu seyn, in denen seine Seele fortlebt. Die liebenswürdige Lotte gehört so ganz zu Ihnen, wie alles was Wieland heißt — und ich ergötze mich oft an dem schönen Band, das die Vorsehung ganz eigentlich geknüpft hat.

Sie werden mit unserm Wieland und seiner treuen Lebensgefährtin diesen Sommer das goldne Alter in Erinnerung und Würklichkeit zusammen leben. Herzlich gönne ich unsern Lieben dies Glück; wir werden oft im Geist es mit Ihnen theilen. — Es fehlte nichts, als daß wir selbst erscheinen und die vortreffliche Mutter, Bruder und Schwester kennen lernen könnten!

Lassen Sie uns Ihrer Freundschaft und Liebe empfohlen seyn. Und Sie, zarte Seele, liebe Lotte, umarme ich mit allem Mitgefühl Ihres Glückes. Gott erhalte es Ihnen und vermehre es durch das was Ihr Beider Herz wünschet.

Ihre eigene

Carolina Herder.

---

*) Zwei Söhne Herders besuchten im September 1795 das Geßnersche Haus.

V.

C. M. Wieland an Heinrich Geßner.

1.

Angefangen den 14. August 95.
Vormittags.

Mein lieber Sohn,

Hoffentlich haben Sie Sich, um die Zeit, da dieses Blat bey Ihnen eintreffen wird, von den Beschwerden der Reise in den Armen einer geliebten Mutter und unter Ihren freundlichen Hausgöttern bereits wieder erhohlt, und befinden Sich mit Ihrem holden Wibli gesund, wohl und vergnügt, als alle Ihre in Weimar zurückgelassnen wünschen und glauben, da uns die Hoffnung mit heutiger Morgen-Post ein Paar tröstliche Zeilen von Ihnen zu erhalten, fehlgeschlagen hat.*) Die Witterung ist seit dem Tage Ihrer Abreise so schön und beständig, daß wir um so zuversichtlicher hoffen können, diese wiewohl etwas lange und natürlicher Weise mit allerlei Beschwerlichkeiten verbundene Rückkehr in Ihr Land werde auch hinwieder mancherley Annehmlichkeiten mit sich geführt haben, und Ihrer beyderseitigen Gesundheit zuträglich gewesen seyn. Wir Hinterlassnen befinden uns zwar, G. L. alle sehr wohl, aber nur die Zeit kann uns von der Sehnsucht nach Unsern lieben Kindern und respective Geschwistern heilen, die in diesen Tagen noch immer so lebhaft ist, daß wir nur an Euch denken und nur von Euch reden können. Ich selbst, mein lieber Geßner, habe mich dermaßen an Euch gewöhnt, daß ich bis izt noch immer Mühe habe mich in Eure Abwesenheit zu schicken; mein Haus kommt mir so öde vor wie eine zerstörte Stätte; überall wo ich gehe und stehe, des Morgens, des Abends, bei Tische, auf der Promenade, bei Herdern &c., kurz immer und aller Orten mangelt mir meine Lotte und mein Geßner, und ich erfahre an mir selbst die Wahrheit des Worts unsres Freundes Knebel, der letzthin zu mir und Einsiedeln sagte: Geßner ist wie das Brodt, dessen man durch den täglichen Genuß so wenig überdrüssig wird, daß es einem vielmehr eben dadurch unentbehrlich wird — das auch ohne andere Beykost wohlschmeckt, und das man auch dann noch genießen mag, wenn einem alle Leckerbissen und Ragouts fins anekeln.

Ihr habt einen sehr guten Geruch bei uns hinterlassen, Mein lieber Geßner, alle Welt ist Eures Lobes voll; die Herzogin-Mutter kann gar nicht aufhören mit Wohlgefallen und Interesse von Euch zu sprechen und freut sich im Voraus auf die schönen französischen Bücher, die sie von Euch zu bekommen hofft — zu welchem Ende Ihr denn nicht vergessen werdet, Euch durch Eure Correspondenten in Paris immer alles Neue und Interessante schicken zu lassen, und fleißig die Verzeichnisse davon an mich einzusenden, damit die Herzogin sich auslesen kann was ihr gefällt. Ja, es wird wohl gethan sein, wenn Ihr eine solche Einrichtung trefft, daß neue Brochuren, von welchen wahrscheinlich ist, daß sie uns Weimarischen Weltbürger interessiren werden, von Paris aus, auf Eure Rechnung, gerade an mich schicken laßt; damit wir die Sachen solchergestalt 3 oder 4 Wochen früher bekommen, als wenn sie den weiten Umweg über Zürich nehmen müssen.

---

*) Ihr erster Brief aus Schmalkalden kam̄ Mittags gegen 1 Uhr durch den Kammerwagen an.

Hier inliegend ein Brief von dem holden Baggesen (den ich zu erbrechen die Freyheit genommen habe), den euer Brief, wie Ihr sehen werdet, zum glücklichsten aller Menschen gemacht hat. Er bekennt sich darin als Euern Schuldner pr. fl. 175. 50 Xr. (vermuthl. in Reichsvaluta, oder Rheinischer Währung, den Carolin oder Louis neuf zu 11 fl. gerechnet). Es scheint mir aber, soviel ich aus dem Geschreibsel des confusen Hauptes herausbringen kann, er habe die 10 Ducaten zu Julianens Reisekosten mit dazu gerechnet, wofür er Euch eine Assignazion an Bertuch geschickt hatte, von welcher wir keinen Gebrauch machten, weil Bertuch oder vielmehr sein hiesiges Industrie-Comtoir nicht 10 Ducaten, sondern 50 rthl. oder 10 Pistolen an die Juliane gezahlt hatte (wofür es auch, wie ich heute vernommen habe, von H. Sieveking in Hamburg bereits contentirt ist). Die vorbesagten 172 fl. 50 kr. assigniert der werthe Bruder Baggesen abermahls an Bertuch. Da aber Bertuch (mit welchem ich heute darüber gesprochen habe) 1mo kein Banquier ist; 2do in Hamburg keine Gelder zu bezahlen, sondern selbst zu erheben hat; 3^tio^ mit Sieveking in keiner gewöhnlichen Correspondenz steht, und 4to weder vor langem noch kurzen einen Avis von Baggesen (wie dieser gethan zu haben träumt) deßwegen erhalten hat: so wünscht derselbe, wie billig, mit dieser Ehre verschont zu bleiben. Das Beste wird also seyn, lieber Sohn, Ihr seyd so gut und schickt mir in euerm nächsten Brief an Mich eine förmliche Anweisung, daß Baggesen was er Euch schuldig ist, auf Eure Rechnung an Meine Ordre zahlen soll; so will ich alsdann das Geld durch Reinhold erheben und den Betrag, über welchen Ihr alle Augenblicke disponiren könnt) Euch inzwischen Gut schreiben; dem Baggesen aber schicke ich (wie sichs versteht) seine unbrauchbare assignazion auf Bertuch wieder zurück.

Wie es fast immer zu geschehen pflegt, daß bey einer Abreise dies und jenes vergessen wird, so ging es auch bei der eurigen. Der Diantre mag wissen, wie es zuging, daß ich aus der Acht ließ, Euch ein Päckchen von Baggesen an H. Dr. Usteri in Zürich mitzugeben, das wer weiß wie lange schon in einer meiner Schubladen liegt. Der Himmel gebe, daß der Inhalt von keiner sehr pressanten Natur sei, denn nun weiß ich mir nicht anders zu helfen, als es mit dem nächsten Merkur durch das Industrie-Comtoir an Euch einzusenden.

Sodann, liebster Geßner erinnert Ihr Euch ohnezweifel eines gewissen emigrirten Ex-Edelmanns, Mr. de Mareux Montgaillard genannt, der sich wegen Beförderung seines nächstens zu edirenden Werkes sur la Liberté et l'Egalité des hommes (worin er beweisen wird, daß liberté und Egalité ein paar alberne Schimären der Filosofen sind) an mich gewandt hat. An diesen armen Teufel seyd so gut das innliegende Brieflein baldmöglichst zu spediren, worin ich ihm berichte, daß ich 14 Subscribenten für ihn habe, und daß er, wenn sein Opus zu Stande kommt, 14 Exemplare davon an die HH. Orell, Geßner, Füesli und Comp. in Zürich zu weiterer Spedition an mich einsenden soll, da ich dann, sobald die Exemplare in meinen Händen sind, der Bezahlung wegen das Weitere verfügen werde.

Den 17. August.

So eben, lieben Kinder, langt Euere 2. Depesche d. d. Würzburg 13. August, durch die reitende Post bey uns an. Ihr, lieber Geßner, schreibt uns nichts von euerm eignen körperlichen Wohlbefinden; aber desto positiver daß unsre Lotte wohl sei und die Fatiguen der Reise wie eine femme forte, tapfer und unermüdet aushalte. Wie tröstlich und erfreulich uns dies allen ist, brauche ich Euch nicht erst zu sagen — und da wir wissen, wie sehr Ihr mit Leib und Seele an dem holden Weiblein hängt, so hoffen wir denn auch, Euer Beysatz: „und so, da Lotte so wohl ist, befind ich mich so

ganz glücklich, als nur möglich ist" — könne, solle und müsse zu unsrer gänzlichen Beruhigung so ausgelegt werden, daß auch Ihr Euch nach dem äußerlichen Menschen wohlbefindet. Denn wie könnte sonst Lotte munter und wohl sein? Also sey dem Himmel und den guten Schutzgeistern herzl. dafür gedankt, daß sie euch bis dato so glücklich geleitet und behütet haben! Und auch Ihr, lieber Sohn, habt herzlichen Dank von uns, daß Ihr euer Versprechen so treulich erfüllt, und aus jedem hauptsächlichen Ruhepunkt eurer Reise durch die Versicherung Eures beydseitigen Wohlbefindens das Herz erfreuet. Denn in Wahrheit unsre Herzen hangen an Euch, lieben Kinder, Ihr schwebt uns beständig vor, und wohl zehnmahl des Tages sagen wir zu einander: wo mögen nun unsre lieben Reisenden seyn? wann werden sie da und dort anlangen? Wie bald können sie nun wohl bey der guten Zürcher-Mama seyn? und dergl. Wenn wir nur einmal wissen werden, daß Ihr glücklich angelangt seyd, und unsre Lotte so gut, wie wir hoffen und nicht zweifeln, angewohnt seyn wird: dann wollen wir auch in unsern Forderungen bescheiden seyn, und uns alle 5 oder 6 Wochen mit einem Briefe von Lotten oder von unserm Heinrich begnügen; je mehr und öfter, desto besser, da doch Briefe izt das Einzige sind, was uns Eure beynahe unentbehrlich gewordene persönliche Gegenwart ersetzen muß. Ich bin seit Eurer Abreise fleißig gewesen und die Arbeit geht mir so gut von Statten, daß Ihr das Mscpt. zum 1. Band des Attischen Museum noch vor Weynachten in Euren Händen haben werdet.

Und nun, liebster Heinrich, liebste Lotte, gehabt Euch wohl, Meine Herzenskinder! Und der Allmächtige Gott segne Euch und lasse Euch gedeihen wie Bäume die an Wasserbächen gepflanzt sind.

Eure liebenswürdige gute Mama und alle eure Geschwister umarmen Euch mit innigster Liebe. Die ganz Kleinen Karl und Mine*) sagen, ihr seyd spazieren gegangen und stehen in stündlicher Erwartung, daß Ihr wieder nach Hause kommen werdet. Aber Louise**) erkundigt sich täglich, wo Ihr nur seyet, und versinkt dann mit ernstem Gesicht in staunendes Erwarten der Dinge die da kommen sollen.

Unsere zärtlichsten Grüße an Mama, an Tante und an den lieben Mon frère, dessen persönliche Bekanntschaft nicht zu machen, mir sehr nahe geht. Aber was ihm selbst das Zuträglichste und Heilsamste ist, geht allem andern vor.

Empfehlt mich auch dem H. Rathsherr Füesli, an welchen ich, so Gott will und meinem eignen guten Willen nichts in den Weg kommt, gelegentlich selbst zu schreiben gedenke.

Nochmahls, meine Lieben, lebet wohl und liebet

Euern zärtlichen getreuen Vater

Wieland.

W., den 17. August 95.

2.

Weimar d. 14. September 95.

Eure sämmtlichen Briefe, Mein geliebtester Sohn, (von welchen wir den von Mama Geßner und von Lotten dd. 23. und 26. August heute vor 8 Tagen erhalten) haben unsre aller Herzen mit Freude erfüllt. Gelobet sey die alles gutmachende Vorsehung! Ihr seyd glücklich, und werdets bleiben so lange Ihr Eure Glückseligkeit in eurer Liebe und Eintracht, in fröhlicher Ausübung euerer Pflichten, in Mäßigung und Zufriedenheit mit euerm Lose auf dieser Welt setzen werdet, und das ist, ich bin es

*) Wilhelmine Schorcht, Wielands Enkelin.

**) Wielands jüngste Tochter, ohne Zweifel dieselbe, die Kleist 1803 geliebt haben soll.

gewiß, euer ganzes Leben lang. — Wie innigst hat uns die schöne Ergießung des vortrefflichen Herzens euerer Mutter in Ihrem Briefe an mich gerührt. O Meine Lotte wie glücklich bist Du, durch die Liebe Deines Geßners die Tochter einer solchen Mutter geworden zu seyn! Die lebhafte Darstellung der Scenen eueres Wiedersehens zu Eglisau, und der ersten seligen Tage die Ihr unter den Flügeln des Geßnerischen Schwans in Zürich zusammen lebtet, hat uns beynahe zu Augenzeugen und unmittelbaren Theilnehmern euerer Freuden gemacht. Welch eine reine und unerschöpfliche Quelle des süßesten Wonnegefühls strömt Euch, Dir, Mein liebster Heinrich und Deiner Lotte schon allein in dem seligen Gedanken, daß eine so vortreffliche Mutter sich durch Euch und in Euch glücklich fühlt — und in einem solchen Grade, daß es auch fremden Augen sichtbar wird! Liebe Lotte, küsse Deiner gütigen Mama in meinem Nahmen die Hand, danke Ihr für das unendliche Vergnügen, so mir und Deiner Mama in Weimar Ihr Brief geschenkt hat, und bitte Sie mir zu verzeihen, daß ich meine Antwort noch aufschieben muß. Du weißt, daß ich nur wenige Zeit zum Briefe schreiben habe, und daß auch dies wenige, tausendfältiger Unterbrechungen und Abhaltungen wegen nicht immer in meiner Gewalt bleibt. Geduldet Euch also, Meine Lieben, noch eine kleine Weile, und begnügt Euch einsweilen damit, daß wir mit Gedanken und Herzen immer bey Euch sind und uns über die Behendigkeit freuen, womit wir die Zeit, die uns noch von Euch trennt, davonfliegen sehen.

Nun wieder ein Paar Worte mit Euch, lieber Sohn Heinrich. Ich würde auch diesen Brief noch nicht geschrieben, sondern vorher auf Eure Antwort auf meinen letzten gewartet haben, wenn ich mich nicht eines Auftrags von Hrn. Kamerherrn von Einsiedl entledigen müßte, der Euch freundschaftlichst grüßt, und außer der Anfrage „ob Euch seine an Euch addressierten Briefe an Frau v. Berlepsch*) richtig zugekommen?" noch eine Bitte zu thun hat, deren Gewährung er von Eurer Freundschaft für ihn hoffet. Sie besteht darin: Ihr möchtet so gütig seyn, und ihm, d. i. Mir zu seinen Handen baldmöglichst durch die Post unter meiner Adresse eine Probe (etwa einen halben Bogen) von dem besten Schweizerpapier in Klein-Folioformat, nebst Meldung des Preises zu überschicken. Er ist gesonnen eine kleine Anleitung zum Gesang mit dazu gehörigen in Kupfer gestochnen Exempeln auf eigne Kosten herauszugeben, und das Werkchen in Klein Folio auf so schönes Schweizer Papier als zu bekommen ist, drucken und stechen zu lassen. Ich ersuch Euch also gar angelegentlich, ihm diesen kleinen Liebesdienst zu erweisen und mir sobald nur immer möglich die verlangte Probe zu schicken, und zugleich zu melden, wie hoch der Ballen von solchem Papier in euerm Gelde zu stehen kommt. Auch die Herzogin-Mutter bittet, Ihr möchtet so gut sein Euch des Versprechens zu erinnern, so Ihr derselben gegeben habt, Ihr des sogenannten Englischen Füßlis Werk oder Werklein über die Mahlerey (oder wie der Titel heißt) zu communiciren — weil sie mit Ungeduld darnach verlangt. Sie ist Eure große Freundin und erkundiget sich fleißig nach Euch und Lotten.

Von eurem Bruder Ludwig erhalten wir sowohl durch Briefe als durch Reisende die vergnüglichsten Nachrichten. Auch er gedenkt Eurer immer mit herzlicher Liebe und empfiehlt Euch sein Andenken.

Dies, liebste Kinder, thun auch alle eure liebenden Geschwister. Wir haben seit dem 1. September das herrlichste Wetter und wahre goldene Tage. Täglich hört man in meinem Hause ausrufen: O warum hatten wir nicht solches Wetter als unser Geßner und unsre Lotte bey uns waren!

---

*) Die bekannte Vorleserin.

Dr. Huschke ist an den versprochnen Aufsatz wegen Lottens Sanitäts Umständen wider erinnert worden, und wird hoffentlich nicht lange mehr säumen. Er hat freylich viel zu thun, und ist diese Zeit her fleißig — abwesend gewesen; denn er hat (wie die Maus in Göthens D. Faust) Lieb im Leibe, und wird sich nächstens mit einem wackern Landmädchen, ich weiß nicht welches Pfarrers Tochter, verheirathen. Das giebt dann freylich Zerstreuungen, comme vous scavez.

Vergeßt nicht, uns auch, so oft Ihr schreibt, Politische Neuigkeiten zu schreiben. Die Franzosen sind über den Rhein gegangen und haben Düsseldorf besetzt. Auch an Euern Grenzen sieht es nun sehr kriegerisch aus, und der Friede entfernt sich, wie es scheint, immer weiter von uns. Aber aus unsern Herzen soll er sich nicht entfernen!

Grüßet in meinem Nahmen alles was sich meiner erinnert — in specie den Hrn. Chorherrn Steinbrüchel, für dessen Aussöhnung mit unsrer lieben Mama ich beyden Theilen herzlich danke.

Ihr wißt ein für allemahl, daß Eure Weimarische Mama keine Briefe schreibt, weil alles was ich Euch schreibe, auch aus ihrer Seele geschrieben ist. Sie umarmt und segnet euch, geliebte Kinder, mit mir und durch mich

Euern getreuen Vater Wieland.

3.

W. d. 5. Decemb. 1796.

Liebster Geßner!

Ohne einen neuen Brief von Ihnen abwarten zu können, sehe ich mich durch einen Antrag von Hrn. Schlegel, dem Unternehmer einer neuen metrischen Uebersetzung der sämmtl. dramatischen Werke Shakespears, veranlaßt, die Uebersendung desselben mit einigen Zeilen zu begleiten.

Herr Schlegel ist ein Mann von Geist, Talenten und großer Stärke in der Englisch. Sprache und Litteratur, und hat den Shakespear seit mehreren Jahren zu seinem besondern Studio gemacht. Dafür, daß er dem Unternehmen gewachsen ist, glaube ich stehen zu können.

Aber ob unsre dermahligen Deutschen für den Werth und die Vorzüge einer Uebersetzung, die das Original Sheakspears auch in Rücksicht auf die versifizirten Stücke und Scenen darstelle, so viel Sinn haben werden, um die neue Schlegel'sche so theuer zu bezahlen, als sie werden müßte, wenn sie zierlich auf gutem Papier gedruckt würde, und Ihr zugleich jedes Schauspiel (deren in Summa 36 sind) mit 150 Rthl. Leipz. Courant bezahlen müßtet, ist eine andere Frage.

Ich habe vor etlich und dreißig Jahren für die von mir übersetzten 8 Bände von den damahligen Inhabern Ihrer Societätshandlung 800 F. bekommen. Herr Schlegel verlangt für jeden Band 450 rthl. i. e. 675 fl. L. Cour. also für 8 Bände 5400 F., welche netto 4600 F. mehr ist als ich bekam.*) Ueberschlagen Sie nun mit Ihren Herrn Associés wie hoch Ihnen der Verlag eines so theuren Manuscripts (wovon das ganze à 36 Stücken ein honorar von 8000 Frcs. betragen wird) zu stehen käme, und wie wahrscheinlich es ist, daß Sie Ihre Kosten mit einem mäßigen Profit herausbringen würden, und melden Mir sodann so bald wie möglich den Entschluß Ihrer Societät. Denn Herr Schlegel ist, wie alle unsre Autoren, ein wenig pressiert. Uebrigens zweifle ich nicht, daß Hr. Schlegel in Deutschland mehr als einen Verleger finden würde, der ihm

*) Diese Zahlen sind auf dem Originalbriefe mehrfach durchstrichen und korrigiert. Wieland schreibt daher zwischen den Zeilen: „P. S. Ihr seht, daß ich heute nicht zum Calculieren aufgelegt bin."

das verlangte honorar bezahlen würde; auch ist es in Rücksicht der auf eine so schwere Arbeit zu verwendenden Zeit und Mühe, in der That nicht zu viel, und der Uebersetzer verdient doch nicht viel mehr dabei als daß er gerade so lange diese Arbeit dauert, à son aise leben kann. Bey dem allem werden Sie 1000 Exemplare um einen hohen Preis verkaufen müssen, um nur Ihre Unkosten herauszukriegen, und wer könnte Ihnen dafür stehen?

Hr. Eschenberg hat sich gegen Hrn. Schlegel erklärt, daß er auf keine neue Auflage seiner Uebersetzung Anspruch mache, und sich mit Sheakespearn nicht weiter abzugeben gedenke. Ein gleiches muß auch ich erklären. Ich bin bereits mühselig und beladen genug, und will Gott danken, wenn ich noch lange genug lebe und bey Kräften bin, alles das zu prästieren, was das nöthigste zu thun ist. Von dieser Seite steht also nichts im Wege, und es kommt bloß darauf an, ob Ihre Handlung die Schlegelsche Entreprise risquieren will oder nicht?

Der 2. Heft des Att. Mus ist nun in Ihren Händen. Sie werden über die unmenschliche Gelehrsamkeit der Noten unsres Freundes Böttiger*) ein wenig erschrocken seyn. Ich habe ihm aber fürs Künftige das Handwerk niedergelegt, und er soll uns, wenn er in der Folge wieder etwas beytragen sollte, seine unerschöpflichen Collectaneen ein wenig sparsamer zumessen. Inzwischen bitte ich Sie meinen Verehrten und geliebten Freund den Hrn. Chorherrn Hottinger in meinem Nahmen recht herzlich zu grüßen, Mich bestens zu entschuldigen, daß ich Ihm — in dem Drang von Arbeiten und Abhaltungen worin ich dermahlen lebe, noch nicht selbst schreiben kann, und ihn (mit gehöriger Bescheidenheit) an sein freundschaftliches Versprechen, thätigen Antheil am Att. Mus. zu nehmen, falls es dessen, des erinnerns wohl bedarf zu erinnern. Es vergeht kein Tag, Ihr Lieben allesammt, daß wir nicht mit Geist und Herz mitten unter Euch sind, an Euch denken, von Euch uns besprechen, und Gelübde für Euch, besonders für die liebe Lotte (die mir und uns allen gar sehr am Herzen liegt) zum Himmel schicken. Wir sind alle wohl, auch Mama, deren Augen bey dem Gebrauch des ihr sehr wohlthätigen Sälbchens (que vous scavez) schon viel besser worden sind, und ihren angebornen Glanz wieder bekommen. Aber eben darum bitten wir gar sehr, bey nächster Gelegenheit, da Ihr mir oder dem Industrie Comtoir etwas zu schicken habt ein paar Schächtelchen oder Büchschen von dieser Wundersalbe beyzupacken.

Der schändliche Zauderer Cyliax, der Buchbinder verspricht heilig die Bände für unsern Hottinger in dieser Woche zu liefern und mit diesen sollen dann auch die Mscpt. der Herrn Du Vau und Lutkemüller an C. L. abgehen. Adieu, Ihr lieben Herzen alle. — Tausendmahl tausend Grüße und Segenswünsche von Mama und uns allen. Luisgen empfiehlt sich auch und bittet ihre liebe Babette besonders in ihrem Nahmen zu grüßen. Gelegenheitl. auch unser Kompliment an die gute runde Dame Frey**) — und vorzüglich an die Amtm. Heideggerische Familie — und an jedermann der unsrer im Besten gedenkt. Hier ein Brieflein von Reinhold. Adie, lieber Sohn Heinrich! Gott stärke Euch und eure liebe Lotte in der Stunde der Anfechtung und schenke Euch große Freude! Adieu, und eine herzliche Umarmung

W. den 5. December 96. von Eurem liebenden Vater

In sehr flüchtiger Eile. Wieland.

---

*) Karl August Böttiger (1760—1835), damals Konsistorialrath und Direktor des Gymnasiums in Weimar. Wie er 1797—1809 fast alleiniger Herausgeber des „Neuen Teutschen Merkur" war, zu dem Wieland nur den Namen lieh, so war er auch Hauptmitarbeiter des „Attischen Museums".

**) In deren Haus wohnte Familie Wieland während ihres Aufenthaltes in Zürich.

4.

Oßmanstätt d. 5. October 1798.

Liebster Sohn,

Wie ungern ich mich auch entschließe, Euch irgend eine Art von Ungelegenheit zu machen, so kann ich doch dem Ueberbringer dieses seine Bitte um eine kleine Adresse und Empfehlung an Euch, schlechterdings nicht abschlagen. Er nennt sich Lacher, ist aus Kempten gebürtig, und hat seit Jahr und Tag die Philosophie bei Fichte in Jena studirt oder studieren wollen, wie wohl speculieren und an den Fingern kauen seine Sache ganz und gar nicht ist. Davon wird Euch sein erster Anblick überzeugen. Ich interessierte mich als er mich zum ersten Mahl besuchte, gleich in der ersten Viertelstunde sehr für ihn, denn nie in meinem Leben sah ich einen zugleich so kunstlosen und rohen, und so liebenswürdigen, unverdorbenen, kraft und muthvollen, vielsprechenden Naturmenschen wie diesen Jüngling. Kurz er ist ein außerordentlicher Mensch voll noch unangebauter Kräfte und Fähigkeiten, aber doch vorzüglich (wie ich mit Herdern und und andern Menschenkennern überzeugt bin) recht von der Natur dazu gemacht, den Weg der Buonaparte, Hoche, Moreau, Joubert rc. rc. zu gehen, und seynen freyen muthigen und unternehmenden Genius in einem großen Kreise oder gefahrvollen Kampfplatz herumzutummeln. In Deutschland und in der ganzen übrigen alten Welt ist kein Platz für ihn; er muß ein französischer Bürger werden, oder aus der Welt hinaus; denn die französische Republik allein kann Seinesgleichen brauchen, und sie ist auch in der Lage seines gleichen (die sehr dünne gesät sind) zu bedürfen. Er ist ein Republikaner mit Leib und Seele und bereit, sich der Großen Nazion mit Leib und Seele hinzugeben. Das Glück hat nichts, aber die Natur desto mehr für ihn gethan, und ich bin gewiß, jeder Helvetier oder Franke, der sich auf Anlagen in einem jungen Menschen versteht, wird das, was ich von ihm sage, in ihm erkennen und seinem schwärmerischen Triebe zu allem was das Edelste und Größte in der Menschheit ist und seinem brennenden Verlangen in eine diesem seinem Naturtrieb angemessene Laufbahn gesetzt zu werden, beförderl. seyn.

Alles nun, bester Geßner, warum ich Euch bitte ist, diesem ohnehin sich gleich beym ersten Anblick selbst empfehlenden Jüngling, so viel an Euch liegt, baldige Gelegenheit zu verschaffen, einem französischen Geschäftsmann oder bedeutenden Kriegsbefehlhaber (etwa dem General Schaumburg selbst) empfohlen zu werden. — Ihm in seinem Vorhaben mit Eurem Rath zu dienen, und ihm (wenn es ohne eure Ungelegenheit geschehen kann) auch Addressen nach Lucern zu geben, die ihm Zutritt bey Ochs und La Harpe oder andern Männern, durch die er weiter an die Behörde nach Paris spedirt werden könne, verschaffen wollten. Kurz, helft ihm, so weit Ihr es ohne euch im mindesten zu praejudicieren oder zu compromittieren thun könnt, daß er seinen großen Zweck, zu irgend einem großen Mann in der französ. Republik Zutritt zu erhalten, erreiche. Er kann zwar NB. dato noch nichts als Deutsch; aber dies ist, denke ich, vor der Hand kein Hinderniß; und mit seiner Fähigkeit und seinem Eifer wird er bald genug so viel französisch gelernt haben, als er je gebrauchen wird.

Gestern Abend erst habe ich Euern Brief vom 19. Septemb. erhalten, weil er einige Tage in Weimar liegen geblieben ist. Ich habe keine Zeit mehr, etwas darauf zu antworten, denn Lacher pressirt seine Abreise. Also nur Eins. Wenn es möglich ist, daß die dermahlige Helvetische Regierung sich vor Gott, Welt und Nachwelt darüber einigen kann, „daß es wirklich nothwendig und unvermeidlich gewesen sey, die Unterwaldner rc. mit Gewalt zu nöthigen hereinzukommen, und ihrer angewohnten alten Manier

frey und gleich zu seyn zu entsagen und sich in den neuen französischen Modell der Einen und Untheilbaren Helvetischen Rebublik gießen zu lassen, wiewohl sie dazu, ganz und gar nicht taugen. Wenn sage ich, dies möglich ist, oder Euer Direktorium wenigstens beweisen kann, daß es alles mögliche versucht habe, den Gen. Schauenburg von diesem abscheulichen Angriff zurückzuhalten und den Ländlern die Erlaubniß, nach Ihrer Art frey zu seyn und dennoch mit der Neuhelvetischen Republik im alt Eidgenössischen Bunde zu verbleiben, von den Franzosen zu verschaffen — So würde es sehr wohl gethan sein, wenn dies in einem kleinen, für den Merkur bestimmten Aufsatz, etwa von dem Minister Stapfer, oder einem andern Manne, der schreiben kann, bewerkstelligt würde. Der Ruhm Eurer Republik macht einen solchen Schritt schlechterdings nothwendig.

Tausend zärtliche Grüße und Umarmungen, l. Sohn u. l. Tochter, von uns allen. Gott gebe unsrer theuren Lotte bald eine leichte und fröhliche Stunde! Adieu l. K.

Euer ganz eigener Fr. u. V.

Wieland.

5.

(Undatirt Ende October 1797.)

Mein liebster Geßner,

Vor allen Dingen, Glück und Segen zu eurem zweiten Sohn, den ich seines Christ-katholischen Vordernahmens wegen als meinen Pathen betrachte und mir in dieser Rücksicht alle meine jura in bester Form reserviert haben will. *)

Wollte Gott, wir lebten in Otaheiti! Da brauchte es um einen solchen neuen Ankömmling auf sein ganzes Leben zu versorgen, nichts mehr als ein Paar Brodtfrucht-Bäume für ihn zu pflanzen. Bey uns reicht eine Hüfe Landes kaum hin, und obendrein muß man seinen Buben noch zum Bauer erziehn, wenn sie ihm was helfen soll. — Doch Dominus providebit!

Wir haben, l. Heinrich, seit Jahr und Tag beynahe bloß und allein über die verschiedenen Symptotomatischen Zufälle und kritischen Tage euerer todschwachen und, wie ich besorge, unheilbaren Helvetischen Republik korrespondirt. Ich bin dessen nachgerade überdrüssig, zumahl da ich, primo, nicht helfen kann, wenn ich auch der erste Politische Doktor oder Quacksalber von Europa wäre, und zweytens, weil ich alle Neuigkeiten, die Ihr mir berichtet, gewöhnlich in der allgemeinen Zeitung oder andere dergl. öffentlichen Blättern schon gelesen habe. Lassen wir also vor der Hand die Politica ruhen, und besprechen uns bloß über unsre eigenen nächsten Angelegenheiten. Ich danke Euch, lieber Sohn, für den umständlichen Bericht, den Ihr mir über eure neue Associazion mit Grunern **) habt geben wollen. Wenn die neue, wiewohl noch unbefiederte Helvetische Republik (trotz ihrem jämmerlichen Finanz- und Kriegs-Etat, ihren vielen Departemens und Distrikten, ungeheuren Ausgaben und weder liquiden noch zunehmenden Einnahmen) Wurzeln fassen, bestehen und zu Kräften kommen sollte (welches ich nicht glaube, da mir sogar der Bestand der großen Mutter-Republik leider! noch sehr problematisch zu seyn scheint) so würden die verbundenen Typografen der Republik, vorausgesetzt daß sie von der Signoria immer prompt und richtig bezahlt werden sich vermuthlich ganz

*) Christian Heinrich Geßner, nachmals Landschreiber und Gatte einer Tochter des Schweizer „Spinnerkönigs“ Kunz.

**) Bergdirektor in Bern.

leidlich dabey stehen. Wir haben also wenigstens alle Ursache, Eurer guten Republik, wie der sterbende Frà Paolo Sarpi seiner lieben Venezia, zuzurufen: esto perpetua!

Indessen möchte doch gut sein, an Eure Buchhändlerische Geschäfte und Projekte wieder mit einigem Eifer zu denken, wozu auch das beyliegende Briefgen von Böttiger freundlich und ernst auffordert; und weßwegen ich umso mehr wünsche, daß Eure Neue arrangements und Einrichtungen in Lucern recht bald und glücklich zu Stande kommen mögen. Leid thut mirs, daß ich nicht umhin kann, Euch beygelegtes Anliegen des armen Teufels Göpferdt in Jena (der mit seinen Finanzen nicht weniger brouilliert ist als Eure Republik und wir alle) vor Augen zu legen. Hätte mich mein ökonomisches Bauwesen (Scheune, Ställe, Remisen, Verwalters- und Gesinde-Stuben, Milchkammer, Keller u. s. w.) nebst andern zur Verbesserung meines Gutes nöthigen Operazionen, in diesem Jahre nicht schon baare 3000 Thaler gekostet, so würde ich Euch, l. G. weder mit Göpferdts gegenwärtigem, noch meinem eigenen Anliegen für künftiges Jahr, geplagt haben. Aber ich kann Göpferdten zu gefallen mich nicht selbst in Verlegenheit setzen. Im künftigen Jahr habe ich noch einen harten Stand vor mir, wobey auch darauf gerechnet ist, daß Ihr (wenn Ihr es, wie ich hoffe, möglich machen könnt) mir durch Wolfen in Leipzig gleich nach der Messe abermahls 1000 fl. und im October oder November noch 500 fl. also in Allem 150 Carolinen auszahlen zu lassen die Gefälligkeit haben werdet. Es schmerzt mich im Herzen, daß ich Euch, anstatt daß ich Euch so gerne auf alle nur ersinnliche Art beförderlich sein möchte, mit einem solchen Ansinnen lästig seyn muß, zumahl da der Debit des Attischen Museums unsern Hoffnungen nicht entspricht. Aber es heißt, der Herr bedarfs. Hätte ich beim Ankauf meiner Villa bloß auf meine eigene Bequemlichkeit und Convenienz sehen wollen, so konnte ich mich auf Haus und Garten zu Oßmanstätt einschränken und aller weitern Sorgen quitt und ledig sein. Aber Gott weiß, daß ich, waß ich that, um des gemeinen Bestens meiner Familie, besonders der vielen noch unversorgten, gethan habe. Ein Landgut muß eine gewisse Größe und eine gute Proporzion zwischen Feldern, Wiesen und Waldung haben, wenn es einer vortheilhaften Benutzung fähig sein soll. Ich fand mich also genöthigt, entweder meinen ganzen künftigen Lebens-Plan aufzugeben, oder ich mußte mich entschließen, im Ankauf des einzigen Landgutes, das unter mehreren noch immer das Schiklichste für mich war,- über mein wirkliches Vermögen hinauszugehen, und bey Berechnung der Art und Weise, wie ich es nach und nach ganz Schuldenfrey machen könnte, auch auf den einten oder andern glücklichen Zufall, besonders auf die Hoffnung, daß ich noch mehrere Jahre leben werde zu rechnen. Täuscht mich diese letzte Hoffnung nicht, so kann ich ziemlich sicher sein, das alles gut gehen wird; nur muß ich alle Stränge anziehen, und so viele Ressourcen als nur immer möglich sind, fließend zu machen suchen.

Eine derselben ist nun auch die vorhabende allgemeine Ausgabe meiner sämmtl. Uebersetzungen, d. i. vors erste des Lucians, Horaz, und Aristofanes. Wenn ich bloß und allein meine Jahre bedenke, so ist offenbar, daß ich keine Zeit zu verlieren habe. Die Jahre fliegen gar schnell vorbey, und wenn man 65 auf dem Rücken hat, muß man das, was gethan werden soll, nicht in's Weite hinaus schieben. Indessen ist dieses nur Entreprise von Bedeutung, die von allen Seiten wohl überlegt werden muß, und in die man sich nicht eher einlassen kann, bis man Grund sieht und des Erfolges gewiß ist. Es kommen nehmlich vor allen Dingen die im Wege stehenden Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten in Betracht, welche gehoben sein müssen, bevor man sich in Etwas einlassen kann . . .

(Ich halte nichts auf geglätteten Papier, weil man nicht darauf schreiben kann, und gleichwohl ein Buch ohne alle Druckfehler, und wo es also nichts zu corrigieren

giebt, ein Nonsens ist. Ich würde zu recht feinen und weißen ungeglättetem Papier rathen, und zweifle nicht, das Publikum wird meiner Meinung seyn.)

Eure Versetzung nach Lucern hat meinen völligen Beyfall, den einzigen Umstand ausgenommen, daß ich besorge, die gute Mama werde sich mit der Tante allein im Hause gar zu einsam finden und die Beschwerde des zunehmenden Alters, von allen ihren Kindern verlassen, lebhafter und drückender fühlen. Wenn Ihr Euch Alle mit allen euren Wurzeln und Fasern von Zürich losreißen könntet, das wäre wohl das Beste. Ich stelle mir Lucern als einen angenehmen Ort vor. Als der Sitz der Helvetischen Regierung muß es sehr lebhaft werden. Wenn sich nur erst euer Corps legislatif von allen den groborganisirten, grobpassionirten, und mit ihrem mäßigen Antheil grob-gesponnenen Bon-sens nicht ausreichenden Mitgliedern, die, wie es scheint, izt die große Majorität ausmachen, gereinigt haben wird! Besonders erfreulich ist mir, daß Ihr mit den Direktoren Le Grand und La Harpe so wohl steht, und daß Lotte einige ihrer liebsten Freundinnen in Lucern wieder finden wird.

Vom Helvetischen Volksblatt habe ich Nro. 3 bis 5 inclus, hingegen Nro. 1 und 2 nicht bekommen. Der Republikaner kommt auch unordentlich. Unlängst habe ich die Blätter vom 1. bis 8. October erhalten. Ist H. H. Füßli, von dem die Bemerkungen in Nro. 4 des Volksblatts sind, nicht der ehemalige Obmann? — Was ist er itzt? Bekleidet er kein öffentliches Amt? — Ich dächte, er und seinesgleichen sollten Eurem Senat sehr wohl anstehen; Er war zwar ehemals von der Oligarchie (wie ihrs jetzt nennt) aber er ist klug, wie die Schlangen, und weiß sich in die Zeit zu schicken. Doch sollte michs wundern, wenn vor lauter Helvetischer Treuherzigkeit Niemand gemerkt haben sollte, daß es mit dem 8 § seiner Bemerkungen nicht recht just ist. Der feine Matois hat darin, durch die scheinbare Wendung, als ob er einen popularen Einwurf beantworten wolle, Mittel gefunden, eurer Neuen Konstituzion sehr unangenehme Wahrheiten (gegen die Er wenigstens nichts zu sagen hat) unter die Nase zu sagen. — —

Es sieht trüb in der Welt aus, und vorzüglich bei Euch. Was geschehen ist, ist geschehen, und kann nun nicht wieder ungeschehen gemacht werden. Ihr seyd nun einmahl à la Merci der französischen Gewalthaber. Der Himmel wende Alles zum Besten!

Mögen wir von Euch, lieben Kinder, immer so gute und fröhliche Nachrichten erhalten, wie Zeit her! — Wir sind hier zu Lande ohne Sorge für unsre Ruhe. Ob mit hinlänglichem Grunde, ist eine Frage, die kein Sterblicher beantworten kann. Adieu, Mein liebster Geßner. Tausend Segenswünsche für Euch und eure Lotte und eure lieben Kleinen, von Mir und Mamma. Wir alle umarmen Euch mit ewiger Liebe und Treue Lebet wohl! Lebenslang.

Euer guter Vater
Wieland.

6.

(Undatirt. Anfang Januar 1801.)

. . . Louis ist vor drey Wochen nach Frankfurt. Ich habe aber seitdem weder eine Zeile von seiner Hand, noch die mindeste Nachricht, ob er bereits zu Euch nach Bern abgegangen ist, oder wozu er sich sonst entschlossen hat.

In diesen terminis lag die Sache, lieber Heinrich, als ich euren letzten Brief vom 11. Dezember erhielt.

Ich ersehe daraus 1) daß Ihr und meine liebe Lotte Euch von dem erwarteten Besuch und Aufenthalt eures Bruders Ludewig viel angenehmes versprecht und seiner Ankunft mit Ungeduld entgegensehet; und 2) daß Ihr ernstlich gesonnen seyd, Eure Buchhandlung wieder mit Thätigkeit zu betreiben, und daß Ihr zu diesem Ende einiges bereits unternommen habt, und Mehreres noch zu unternehmen entschlossen seyd, wovon Ihr Euch (den Frieden in Deutschland und die Ruhe in Helvezien vorausgesetzt) mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit einen guten Erfolg versprechen könnt. Alles dies, l. Sohn, ist mir sehr angenehm zu vernehmen; nur bedaure ich, daß meine ältern Verhältniße mit Weidmanns und mit Göschen mich in die Unmöglichkeit setzen (zumahl da ich mich bereits im 68sten Jahre befinde) Euch mit etwas anderm, als allenfalls mit Fortsetzung des Att. Museums zu unterstützen — jedoch auch das letztere nur unter der unnachläßigen Bedingung, daß 1) das Honorar für das 3. Heft des III. Bandes in nächstkommender Leipz. Ostermesse durch Herrn Wolf unfehlbar bezahlt, und, wofern das Werk continuiren und jährlich ein Band (d. i. 3 Hefte) vom Att. Mus. geliefert werden soll, das Honorar allezeit in den zwey Terminen, der Leipz. Oster- und Michälis-Messe pünktlich entrichtet werde; weil doch das Meiste durch Mitarbeiter geschehen muß, die ich um so weniger auf die Vergütung ihrer Zeit und Arbeit warten lassen kann, da es Männer von vorzüglichem und entschiedenem Talent und Ansehen unter den Griechisch-Gelehrten sind. Was nun euern Schwager Louis betrifft, so muß ich zu dem, was ich oben bereits von ihm gesagt habe und was eben nicht zu seinem Ruhm gereicht, zur Steuer der Wahrheit hinzuthun: daß er ein junger Mann von Kopf, von sehr gebildetem Verstand, hellem und scharfen Blick, und von mancherley Kenntnissen im filosofischen und historischen Fach rc. ist. Ich zweifle also keineswegs, daß er auf der einen Seite durch die eiserne Nothwendigkeit für sich selbst zu sorgen und sein Brot verdienen zu müssen und wofern auf der andern Seite, ihm nur eine seinen Kräften und Fähigkeiten angemessene bestimmte Beschäftigung angewiesen werden könnte, unfehlbar von seiner bisherigen leichtsinnigen, sorglosen und ohne bestimmten Zweck geführten Lebensart gar bald zurückkommen und ein brauchbares Subjekt werden würde. Ob sich nun hiezu bey Euch ein Ausweg finden könnte, käme allenfalls auf eine Probe an. Vor allen Dingen wird sich also fragen, ob Ihr, lieber Heinrich, entweder für Euch selbst einen nützlichen Gebrauch von ihm werdet machen oder, wofern dies nicht wäre, ihm etwa durch Eure Conexionen irgend einen Platz, wobey er seinen Unterhalt für den Anfang auch nur nothdürftig sich erwerben möchte, werdet verschaffen können? Denn, ich muß es wiederhohlen, auf mich, dessen Nachsicht und Güte er seit mehreren Jahren, auf eine unverantwortliche Weise mißbraucht und getäuscht hat, kann und soll er sich weiter keine Rechnung machen. Drey bis vierhundert Gulden, sind die äusserste und letzte Summe, womit ich ihn noch unterstützen kann; aber auch dies vermag ich nicht durch baare Auslage meiner Kasse, sondern nur in sofern es Euch, l. Geßner, möglich ist, ihm die besagte Summe zu seinem Unterhalt (so weit sie reichen mag) vorzuschießen und mir auf Abschlag meines Guthabens bey Euch (wovon sogleich die Rede sein soll) in Rechnung zu bringen. Anders kann ich ihm nicht helfen; und wenn ihm auch kein andrer Ausweg übrig bliebe, als das trockne Brod mit Holzhacken zu verdienen, so wär es nicht mehr als was er durch seinen bisher unheilbaren und in seinen und meinen (ihm wohlbekannten) Umständen unverantwortlichen Leichtsinn dreyfach verschuldet hat. Ich habe Euch bereits gemeldet, daß ich seit mehr als 3 Wochen nichts von ihm weiß. Ist er noch nicht bei Euch angelangt, so kommt es darauf an, ob Euch die Bedingung unter welcher ich meine Einstimmung zu seiner Reise nach Bern gegeben habe, anständig ist oder nicht? Im einten und im andern Fall bitte ich Euch, unverzüglich an ihn zu schreiben, ob er

kommen soll oder nicht. Falls er noch zu Frankfurt ist, so ist seine Adresse: à Mr. Louis Wieland, chez. Mr. Francois Brentano, Negociant, à Frankfurt sur le Mayn.

Und so viel für diesmahl von diesem nicht zum Trost meines Alters gebohrenen — Sohn.

Nun, mein lieber Heinrich, auch eine nicht länger zu verschiebende Antwort auf Euer Ansuchen um bestimmte Auskunft wie wir seit unsrer letzten Abrechnung vom 6. Dezember 1797 gegen einander stehen. Eure Forderung bestand damahls, laut Eurer specificirten Rechnung in 714 fl. 30 kr. Die Meinige belief sich auf 3084 fl. 15 kr. Pr. Saldo behielt ich also auf neue Rechnung gut: 2369 fl. 40 kr. . . .

7.

Oßmanstätt d. 26. Januar 1801.

Mein lieber Sohn Geßner,

Euere Depeschen vom 7. Januar sind mir dießmahl 8 Tage später zugekommen als euer letzter Brief vom 11. December wie wohl Ihr beide über Nürnberg habt laufen lassen.

Ihr habt nun inzwischen auch meinen ersten Brief von diesem Jahr erhalten, und Ihr hättet ihn nicht durch so langes Warten verdienen müssen, wenn Louis mich von seiner wirklichen Abreise von Frankfurt zu rechter Zeit (wie es seine Schuldigkeit war) benachrichtigt hätte. Vermuthlich verließ er sich darauf Hr. Franz Brentano werde es thun, es ist aber nicht geschehen.

Empfanget meinen herzlichen Dank, lieber Heinrich und liebe Lotte, für die liebreiche Aufnahme, die unser Louis bey Euch gefunden hat. Euer sehr günstiges Urtheil von ihm, habe ich mit großem Vergnügen gelesen, und will nicht zweifeln, er werde sichs angelegen seyn lassen, es durch sein ganzes Betragen in der Folge immer mehr zu rechtfertigen. Daß er sich unter euch Republikanern sehr gefallen werde, habe ich leicht voraus gesehen. Schon seit geraumer Zeit habe ich mich überzeugt, daß er nicht recht dazu tauge weder Diener noch Unterthan eines Fürsten zu seyn. Seine ganze Vorstellungsweise und seine ganze Sinnesart, nicht nur seine politischen Grundsätze, passen nirgends anders hin als in einen Freystaat, und zwar vorzüglich in einen, der erst im Werden ist; wo Menschen von Kopf, Besonnenheit und festem Karakter, Stoff, Gelegenheit und Anreitzung in Menge finden, sich in Thätigkeit zu setzen, und wo sie sich eher, als in einem schon fest bestehenden und in mechanischen Gang gebrachten Staat, versprechen können, zu einem edlen Zweck nicht vergebens zu arbeiten, zu kämpfen und alle ihre Kräfte anzustrengen. Es ist also nicht erst von gestern her etwas Ausgemachtes bey mir: wenn Louis nicht in Frankreich oder in Helvezien unterkommen kann, so bleibt ihm nichts übrig, als zu den Indianern in Canada auszuwandern.

Ihr könnt hieraus von Selbst abnehmen, lieber Heinrich, wie angenehm und erwünscht mir die Stelle eures letzten Briefes gewesen sey, wo Ihr mir sagt: „Es soll und wird nicht schwer fallen, dem Louis irgend eine Politische Laufbahn zu eröfnen, die damit anfängt, daß er in irgend einem ministeriellen Büreau oder dem der Vollziehung angestellt werden kann." Dies eben und nichts anders ist mein Wunsch; natürlich aber ist der andre Wunsch unzertrennlich damit verbunden, daß er Selbst den ernstlichen Willen habe, und allen möglichen Fleiß anwende, seine allgemeine Brauchbarkeit zu irgend einer (für den Anfang natürlicherweise noch subalternen) Stelle in eurer Republikanischen Diplomatie nunmehr auf Ort, Zeit und Umstände anwenden zu lernen und, mit Einem Wort, zu einem solchen employ, wie Ihr glaubt daß er in der Folge etwa erhalten könnte, sich aufs Beste zu qualificiren. Daß eure Republik nicht viel junge

Leute seines Alters habe, die ihn übertreffen oder ihm an allen Hauptrequisiten zu einem ächten, zuverlässigen und brauchbaren Republikaner nur gleichkommen sollten, halte ich für sehr wahrscheinlich: und daß sie besonders in der gegenwärtigen Lage, solcher rüstiger und determinirter junger Männer bedarf, ist mehr als zu gewiß. Also bin ich in der That nicht ohne Hoffnung, daß er auf diesem Wege bey Euch gedeihen könnte, wofern es ihm Ernst ist, und er sich vor allen Dingen durch ein kluges, gesetztes und vorsichtiges Betragen bey den Männern, die itzt an der Spitze euerer einen und untheilbaren Republick stehen und besonders auch bey dem französischen Minister, in Achtung und Zutrauen zu setzen beflissen seyn wird. Daß es nöthig ist, ihn sobald als möglich in eine bestimmte Laufbahn zu bringen, davon bin ich mit Ihnen vollkommen einstimmig. Je bälder Sie ihn also zu einem Bürger Ihrer neuen Republik machen können, desto lieber wird mirs seyn. Das Buchhändler Wesen habe ich für ihn immer für das allerschlechteste Pis-aller gehalten, wozu man nur schreiten müsse, wenn alle Stränge reißen. Falls also nur einige Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß er auf jenem Politischen Wege reussieren könne, so muß der Gedanke an die Buchhändlerey für immer aufgegeben werden. Indessen brauche ich Euch nicht zu sagen, daß es mit dem Ansuchen um eine Stelle, die für Louis taugt und für welche Er taugt, noch Zeit habe, bis er sich theils bey Euch hinlänglich orientirt und vorbereitet, theils Freunde und Gönner erworben haben wird, die ihn zu seinem Vorhaben förderlich sein können. Gut wäre es gleichwohl auf alle Fälle, wenn einige vorläufige Schritte gethan werden könnten, um das Terrain zu sondieren, und sich wenigstens gewiß zu machen, ob und was man sich zu dem guten Willen euerer Gewalthaber zu versehen habe.

Ich kann und mag nicht eher an Reinhard und an die Direktoren Zimmermann und Schmidt schreiben, bis Ihr mir genau meldet, wie unser Einer an diese Herren schreiben kann und muß; wie man sie titulirt und anredet, u. dergl. Auch würdet Ihr mir einen Gefallen erweisen, wenn Ihr mich mit dem Persönlichen der beiden Directoren Schmidt und Zimmermann näher bekannt machen wolltet — z. B. woher sie gebürtig? Was sie vor der Helvet. Revoluzion waren und trieben? wie alt sie sind? und dergl. An ganz unbekannte Leute zu schreiben, ist mir unangenehm. War nicht Zimmermann ein neveu des berühmten und berüchtigten Ritters Zimmermann in Hannover?

Soviel einsweilen über Louis und seine Angelegenheiten. Nun auch ein Paar Worte über eure neue Verlags Entreprise.

Sal. Geßners Briefwechsel mit seinem Sohn Konrad muß und wird gut aufgenommen werden, und Ihr werdet mich verbinden, l. Sohn, wenn Ihr mir, sobald ein halb Dutzend Bogen gedruckt sind ein Ex. davon zuschicken wollt. Aber ein Unternehmen von größerem Belang ist freylich die Fortsetzung und Vollendung der Prachtausgabe der Sämtl. Werke Eures unsterblichen Vaters. Nicht, als ob ich besorgte, die lange vieljährige Unterbrechung möchte auch hier so nachtheilig seyn, als sie es gewöhnlich bei ähnlichen Entreprisen ist. Dafür bürgt uns der Nahme Salomon Geßner! Nur dünkt mich sollte 1) der Zeitpunkt (auch selbst mit der Ankündigung) des völlig zu Stande gekommenen Friedens abgewartet werden. Bis dahin ist jedermann noch in einer Art von Suspension, in einer Unruhe und Ungewißheit, welche keine Gemüthsverfassung ist, worin man auf Werke von 5 Carolinen weder subscribiert noch pränumeriert. 2) weiß ich nicht, ob es rathsam ist, Hand ans Werk zu legen, bevor Ihr wenigstens Hundert sichere Subscribenten zum Voraus habt. Auf Pränumerazion im eigentlichen Verstand ist ohnehin nicht zu rechnen, sondern alles was Ihr erhalten könnt (und auch darauf ist sich nicht zu verlassen) ist, daß jedes Subscripzions-Exemplar bey der Ablieferung baar bezahlt wird. Ob Ihr in Leipzig Geld bekommen

könnt wird auf einen Versuch ankommen. Alles was ich davon weiß, ist, daß es unendlich schwer halten wird. Die Banquiers sind die Einzigen, an welche man sich wenden kann; und diese, wenn sie auch dazu zu bringen sind, lehnen kein Geld anders als um 6 pr. Cent und nicht länger als auf 2 bis 3 Monate aus. Wir wollen indessen sehen, was Wolf und Göschen ausrichten werden.

Mit der Ankündigung des 3ten und 4ten Bandes der Prachtausgabe im T. Merkur halte ich noch zurück, bis ich euere Antwort und Entschließung auf meinen gegenwärtigen Brief habe. Hoffentlich kommt der Friede indessen zu Stande. Glauben aber werde ich nicht eher, bis ich sehe und mit Händen greife, wie Sankt Thomas. Pitt wird Himmel und Hölle bewegen, um den Frieden mit Oestreich und Deutschland nicht zu Stande kommen zu lassen, und wer kann wissen, was Paul I. noch für eine Partey nehmen wird? Die neue Gestalt welche Deutschland durch Säkularisazionen und Vertheilung bekommen soll, macht das Friedensgeschäft schwierig und weitläufig; Pitt gewinnt dadurch Zeit und ich besorge daher noch immer daß der Friede, woran itzt gearbeitet wird, nicht mehr Bestand haben werde, als der von Campo Formio. Der Himmel gebe, daß meine Kleingläubigkeit zu Schanden werde! Aber bis wir das Friedensfest begangen haben werden, wollen wir wenigstens keine großen Unternehmungen wagen.

Mit Wolfen*) werde ich mich nächstens in Korrespondenz setzen. Das 3te St. vom 3ten Bande des Att. Museums kommt auf Ostern gewiß. Was sodann weiter damit zu machen ist, wird die Zeit lehren.

Wegen alles übrigen beziehe ich mich auf mein letztes. Dieser Winter giebt den Aerzten viel zu schaffen; und in Weimar war oder ist beynahe jedermann krank. Aber wir Oßmanstätter halten uns tapfer und befinden uns alle, Alt und Jung, Menschen und Vieh so wohl als es unsre Freunde nur wünschen können. Ein besserer Jahrgang als die zwey letztern sollte uns übrigens sehr willkommen seyn; zumahl da ich wegen Verbesserung meines Gutes noch immer in Auslage bin.

Was mir Louis von dem Wohlbefinden Unsrer braven Lotte und von euern kernhaften Buben schreibt macht mir große Freude. Gott erhalte Euch alle und laß es Euch wohl gehen in euerm wills Gott! wieder aus dem Moder der Revoluzion wieder auflebenden Vaterland!!

Und nun lebet wohl, liebster Geßner! Ich umarme Euch und meine innig geliebte Tochter und euere Kleinen, und empfehle Euch euren Bruder Ludewig bestens. Tausend herzliche Grüße und Segenswünsche von Mama und Geschwistern an Euch alle. Adieu.

Ewig
Euer getreuer Vater
Wieland.

N. S.

Dem versprochenen Werke von Kuhn (von welchem ich auch mehr personelles wissen möchte) sehe ich mit Ungeduld entgegen; denn Eure Republik interessirt mich mehr als jehmals.

Was ich von Eures Vaters Briefwechsel in Händen habe, soll nicht vergessen werden, und bey Gelegenheit wieder zu Euch zurückkehren.

A propos, Wie geht es dem ci-devant Bürgermstr. Wyß? Lebt Meine alte Freundin, die Statthalterin Hirzel, geb. Lochmann in Zürich noch?

Lavaters endliches Schicksal war so höchst traurig, daß die Nachricht von seiner

---

*) Buchhändler und Geßners Kommissionär in Leipzig.

Erlösung von allem Uebel mir vielmehr erfreulich als schmerzl. gewesen ist.*) Es war also sein Loos, bis ans Ende ein paradigma von Jesu Christo zu sein? — wie ers immer wünschte und suchte. Es finden sich immer Mittel zu werden was man ernstlich sein will. Mit J. C. war es ja eben so.

8.

Oßmanstätt den 2. März 1801.

Hier, mein lieber Sohn Heinrich, die Empfehlungsschreiben an die Vollzieh. Räthe S. (Schmid) und Z. (Zimmermann), von welchen Ihr, wie es scheint eine bessere Wirkung zu Gunsten unsres Louis erwartet als ich mir vorstellen kann. Das Gewisseste bei der Sache ist, daß Ihr mir einen sehr großen wesentlichen Dienst geleistet haben würdet, wenn Ihr Eurem Bruder Louis durch euern Credit einen (wenn gleich nur temporellen) Secretairs-Posten in einem Bureau eurer Regierung verschaffen könntet, wenn es auch nur mit einer Besoldung von 50 oder 60 Louisd'or wäre. Der Hauptpunkt ist, daß er eine fixe, seine ganze Aufmerksamkeit occupierende, und mit einer gewissen Responsabilität verbundene Beschäftigung erhalte; sind auch noch so viel emolumente damit verbunden, daß er alles Nothwendige in seiner gegenwärtigen Lage davon bestreiten kann, so wäre es keine geringe Erleichterung für mich und Euch, und also desto besser. Mich verlangt sehr, was dieses Projekt für einen Erfolg haben wird. Jetzt kommt mir das Alles noch wie ein Traum vor. Louis schrieb mir letzthin: er glaube eine recommendation an den franz. Minister könnte ihm, in den dermahligen Conjunkturen eher nachtheilig als nützlich sein. Vor der Hand ist dies auch meine Meinung, und so habe ich das Schreiben an R. (Reinhard) noch aufgeschoben. Die versprochne Schrift von Kuhn erwarte ich mit Sehnsucht; sie sollte nun bald anlangen, wie wohl bei der zeitherigen Witterung die Wege von Bern bis hieher großentheils fast gar nicht praktikabel seyn mögen. Ich tappe in Ansehung der gegenwärtigen Lage der Einen und unzertrennten Helvetischen Republik in einem dicken Nebel. So viel ich indessen vermuthen kann, ist eure innere Disharmonie und die engbrüstige Denk- und Sinnesart der großen Majorität eueres Volkes sowohl als seiner Repräsentanten und Regenten dermahlen euer ärgste Feind. Bonaparte hat euch in seinem Friedenstrakte mit dem Hause Oesterreich die Unabhängigkeit und das Recht, euch nach eigenem Belieben zu constituiren, zugesichert; aber so lange der Parthey- und Factions-Teufel sein Wesen unter Euch hat, und so lange der alte Gemein- und Biedersinn, der die Helvezier einst in Europa respectabel machte, nicht unter Euch von den Todten auferweckt wird, wird euch dies Recht wenig helfen. Ich sehe nur einen Weg, wie der Helvet. Republik zu helfen wäre. Eine gute, eurem Bedürfniß angemessene Constituzion zu entwerfen, kann und muß das Werk eines Einzigen hellen, gesunden, die Schweitz genau kennenden, patriotischen und keiner Parthei zugeschwornen Kopfes seyn. Ich kenne nur Einen, der (wenn ich nicht sehr irre) dies alles ist — den Verfasser der Geschichte der Eidgenossen**) — oder ist Einer vorhanden, der zu diesem Werke noch besser geeigenschaftet ist, so muß es diesem aufgetragen werden. Ist dieser Entwurf so beschaffen, daß sein Verfasser überzeugt ist, er müsse den Beyfall aller Vernünftigen und Wohldenkenden Menschen in Europa haben, dann theilt ihn dem ersten Konsul in Paris mit und wenn auch der damit zufrieden ist, so bittet ihn, euere

*) Er war kurz zuvor (2. Januar 1801) an den Folgen eines 1799 beim Einzug der Franzosen in Zürich erhaltenen Schusses nach langen Leiden gestorben.

**) Johannes von Müller.

Patrioten und Nicht-Patrioten zu nöthigen herein zu kommen. Die Meisten haben nicht Sinn (bonam mentem) genug, das Beste für Alle zu wählen; sie müssen dazu genöthiget, es muß ihnen aufgedrungen werden, oder es wird nichts daraus — Louis wird vermuthlich den Kopf bey dieser meiner Behauptung schütteln: aber laßt ihn nur noch wenige Jahre unter den Menschen leben, und er wird meiner Meinung seyn. Hat einst eine ächt republikanische Erziehung der Jugend in ganz Helvezien Platz gegriffen, dann wird die Liebe zur Constitution (wenn diese gut ist) von selbst kommen, und die neue Generazion wird der Verfassung, die ihren Vätern aufgedrungen worden war, mit Leib und Seele anhangen. Voila un beau rêve! —

Aber vor 3 Jahren träumte ich auch, die Franzosen sollten Bonaparte zum Diktator machen und Siehe! Mein Traum ist in Erfüllung gegangen. Er hat sich zwar Selbst dazu gemacht; aber die Nazion sieht und greift mit Händen, daß sie wohl dabei fährt und betet ihn nun als ihren Schutzgott an — was er auch ist. Wollte Gott, Ihr hättet einen Mann wie Er unter Euch; eure Sachen sollten bald anders stehen!

Mit Einrückung der bewußten Ankündigung der zu vollendenden Prachtausgabe der Werke eures S. Vaters in den Merkur halte ich noch zurück, bis Ihr, l. Heinrich, mir nochmahls Ordre dazu gebt — weil ich glaube, man müsse erst den gegenwärtigen Zeitpunkt, da aller Menschen Augen, Sinn und Herz einzig und allein auf die im Werk begriffene allgemeine Pacification gerichtet sind, vorüber gehen lassen. Ein paar Monate früher oder später kann in der Art, wie eine solche Ankündigung vom Publico aufgenommen wird, einen großen Unterschied machen. Ist es überall Friede, dann läßt sich alles wieder unternehmen, was nur in friedsamen Zeiten gedeihen kann.

Für die eingesandte Obligazion pr. 2000 fl. danke ich Euch lieber Sohn. Die darin bemerkte Zins-Zeit (Mitte des Novembers) ist mir ganz recht, und Ihr könnt es damit nach Eurer Konvenienz halten. Der Rest wird durch Eure Gegenrechnung (zumahl wenn Ihr nicht vergessen wollt, mir die in einem meiner letzten Briefe verlangte Fortsetzung der Bibliothek universelle des Romans und das übrige, was ich damals noch bestellt habe, und noch ferner zu bestellen gedenke, zu verschaffen) beträchtlich vermindert werden, und über dies geht auch, so lange Louis kein Einkommen hat, alles was Ihr ihm zu seinen Bedürfnissen fournirt, auf meine Rechnung. Es macht mich sehr glücklich, daß Ihr so wohl mit ihm zufrieden seyd. Alles vergangene Unangenehme will ich gern auf ewig vergessen, wenn er (wie ich nicht zweifle) so fortfährt wie er bei Euch angefangen hat. Ermahnt ihn nur fleißig und (damit er viel schreiben könne) mit kleinen Buchstaben und engen Zeilen zu schreiben. — Ich umarme meine Lotte, Euch lieber Heinrich und euere wackern jungen Patrioten mit inniger Liebe — Tausend Grüße von Mama und Geschwistern. Lebet wohl.

Meldet mir doch, wie ichs anfangen muß, um meine Briefe an Euch, so weit als möglich, frey zu machen.

VI.

C. M. Wieland an Charlotte Geßner, geb. Wieland.

1.

Weimar, d. 24. August 1795.

Meine geliebteste Tochter,

Wir haben seit eurer Abreise zwey Briefchen von Deinem lieben Mann erhalten, eines von Schmalkalden und das andere von Würzburg aus geschrieben, worin uns von dem guten Fortgang eurer Reise und besonders von Deinem Wohlbefinden die tröstlichsten Versicherungen gegeben wurden. Diesen Morgen hofften wir (wie man alles was man wünscht gar zu gerne hofft) eine gleichmäßige Depesche von Stuttgart aus zu erhalten: aber der Postillon brachte uns leider! Nichts, und wir müssen uns also bis Morgen Abend gedulden, wo es wenigstens möglich ist daß die Reichspost uns etwas von Euch bringen kann.

Unsrer Rechnung nach müßt Ihr, lieben Kinder, nun bereits seit einigen Tagen in Zürich angelangt sein, wo Ihr hoffentlich eure liebenswürdige Mutter und die ganze kleine Familie so wohl angetroffen habt und so freundlich von ihnen empfangen seyd, wie wir uns dieses vorstellen können, und jenes herzlich wünschen. Eure Freude ist auch die unsrige, da wir im Geist immer bei Euch sind, und die innigste Theilnehmung an Euch und allem was Euch angeht, nun das Einzige ist, was uns euren Verlust ersetzen muß, und was uns, trotz der weiten Entfernung mit Euch in Verbindung erhält.

Bald nach Eurer Ankunft in Zürich muß ein Brief von mir an unsern liebsten Geßner angelangt seyn — oder vielmehr, wenn ich recht kalkuliere, so kann dieser Brief nicht wohl eher als gestern oder heute in eure Hände gekommen seyn. Er enthält zugleich einen wundervollen Brief von dem unaussprechlichen und unbegreiflichen Baggesen, und verschiedenes, worauf ich, sobald es seyn kann, eine Antwort gewärtige.

Von Dir Selbst, liebste Lotte, wünsche ich mit ehestem eine etwas umständliche Nachricht zu erhalten, wie Du Dir in Deinem neuen Stand und Vaterlande gefällst, wie Du aufgenommen wirst und wie Du angewohnst. Ich müßte mich indessen mächtig irren, oder Du wirst mir über dieses alles nichts als angenehme Berichte zu erstatten haben.

Hier ist Geßner noch nicht vergessen. Er hat bey allen, die ihn näher oder entfernter kennen gelernt haben, ohne Ausnahme, einen uneingeschränkten Beyfall erhalten, und alle Lippen sind seines Lobes voll. Wenn Du in Zürich so allgemein gefielest als Geßner in Weimar gefallen hat, so bliebe mir über diesen Artikel nichts zu wünschen übrig. Aber freylich ists mit Dir ein ganz andrer Casus, und es ist kaum zu erwarten, daß Du von vielen, zumahl von allen, welche sich einige Rechnung Deine Stelle einzunehmen machen konnten, oder doch machen zu können glaubten, nicht mit scheelen Augen angesehen werden solltest. Indessen wird sich auch dies mit der Zeit geben, und ich zweifle nicht, daß Dein sanftes Wesen, und ein sich selbst immer gleich bleibendes, bescheidenes, gefälliges und anspruchloses Betragen, mit so viel Selbstgefühl, als nöthig, verbunden, über lang oder kurz eine gute Wirkung thun, und alle, denen Du zu gefallen wünschen kannst, zu Deinen Freunden machen werde.

Von Deinem guten Bruder Ludewig habe ich heute wieder einen Brief aus Kiel erhalten, worin er sich Deiner und Deines Geßners mit vieler Liebe erinnert und auch

in Euren Herzen zu leben wünscht. Ich bin sehr mit ihm zufrieden, und alles was mir Reinhold und Sofie von ihm schreiben, bestättigt mich in der Hoffnung, daß er meinen Namen mit Ehre führen, ein sehr vorzüglicher und brauchbarer Mann und eine künftige Stütze meiner Familie, wenn ich selbst nichts mehr für sie thun kann, werden wird. Die Freude, die ich an ihm und meinen beiden Schwiegersöhnen habe, wird aber, aller Wahrscheinlichkeit nach, auch zu Verlängerung meines Lebens nicht wenig beytragen. Die Mama befindet sich wohl. Eben dasselbe wird Dir Deine Schwester Amalie auch von sich selbst, von Caroline und allen den übrigen berichten. Wir sind vergnügt und leben in unsrer gewohnten Eintracht und gegenseitigen Liebe und gleichen sanften Gemüthsstimmung beysammen wie die lieben Engelein im Himmel. Könnten wir Dich und unsern lieben Geßner noch bey uns haben, so wäre schwerlich eine glückseligere Familie auf der Welt.

Du erhältst hier, liebe Tochter, ein gewaltig dickes Päckgen Briefe an die Dame von Berlepsch. Sie sind alle, wie Du aus dem Siegel schon gesehen haben wirst, von der Herzogin Amalia. Fr. v. Berlepsch hatte sie um Empfehlungsbriefe nach Italien gebeten und zugleich ersucht, ihr solche unter der Adresse der Frau Rathsherrin Geßner nach Zürich zu schicken. Nun hat die Herzogin in der Unschuld ihrer Seele das Vertrauen zu mir, daß sie diese Briefe nicht sicherer bestellen könne als durch mich — ohne daran zu denken, daß sie uns dadurch in den Fall setzt das Postgeld für ihre Briefe zu bezahlen. Doch das ist am Ende eine Kleinigkeit, woraus man sich, wenn man die Ehre hat mit den Großen dieser Erde faufiliert zu seyn, nichts machen muß. Also seyd so gut und behaltet diese Briefe in eurer Verwahrung bis Frau v. B. kommt sie bei Euch abzuholen, oder Euch schreibt, wohin Ihr sie ihr schicken sollt. Ohne Zweifel wird sie aber in eigner Person bey Euch erscheinen.

Und nun liebe Kinder, gehabt Euch wohl und Gott sey mit Euch. Die Mama umarmt Euch von Herzen — Alle eure Geschwister empfehlen sich eurem Andenken. Lebt wol, Meine Lieben! Wir sehen einer Nachricht von eurem Befinden mit Ungeduld entgegen.

Mille tendres compliments
à Maman Gessner et à l'ami
Mon frère.

Dein getreuer Vater
Wieland.

2.

Meine liebste Tochter Charlotte.

Ich sollte Dir von Rechts wegen auf 2 schöne Briefe antworten; aber du kennst meine Lage und bist zufrieden (wie Du immer ein gutes genügsames Mädchen gewesen bist) wenn ich Dir nur wenigstens auf Dein letztes vom 1. dieses Jahres ein Paar Worte sage. Der Hauptinhalt desselben, worin sich Dein Herz in so schöne, dankbare Empfindungen, edle Vorsätze und liebevolle Wünsche ergießt, hat mich innigst gerührt. Du bist ganz nach Deinem Herzen glücklich, da Du nicht nur die Empfänglichkeit hast, glücklich gemacht zu werden, sondern Dein höchstes Glück darin findest, ganz für diejenigen zu leben, mit welchen der Himmel dich so eng verbunden hat. Gott segne und belohne Dich für alle Freude und Wonne, die Du durch Deine Sinnesart, Deine Unschuld, Herzensgüte und Munterkeit in Erfüllung der süßen Pflichten Deines neuen Standes Mir und Deiner Mutter machst! — belohne Dich durch Erfüllung aller guten Wünsche Deines liebenden Herzens, und durch den Segen, den er zu Deinem Bestreben immer gut zu seyn und immer in allem Guten zu wachsen, geben wird! Die Zeit, da

wir Augenzeugen Deiner häuslichen Glückseligkeit seyn, Dich und unsern so herzlich geliebten Heinrich Geßner wiedersehen, und des Glücks mit Deiner vortreflichen zweiten Mutter und den übrigen Gliedern der in ihrer Art einzigen Geßnerschen Familie und gleichsam als Glieder derselben einige Monate zu leben, — diese selige Zeit rückt nun unvermerkt immer näher, und wird mich, in Rücksicht meiner Geschäfte nur zu bald überraschen. Deine Vermuthung eines frühzeitigen Frühlings wird auch von hiesigen Wetterkennern wahrscheinlich befunden; und so könnt es leicht geschehen, daß wir noch bei Euch die Rosen blühen sehen und die Nachtigallen schlagen hören könnten. Denn hoffentlich giebt es auch Nachtigallen im Sihlwalde. — Ich habe der lieben Geßner-Mama nicht die Hälfte des Dankgefühls ausdrücken können, wovon mich der liebenswürdige Eifer, womit Sie Sich angelegen seyn ließ uns eine angenehme ländliche Wohnung ausfindig zu machen, durchdrungen hat. Gewiß werden wir goldene Tage bey Euch leben, und ich müßte mich sehr irren, wenn diese Reise nicht mein Daseyn in dieser Welt (welches durch meine geliebten Kinder und Freunde und durch Deine nie genug zu liebende Mutter so viel Interesse für mich behält) um einige Jahre verlängern sollte. Ich bin bisher sehr gut durch den Winter gekommen, und Meine Augen (an denen ich vor einigen Wochen ziemlich gelitten) sind auch wieder so, daß ich sie fleißig brauchen kann, ohne mich incomodirt zu finden; außer daß mein Gesicht immer kürzer wird. Die gute Mama, die nun in ihrem 50sten ist, hat freylich dies und das zu überstehen; indessen geht es doch im Ganzen noch leidlich genug; sie ist immer munter und thätig, immer sich selbst gleich, und da sie bloß für uns lebt, so scheint sie, so wie Sie Sich selbst in allem nie in Anschlag bringt, auch ihrer körperlichen Beschwerden zu vergessen, so lange sie nicht dadurch in ihrem kleinen Wirkungskreise gehindert wird. Ich bin überzeugt, die Reise und der Aufenthalt in der Schweitz und in der Geßnerschen Idyllenwelt wird sie wieder neu aufleben machen, und zu ihrem Wohlbefinden mehr beytragen als alle Aerzte und Apotheker in der Welt zu thun vermöchten.

Dein Bruder Karl ist über dem letzten Feste, etwa 14 Tage lang bey uns gewesen. Er wird bei seiner neuen Lebensart groß und stark, findet immer mehr Belieben daran, führt sich sehr gut auf, und empfiehlt sich Deinem und Deines l. Mannes Andenken aufs Beste.

Ludwig wird euch nächstens selbst schreiben, wenn es nicht bereits geschehen ist. Reinhold ist äußerst mit ihm zufrieden, und kann uns sein gesetztes Wesen, seinen Verstand und Fleiß und sein gutes Betragen nicht genug anpreisen. Reinhold und Sofie gefallen sich noch immer gar sehr in ihrem neuen Vaterland und sind nebst ihren Kindern wohl und glücklich. Sofie schreibt mir viel Gutes von Dame Baggesen, und gewiß würde sie, ihren Anlagen nach, mit einem verständig gesetzten Mann, der ihr Feuer, anstatt immer wie ein Sturmwind hinein zu blasen, zu mildern gewußt hätte, ein herrliches Weib geworden sein. Nun wird sie wahrscheinlich durch Trübsal und Leiden ins Reich Gottes eingehen.

Alle Deine übrigen Geschwister befinden sich wohl, freuen Sich Deines Glücks und Deiner Liebe zu Ihnen, und umarmen Dich herzl. Louise spricht schon viel von ihrer Reise zu Dir, und wird sich dereinst mächtig wundern, daß die Welt so groß ist.

Wie gerne ich auch noch länger mit Dir schwatzen möchte, holdes liebes Geßner Weibchen, so muß ich doch aufhören, wenn die Post nicht versäumt werden soll; denn Grisel *) klappert schon mit den Tellern. Die Mama fühlt und denkt aus meiner Seele,

---

*) Wahrscheinlich Wielands jüngster Wilhelm oder eine seiner Enkelinnen, Amalie oder Wilhelmine Schorcht.

und schreibt durch Meine Hand. Du hast ihr heute einen sehr frohen Tag gemacht, und sie dankt Dir herzl. dafür. Wir beiden umarmen und segnen Dich mit unserm besten Segen, welchen Gott in vollem Maß erfüllen wolle. Lebe wohl liebe liebe liebe Geßnerin!

Weimar den 11. Januar 1796. W.

Daß die Seidenhosen Handstrümpfe der ganzen lieben Geßner Familie Spaß gemacht haben, war uns sehr angenehm zu vernehmen. Man muß so unsäglich gut und herzlich sein, wie Ihr alle seyd, um sogar auf eine solche Kleinigkeit, weil sie von uns kommen, einen Werth zu legen. Sage der lieben Tante und dem braven Mon frère — der mir ja nicht vor der Zeit davon laufen soll! — recht viel schönes in Unserm Nahmen! Adieu.

3.

Oßmanstätt, den 23. März 1800.

Liebste Tochter!

Die Wiederherstellung einer sichern und öftern Korrespondenz zwischen uns ist eine der süßesten Früchte, die mir der Friede tragen wird, dem Wir alle mit so herzlicher Sehnsucht entgegen sehen, und der, schon so nahe und fast gewiß geglaubt, und abermahls leider einen neuen Feldzug, einem vielleicht alle vorhergehenden an gegenseitigen Anstrengungen übertreffenden Kampf auf Tod und Leben, weichen muß. Ich eile, den Versuch zu machen, ob meine gegenwärtige Antwort auf Deinen Brief vom 9. März noch einen Weg durch Schwaben bis zu Dir l. Lotte finden werde, ehe er durch die Kriegsoperazionen wieder gesperrt wird.

Ich habe in diesem laufenden Jahre 2 Briefe an Deinen lieben Mann geschrieben; den ersten übernahm mein wackrer Freund Dr. Zwingli (aus Zürich) durch einen sichern Weg in eure Hände zu bringen; den andern, der eine Antwort auf den Brief Deines Geßners vom 27. Februar enthielt, habe ich vor 10 oder 12 Tagen den gewöhnlichen ordentlichen Postweg laufen lassen, und hoffe daß er Euch zugekommen ist. Damit ich dessen aber gewiß sei, wiederhohle ich meine letztmahlige Bitte, daß entweder Du selbst oder Heinrich mir (wofern es nicht schon geschehen ist) ohne Aufschub schreiben sollt, ob Ihr meinen in der Mitte dieses Monats abgegangenen Brief erhalten habt oder nicht? — Lieb wäre mirs, wenn Du, nach Empfang des Gegenwärtigen, dasselbe thätest und mir sogleich davon Nachricht gäbest. Das einzige Mittel wodurch doch zuweilen ein Brief von Euch an Uns, oder von Uns an Euch gelangen kann, ist dieses, daß wir nie müde werden, es immer wieder zu versuchen. Mir ist eingefallen, ob Mad. Reinhard (deren Bekanntschaft ich Dir so viel möglich und schicklich ist zu kultivieren rathe) nicht als Vermittlerin unseres Briefwechsels zu benutzen sein könnte? Ich sollte meinen, es werde Ihr an gutem Willen dazu nicht fehlen, da sie eine Tochter von Reimarus ist, der mein Nahme nicht unbekannt sein kann, und da überdies ihr Gemahl (wie ich versichert worden bin) etwas auf mir hält und sich also ein Vergnügen daraus machen wird, mir, wo er kann, eine Gefälligkeit zu erweisen.

Die wiederhohlte Versicherung, daß Du und Dein guter braver Geßner und eure kleine Familie Euch, trotz der unruhigen und fatalen Lage der Dinge in euerm unglücklichen Vaterlande gesund und leidlich wohl befindet (ich brauche diesen seltsamen Ausdruck, um nicht leidlich übel zu sagen) gibt uns gerade so viel Trost und Beruhigung als nöthig ist, damit unsre herzliche Theilnehmung an Euch uns nicht zuweilen ganz zu Boden drücke. Denn daß es euch, unter solchen Umständen, wirklich wohl seyn

könnte, ist so viel unmöglich; ich wenigstens kenne kaum einen fatalern Zustand als das unaufhörliche Schweben und Schwanken zwischen Angst und zwischen Hoffen. Bey dem allen ist es noch glücklich für Deinen Mann, daß es ihm erlaubt ist und bleibt, sich in seine Berufsgeschäfte einzuschränken und in eurem politischen Unwesen (den kein Gemeinwesen ist es wahrlich nicht!) keine active Rolle zu spielen.

Was ist aus dem vormahligen Minister Stapfer geworden? Oder bekleidet er etwa diesen Posten noch izt? Wie geht es den HH. Usteri und Escher? Ich verlange nicht, daß Ihr mir politische Lieder singen sollt; ich wünsche nur zu wissen, wie es diesen 3 Männern (für die ich mich interessiere, weil ich ihnen redliche Vaterlandsliebe zutraue) dermahlen geht.

Die Finanzumstände eurer — Republik (daß Gott erbarm!) sind, laut den öffentlichen Blättern so miserabel, daß ich nicht ohne Grund besorge, die Buchdruckerey derselben werde nicht viel richtiger bezahlt werden als andere Institute und Erfordernisse des Staats. Wie ist es damit?

Ich mache mir selbst oft die bittersten Vorwürfe, daß ich während dieser ganzen Umwälzungs-Periode der Schweitz kein einzigmahl an meine geliebte, so herzlich geliebte und verehrte Schwester, Deine Frau Schwiegermutter, geschrieben habe: und doch bin ich mir bewußt, daß nichts als die Innigkeit meiner Theilnehmung an allen den harten Trübsalen und Leiden, die noch in ihrem Alter über Sie kommen mußten, Schuld daran ist. Wie oft hab ich ihr nicht schreiben wollen? Aber so oft ich die Feder ansetzen wollte, fiel sie mir vor Wehmuth wieder aus den Händen, und ich mußte mich mit dem Gedanken an Sie mit Gewalt losreißen, um nicht von meinem Gefühl erdrückt zu werden. Ein anderes wäre es gewesen, wenn ich Ihr und der guten Tante einen Zufluchtsort in Oßmanstätt hätte anbieten dürfen; aber da ich voraus wußte, daß sie durch ihr Haus und alle ihre Verhältnisse an Zürich gefesselt war, so wäre es unschicklich gewesen eines solchen Gedankens nur zu erwähnen; und da ich sonst nichts für sie zu thun vermochte, so konnt ich nicht über mein Herz bringen Personen, die mich so sehr interessierten meine Theilnehmung durch bloße leere Worte zu zeigen. Dies, liebe Lotte, ist die wahre Ursache, warum ich nicht an Deine Fr. Schwiegermutter geschrieben habe, und nicht eher werde schreiben können, bis Alles bey euch wieder in einer leidlichen Ordnung ist.

Wir haben einen längern und kältern Winter gehabt, als der von 1799 war; und noch izt liegt überall Schnee und es friert in jeder Nacht. Gebe der Himmel, daß Lalande zu Paris,*) der den Parisern für den April eine desto mildere Witterung verspricht, auch uns möge wahrgesagt haben! Indessen befinden wir uns alle sehr wohl, und ich insonderheit erfahre auch in diesem Jahre (welches mein 67stes ist) daß der bloße Aufenthalt auf dem Lande mir alle Aerzte und Apotheker unnöthig macht.

Wie wohl es unsrer jungen Frau in Weimar ergeht, wirst Du aus diesem ihrem Briefe ersehen.**) Er hatte ein versiegeltes Couvert, aber weil das Format zu groß war, brach ich ihn auf und lege ihn ohne Couvert und Siegel bei. Du wirst also so gut sein, und Dir, wenn Du etwa Julchen wieder schreibst, nichts davon merken lassen, daß ich ihren Brief aufgemacht und nicht nur gelesen, sondern sogar mit einer Anmerkung versehen habe.

Mit Politicis ist uns (wie ich Geßnern schon mehrmals gesagt habe) wenig gedient. Hingegen würdest Du uns großes Vergnügen machen, wenn Du uns recht viel von

---

*) Der berühmte Vater von Kleists Pariser Freundin, Madame Le Français.

**) Julie Wieland hatte sich kurz zuvor mit dem Weimarischen Kammerrat Karl Stichling vermählt.

Deinem häuslichen Leben, von Deinen drey kleinen Schweizern, von der jetzigen Lebensart in Bern überhaupt, und von den Personen, mit denen Du en liaison bist, schreiben und hierüber ein wenig mehr ins detail giengest. Was Du mir von Madame R. (Reinhart) Nacktheit meldest, hat mich surprenniert, weil ich einer Tochter von Reimarus nicht zugetraut hätte, daß sie eine so ausschweifende Pariser-Mode nach Helvezien zu versetzen sich kein Bedenken machen würde. Da ich mir wirklich von dem, was Du unter dieser Nacktheit verstehst, keinen rechten Begriff machen kann, so wünsche ich, daß Du, eine Freundin oder ein guter Freund, welche zeichnen können, haben möchtest, und mit ihren Beistand mir eine leicht getuschte Zeichnung von dem Costum der Mad. R. verschaffen könntest. Du würdest uns allen einen großen Spaß dadurch machen.

Sage Deinem l. Geßner, das Blättchen von Böttigern für den B. Hoffmann habe sich nicht wieder gefunden; dies sollte ihn aber ja nicht abhalten, uns so bald nur immer möglich eine Probe der versprochnen Beyträge zum Merkur einzusenden.

So viel für diesmahl, liebe gute Lotte! Möchte ich Dich mit Deinem lieben Kleinen auf den Arm nur wenigstens in einem freundlichen Traume sehen können! Tausend zärtliche Umarmungen von Mama und Deinen Schwestern. Alle empfehlen sich Deinem Andenken und freuen sich auf ein dereinstiges frohes Wiedersehen. Gott segne Dich und alles was zu Deinem lieben Ich gehört! Lebe wohl!

D. L. V.
Wieland.

4.

Oßmanstätt, d. 8. August 1800.

Liebe Charlotte,

Dein sehr willkommener Brief vom 18. July ist mir den 3. dieses richtig zugekommen. Da Du mir darin sagst, Dein l. Mann werde nächsten Posttag ebenfalls an mich schreiben, so wollte ich meine Antwort an Dich so lange aufschieben, bis ich Euch beiden zugleich schreiben könnte. Es ist aber nichts von ihm angelangt, und es bleibt, wie ich sehe, nach seiner gewohnten Weise, beym guten Willen, den ich denn auch (wie billig) so lang als es nur immer angehen will für die That selbst nehme.

Daß Du so selten etwas von uns zu sehen oder zu hören bekömmst, daran hat bloß der leidige Krieg die Schuld. Es vergeht selten ein Tag, ohne daß wir uns Deiner und unsres lieben Geßners und unsrer unvergeßlichen Frau Rathsherrin in herzlicher Liebe und nicht ohne Wehmuth und Bekümmerniß über alles was Ihr seit 3 Jahren ausgestanden habt erinnern — aber eure Revoluzion und alle Uebel, die ihr auf dem Fuß nachgefolgt sind, haben mir diese, einst so angenehme Erinnerungen so sehr verbittert, daß es mich wirklich ungemein schwer ankommt in die Schweitz zu schreiben, so lange euer Schicksal noch so unentschieden ist und ihr von allen Seiten mit Gefahren und Nöthen umfangen seyd, denen ich nicht abhelfen kann. Sollte die Hoffnung des Friedens, die uns schon so oft getäuscht hat, endlich einmahl realisirt werden (welches nicht geschehen wird, so lange Pitt es zu hindern vermag) so soll auch unsre Correspondenz wieder auf den alten Fuß hergestellt werden. Ich sehne mich unaussprechlich nach dem Zeitpunkt, wo ich wieder mit Ruhe und froher Theilnehmung an meine lieben Kinder und Freunde in Helvezien denken und schreiben kann. Es ist indessen sehr schön und edel von Dir, liebste Lotte, daß Du Dich in Deinen, mir immer so angenehmen Briefen nicht nur aller Klagen und kummerhaften Aeusserungen über Gegenwärtiges und Zukünftiges enthälst, sondern sogar jede Gelegenheit ergreifst, die wohlthätig täuschende Vorstellung in mir zu erwecken, als ob es Dir und den Deinigen in eurer dermahligen Lage ganz erträglich

gehe. Ich will es glauben weil ich nichts zu sehr wünsche; wiewohl ich nichts davon begreife wenn ich Euren jetzigen Zustand mit dem ehemahligen vergleiche. Indessen sehe ich doch wenigstens, daß die Gegenwart und der Einfluß eines so vortrefflichen und wohlgesinnten Mannes, wie der Minister Reinhard ist, sehr viel beytragen kann und wird, Euch das Gefühl des gegenwärtigen Ungemachs zu erleichtern und die Hoffnung bessrer Zeiten zu beleben. Gewiß wird er und (wie ich nicht zweifle) Bonaparte Selbst alles Mögliche beytragen, um eurer unter einem unglücklichen Gestirn entstandenen Einen und untheilbaren Republik zu einer vernünstigen Verfassung und dauerhaften Consistenz zu verhelfen; wiewohl dies eine schwere und in den nächsten zwanzig oder dreißig Jahren kaum mögliche Unternehmung ist. Denn die Hauptschwierigkeit liegt in der Natur eurer Revoluzion selbst. Alle ehemahligen Aristokratische Familien in Zürich, Bern, Lucern, Solothurn und Freyburg sind und bleiben **natürliche** und **unversöhnliche** Feinde der gegenwärtigen Ordnung der Dinge in Helvezien, und ihr würdet eben so leicht einen Mohren weiß waschen, als diese Leute, zumahl eure çi-devant Nobili di Berna einer Staatsveränderung, wobey sie so unendlich viel verloren haben, geneigt zu machen. Solche Wunden kann nur die Zeit wo nicht heilen, doch wenigstens schließen und vernarben. Uebrigens habe ich von dem, was dermahlen im Innersten eurer leidigen Republik vorgeht, von den wahren Triebfedern der vorgefallnen Veränderungen, und von dem was die Häupter euerer Fractionen wollen oder nicht wollen, schon seit geraumer Zeit keinen deutlichen Begriff. Schon lange höre ich nichts mehr von Usteri und Escher, die anfangs und eine Zeitlang eine so glänzende Rolle in eurer Revoluzion spielten und auch in Deutschland allgemein hoch geschätzt wurden. Da sich über alle diese Dinge nicht wohl schriftlich handeln läßt, so verlangt mich desto mehr nach irgend einem aus eurer Gegend kommenden, von allen wohl informirten Reisenden, der meine Wißbegierde stillen könnte. Dr. Zwingli wenigstens hat uns, da er zu Anfang dieses Jahres Weimar verließ, gewiße Hoffnung gemacht wieder zu kommen, und, da ich nicht zweifle, daß er Euch in Bern besucht haben wird, so sehe ich ihm mit desto größerer Ungeduld entgegen.

Schreibe mir doch auch ein Paar Worte, wie es der Familie Bondely geht, in deren Schoß Du ehmals so viele schöne Tage auf dem Lande gelebt hast. — Auch an den beiden Familien Bonstetten und Tscharner nehme ich noch, von alten Zeiten her, vielen Antheil und wünschte zu wissen, wie es um sie steht, und wie sie sich in die neue Ordnung oder Unordnung der Dinge schicken.

Eine solche Umwälzung, wie diejenige, wodurch die gute Schweitz auf den Kopf gestellt worden ist, ruinirt die Existenz aller Leute, die über 50 Jahre alt sind; denn sie zerreißt alle alten Verhältniße, und zerstört gewissermaßen die Personalität der Menschen, indem sie gezwungen sind, alles was ehmals war zu vergessen, und sich von lauter neuen Erscheinungen, an welche sie sich nicht mehr gewöhnen können, umgeben zu sehen. Ich begreife also nur gar zu wohl, daß Deine gute Schwiegermutter in Zürich, schon allein aus diesem Grunde, nicht glücklich seyn kann. Denke ich mir nun noch alle die Drangsale, so sie in den zwey letzten Kriegsjahren erlitten haben muß, hinzu, und daß der Krieg sowohl als die Revoluzion selbst ohne Zweifel die meisten (wo nicht alle) ehmahligen Quellen der Einnahme, wovon sie und die gute Tante lebten, ausgetrocknet haben muß, so überfällt mich ein so wehmüthig schmerzliches Gefühl, daß es mir unmöglich ist an sie zu schreiben, wenn ich ihr nicht zugleich einen Weg, ihren Zustand zu erleichtern, vorschlagen kann. Ich bin oft versucht gewesen, Sie recht dringend einzuladen, daß sie

sich zu mir nach Oßmanstätt retiriren und Ihr Leben bei uns, im Schoß einer Familie, wo sie wie eine Schwester und Mutter geliebt und geehrt werden sollte, zuzubringen und zu beschließen: aber, soft ich es thun wollte, hat mich der Gedanke, daß es ihr in allen den Verhältnißen, worin sie verwickelt ist, unmöglich seyn werde, Zürich zu verlassen, zurückgehalten. Schreibe mir doch offenherzig, was Du von der Sache denkst, und ob Du es für möglich hältst, daß sie sich von jenen Verhältnißen frey machen und für eine solche emigration auch nur einigermaßen arrangieren könnte? Wir, besonders ich, die Mama und Caroline Schorcht, wollten gewiß alles mögliche thun, ihr den ländlichen Aufenthalt bey uns wo nicht angenehm, doch viel weniger langweilig und unangenehm zu machen, als ihr unter den dermahligen Umständen der Aufenthalt in Zürich seyn muß. Wohlfeiler könnte sie auch nirgends leben; denn Wohnung, Tisch, Holz u. dergl. sollte Sie gar nichts kosten, und über den Gedanken, uns lästig zu sein, dürfte Sie Sich wahrlich keinen Kummer machen; denn Sie würde uns nicht im geringsten incommodiren; vielmehr würden wir Sie als einen guten Genius betrachten, der Glück und Segen in unser Haus brächte. Wofern dieser Gedanke nur ein schöner Traum seyn sollte, so würde die Ursache wenigstens nicht auf unsrer Seite seyn; indessen begreife ich leicht, daß die Schwierigkeiten auf Ihrer Seite desto größer sind.

Schreibe mir auch ein Wort wie es um die gute Tante steht. Ich stelle mir die Noth der Zürchischen Rentiers nicht viel kleiner vor als der Parisischen. Die Zürcher Landleute sind von Franzosen, Russen und Oestereichern so scharf mitgenommen und ausgedrückt worden, daß sie schwerlich mehr etwas abzugeben haben. Wovon leben denn die guten Leute?

Wie es wohl unsrer ehmaligen Hauspatronin der wohlbeleibten Mad. Frey, während dieser betrübten Zeiten ergangen sein mag? Hast Du Dich nicht nach ihr erkundiget?

Vor allen aber interessiert mich der ehmahlige HE. Amtmann Heidegger und seine liebenswürdigen Töchter? Mich überfällt eine unfreywillige Angst indem ich mich nach ihnen erkundige; denn ich besorge nur zu sehr, Du werdest mir nichts tröstliches von ihnen zu sagen haben.

Indem ich mich für so manche andere bekümmere, kannst Du Dir leicht vorstellen, daß Ihr, lieben Kinder, mir vor allen übrigen am Herzen liegt. Ich denke öfters und für meine Gemüthsruhe nur zu oft, daran, wie es möglich sey, daß der gute Geßner mit allem seinem Fleiß und guten Willen bestehen könne, da die Finanzen eurer — Republik in so jämmerlichen Umständen sind, daß sie wahrscheinlich ihren Buchdrucker nicht ordentlicher wird bezahlen können, als ihre Räthe und Volksrepräsentanten. Ich wünschte sehr über diesen Punkt einiges Licht zu erhalten. Was mich indessen am meisten tröstet ist, daß ich, besonders aus dem Ton Deines letzten Briefes, mit ziemlicher Zuversicht glauben darf, daß Du mitten unter allen diesen Drangsalen Dein hübsches Köpfchen immer über dem Wasser erhalten hast, und Dich dadurch so wenig als möglich, im gegenwärtigen Genuß Deiner häuslichen und mütterlichen Glückseligkeit stören läßest. Gott erhalte Dir und Deinem rechtschaffnen Mann diesen besten und reinsten Lebensgenuß bis ins höchste Alter, und lasse euch an euern so hoffnungsvoll und Euch aufblühenden Kindern viele viele Freude erleben.

Mit uns, liebe Lotte, bleibt es noch immer beym Alten. Das Landleben schlägt uns allen, Alten und Jungen sehr wohl zu, und niemand verdient weniger an uns als Doktor und Apotheker. Uebrigens hat uns Mutter Natur in diesem Jahre sehr stiefmütterlich behandelt; denn es ist das dürreste Jahr, das selbst die ältesten Leute sich erlebt zu haben erinnern. Unsern Sommer erhielten wir im April pränumäriert; der May hingegen war kalt und trocken; den ganzen Junius und Julius über bis auf

diesen Tag herrschten kalte äusserst heftige Nord und Nordostwinde, und während aller dieser Zeit (in 16 Wochen) haben wir nur dreymahl Regen gehabt. Die Folgen einer solchen Witterung kannst Du Dir leicht vorstellen. Garten-Gewächse und die Sommerfrüchte sind in schlechtem Zustande, die Ernte unter dem mittelmäßigen, und der Mangel an Fütterung für das Vieh wird im nächsten Winter unsre meisten Landleute aufs äußerste bringen. So hat jedes überall seine Noth; und da uns Thüringen und Sachsen der Krieg verschont, so thut hingegen der Mangel an Regen bei uns ungefähr dieselbe Wirkung, als wenn ein Paar große Armeen unsre Fluren verheert und unsre Scheunen und Ställe ausgeleert hätten. In meinem großen Garten steht es indessen leidlich und wenn wir in den nächsten 8 Tagen noch einen ergiebigen Regen erhielten, so könnte uns wenigstens an einigen Artikel noch ziemlich dadurch geholfen werden. — So viel, liebe Tochter, für diesmahl. In kurzem sollst Du auch von einem Deiner Geschwister Briefe erhalten. Neues giebts bey uns nichts; aber ein großer Zuwachs an Vergnügen für mich und uns alle ist es, daß wir die Freude haben die liebenswürdige Enkelin der Fr. La Roche, Sophie Brentano,*) vielleicht auf etliche Wochen bei uns zu haben.

Von dem jungen wackren Schwärmer, nach welchem Du Dich erkundigest (er nennt sich Lachner) habe ich seitdem er uns verlassen hat, nichts erfahren können.**) Und nun meine beste Charlotte, lebe wohl! Tausend herzliche Grüße u. Umarmungen für Dich, u. Geßnern und eure lieben Kleinen, von Mama und Mir und allen Geschwistern. Adieu! D. g. V.

Wieland.

Schreibe mir doch gleich nach Empfang dieses Briefes, damit ich längstens binnen 4 Wochen gewiß sein könne, daß du ihn erhalten hast.

5.

Tiefurt, d. 30. September 1801.

Meine liebe Tochter Charlotte.

So eben läßt mich die Herzogin, bei welcher ich mich seit mehreren Tagen aufhalte, zu sich rufen, um von Hr. Mounier Abschied zu nehmen, der im Begriff ist morgen von Weimar abzureisen um in sein lange entbehrtes Vaterland zurückzukehren. Er sagte mir, er gedenke über Bern zu gehen, und erbietet sich einen Brief an Dich oder Deinen lieben Mann mitzunehmen. Ich habe nur etliche Minuten dazu zu verwenden, aber ich kann doch eine so gute Gelegenheit, Dir, liebste Lotte, auch einmahl wieder ein Lebenszeichen zu geben, nicht ganz unbenutzt vorbey gehen lassen. Ich melde Dir also nur, daß ich nie aufhören werde, Dich zu lieben, und den zärtlichsten Antheil an Dir und allen, die Dir angehören zu nehmen; daß ich bald wieder Nachrichten von Euch zu erhalten wünsche, und daß Du nächstens von einer Deiner Schwestern einen großen Brief erhalten sollst. — Ich höre, daß Du mit Deinem Bruder Louis zufrieden bist; und daß er sich glücklich bei Euch fühlt. Möchten die Umstände sich so fügen, daß er in Helvezien

*) Sie starb in Osmanstätt am 19. September desselben Jahres. Wieland und seine Dorothea wurden später neben ihr „in einem heiligen Plätzchen" seines Gartens begraben.

**) Vgl. Anhang V, Wieland an Geßner 4. Betreffender H. Lachner, den Wieland seinem Schwiegersohne so warm empfohlen hatte, trat in der That in französische Dienste. In Wielands ausgewählten Briefen IV, S. 284, findet sich ein Schreiben (Belvedere bey Weimar, 12. Juny 1808), womit Wieland diesem „lieben Sohn seines Herzens" sein Porträt übersendet, und eine Notiz des Herausgebers, welche eine rührende Anekdote aus dem Leben dieses Philosophen in Husarenuniform enthält.

einheimisch werden und immer unter Euch leben könnte! Ich wünsche es, getraue mir aber um so weniger es zu hoffen, da ich bis jetzt zu der neuen Ordnung der Dinge in Helvezien kein Zutrauen faßen kann. — Wir wollen indessen hoffen so lange wir athmen, und es an unsrer Seite weder an Geduld noch besonnener Thätigkeit fehlen lassen. — Grüße mir Deinen lieben Mann. Ich werde ihm schreiben, so bald ich wieder zu Hause bin und das dringendste abgethan habe. Auch an Louis einen herzlichen Gruß eine herzliche Umarmung und Dir und deinen lieben Kindern und den besten Segen Deines Dich ewig liebenden

Vaters
Wieland.

Du kennst Hrn. Mounier als einen der redlichsten und verdienstvollen Männer unsrer Zeit. Ich schreibe Dir also nichts weiter von ihm, als daß er die Hochachtung und Theilnahme aller braven Leute von hier mit sich nimmt. Möge es ihm in Frankreich so wohl gehen, als er es verdient. — Nochmahls lebe wohl, liebe Lotte und laß mir die Hoffnung Dich und die Deinigen noch einmahl in diesem Leben wieder zu sehen. —

6.

Oßmanstädt, den 13. Decemb. 1801.

Meine liebste Tochter Charlotte,

Dein und Deines wackern Bruders Ludwig Brief vom 29sten des verwichenen Monats sind lindernder Balsam auf eine Wunde gewesen, die so lang ich noch lebe schwerlich zuheilen wird.*) Wollte Gott es stände in meiner Macht, Deinen Wunsch, mit Deinem guten Mann und Deinen schönen Kindern in meine sehnlich sich nach Euch ausbreitenden Arme zu eilen, zur Erfüllung bringen zu können! Nichts ist gewisser, als daß Ihr mir in meinem jetzigen Zustand — für den ich keinen Nahmen und keine Beschreibung habe, zu großem Trost gereichen würdet. Könnt ich auch mit Worten ausdrücken, wie wir, seit dem ich mit Ihr so unaussprechlich viel verloren habe, zu Muthe ist, so würde ichs aus Schonung Deines so lebhaft und innig mitfühlenden Herzens unterlassen. Sey indessen versichert, daß ich alles mögliche thue, um nicht zu unterliegen, und daß der Wunsch, mich meinen Kindern so lang als möglich zu erhalten, stark genug auf mich wirkt, um meine Lebenskraft, so oft sie ersinken will, wieder aufzurichten und anzufrischen. Die Hauptsache, aber leider! auch das schwerste ist jtzt nur mir die Entbehrung ihrer sinnlichen körperlichen Gegenwart erträglich zu machen; denn noch immer ist mir alle Augenblicke ich müsse sie sehen, oder fragen wo Sie sey! Warum sie nicht komme? Alles erinnert mich, daß ich sie nicht mehr habe, und doch ist mir immer es müsse nicht so seyn, es könne nicht so seyn — und dann ist es, die am Ende immer wiederkehrende grausame Gewißheit, daß es so ist und nun nicht mehr anders sein kann, von einem Gefühl begleitet, das zum Glück immer nur ein Augenblick ist; denn lange dürfte es nicht dauern. O Mein Kind, Du begreifst nicht was eine sechs und dreißigjährige Gewohnheit mit einer Person zu leben, die Einem das war, was Deine Mutter mir, im 69st. Jahr für eine Wirkung thut. In diesem Alter ein neues Leben, ein Leben ohne Sie, beginnen sollen! Du siehst, daß es unmöglich gehen kann. In dieser Epoke des Lebens vermag die Zeit nichts mehr; ich werde mich so lange nach ihr sehnen, bis Sie mich nach sich zieht. — Doch ich mache Dich nur traurig, mein Kind, und wozu

*) Es ist der am 8. November 1801 erfolgte Tod seiner treuen Lebensgefährtin gemeint.

kann das mir und Dir helfen? Meine einzige Hoffnung ist, daß eine Zeit kommen wird, wo mir an ihrer geistigen Gegenwart in meinem Innersten — an dem Gedanken, daß ich sie so lange gehabt habe, so lange mit dieser Engelsseele in der zartesten innigsten Vereinigung der Herzen zu leben, gewürdigt worden bin, mir zu dem Grad von Glückseligkeit, dessen ich noch fähig und bedürftig bin, genügen wird.

Das Benehmen Deines braven Bruders in dem fatalen Moment hat meinen vollkommenen Beyfall; die Sache selbst aber ist mir, wie Du leicht denken kannst, wegen der Folgen, die diese Katastrophe für unsern L. hat, und wegen derer, die sie villeicht auch für Deinen Geßner und Dich haben könnte, äußerst unangenehm; zumahl, da ich in Ansehung eurer Angelegenheit gänzl. im Finstern tappe. Natürlicher Weise, und wenn sich nicht ein glücklicher Wurf, auf den man nicht rechnen kann, ereignet, ist nicht sogleich ein Ausweg für L. gefunden. Ich wünschte ihn wohl recht gerne zu mir; ich fühle aber auch alles, was ihm diese ressource so unangenehm machen muß, daß er sich nur im äußersten Nothfall zu ihr entschließen wird! Indessen liegt dieses Unangenehme doch hauptsächlich nur in der wenigen Entfernung meines Asyls zu Oßmanstätt von Weimar. Wenn er also diese Wintermonate wenigstens bei Euch bleiben könnte, wäre mir's lieb; zumahl wenn sein guter Wille, durch Uebersetzen aus dem Engl. oder Französisch. etwas zu verdienen, von Cotta oder einem andern deutschen Buchhändler aufgemuntert würde.

Wie wohl ich wie gesagt, in euren Politicis keinen Stich sehe, so merke ich doch so viel, daß Bonaparte die diesmahl oben schwimmende Parthey begünstigt, daß die neue Verfassung nach seinem Sinne ist, und daß sie also von Dauer sein wird; zumahl wenn die Majorität des gesammt Helvetischen Volks für sie seyn sollte. Ich erwarte also so bald keine Veränderung, und werde so lange Deinetwegen, meine Tochter, in Unruhe seyn, bis ich weiß in welchen Verhältnissen Dein Mann mit denen steht, die itzt am Steuerruder sitzen, und wie viel oder wenig euere ökonomische Lage von der politischen Lage Helveziens abhängt. Wie es aber auch itzt stehe oder künftig kommen mag, den Muth wollen wir nicht verlieren, meine Kinder.

Eine Deiner Schwestern, l. Lotte, wird Dir schreiben, sobald es ihr möglich sein wird. (So eben höre ich, daß Amalie einen Brief an Dich beilegen will.) Sie haben während der letzten 3 Monate der langsamen und äußerst beschwerlichen Brustkrankheit eurer guten Mutter einen sehr harten Stand gehabt, aber alles mögliche gethan (zumahl Caroline) was gute Töchter einer solchen Mutter thun können und schuldig sind. Jetzt gereichen sie mir zum Trost und thun auch für mich, was in ihren Kräften ist. Louise ist sehr gut und liebenswürdig — und da sie in so vielen Stücken, das Ebenbild ihrer Mutter (wie sie vor 36 Jahren war) ist, so kannst Du leicht denken, wie mein Herz an ihr hängt. — Erler,*) der itzt mein Verwalter ist, läßt sich trefflich an und wird in einigen Jahren fähig sein, dem größten Gut vorzustehen. Aber die Natur ist in diesem für mich so unglücklichen Jahr auch in ökonomischer Rücksicht keine sehr gute Mutter für uns gewesen; denn beinahe alle Arten Getraide haben kaum etwas mehr als die Kosten der Bestellung ertragen; indessen haben wir wenigstens eine sehr reiche Heu- und Kartoffel-Ernte gehabt, und trösten uns übrigens mit der Hoffnung besserer Zeiten, dergleichen zwar nicht mehr für mich, aber doch für die jungen Leute um mich her, unfehlbar auch noch kommen werden. Bey allen dem schadet mir der heurige Mißwachs wenigstens 1000 fl., was mir um so empfindlicher ist, da ich noch immer beträchtliche Auslagen zu machen habe, um das Gut in bessern Stand zu

---

*) Wielands Schwiegersohn.

setzen und es auf die bestmöglichste Weise zu benutzen. Karl und Wilhelm kosten mich auch noch mehr, als den wackern Jungen selbst lieb ist; doch haben sich neuerlich für beyde ziemlich gute Aussichten gezeigt, und ich darf immer mehr hoffen, daß ich für die Zukunft ihretwegen werde ruhig sein können.

Was Du mir von Deinen lieben Kindern schreibst, hat mich sehr gerührt und erfreut. Gott segne sie alle und lasse Dich und ihren braven Vater Freude an ihnen erleben! Wie sehr liebe ich den kleinen Salomon für sein weiches theilnehmendes Herz und für seine Liebe zu seiner unbekannten Großmama, die auch ihn so lieb gehabt haben würde, wenn sie ihn gekannt hätte. Ach Gott! Noch vor einem Jahr machte Sie und und ich uns so angenehme Hoffnungen von einem wenigstens möglichen Fall, Dich, Deinen Mann und eure Kinder einst auf einige Wochen bey uns in Oßmanstätt zu haben!! Und nun ist das einzige, wodurch dieses kleine Besitzthum noch anziehend für mich ist — ihr Grab. Denn die Hülse des Engels liegt neben Sophie Brentano in einem heiligen Plätzchen meines großen Gartens und da soll auch die Meinige einst neben ihr liegen.

Mein Herz erinnert mich so oft, so oft an meine theure Schwester Geßner=Heidegger in Zürich, Deine treffliche Schwieger Mutter — und ich hab ihr immer noch nicht geschrieben! Möchte Sie mirs verzeihen können!! Gewiß liegt die Schuld nicht an meinem Herzen, das noch immer alles für sie fühlt und von ihr denkt, was ich in jenen seligen Tagen des unvergeßlichen Jahres 96 fühlte. Wie glückl. waren wir damahls! Und wie glücklich war es für uns, daß die Zukunft, die schon so nah war, uns noch ein versiegelt Buch blieb.

Ich habe den guten Vorsatz Dir öfters zu schreiben, und wünsche sehr, daß Du fühlen könntest, daß in meiner Lage auch Briefe von Meiner liebenswürdigen und herzl. geliebten Tochter Charlotte Geßner immer Herzstärkungen für mich seyn würden. Wie wenn Du eine Art von Tagebuch anfiengest, woran Du alle 2 oder 3 Tage etwas weniges was Dich interessiert — besonders aus der Kinderstube — schriebest, und wenn ein halb dutzend Blättchen voll wären, mir dann das ganze (alle Monate 1 Stück) zuschicktest. Ist das nicht ein guter Gedanke? Du hast zwar wenig müßige Viertelstunden; aber so viel Zeit fände sich doch vielleicht. — Nun, Mein Kind, lebe wohl! Umarme Deinen Mann und Deine Kinder in meinem Nahmen und aus meiner Seele. Deine Schwestern grüßen Dich herzlich. Adieu!

Lebenslängl. Dein liebender Vater

C. M. Wieland.

7.

Weimar den 20. März 1802.

Meine liebste Tochter Charlotte,

Da wir durch Deinen mir sehr angenehmen Brief v. 28st. Februar die Hoffnung erhalten, Dich diesen Sommer bei uns in Oßmanstätt zu sehen, so werde ich mich über alles was ich Dir zu schreiben habe, um so kürzer fassen, da ich hier in W. (wo ich mich auf kurze Zeit noch aufhalte) immer unterbrochen werde, und über dies, nach Deinem l. Mann, leider! der unfleißigste und unbereitwilligste aller Briefsteller in Europa bin.

1; Louis soll zu Oßmanstätt immer willkommen seyn; nur gebe ich ihm zu bedenken und wünsche sehr ernstlich, daß er die Schweitz nicht eher verlasse, bis alle Hoffnung wieder in derselben plaçirt zu werden, gänzlich vernichtet ist. Was mich zu diesem Wunsch bewegt, ist der Mangel an Aussichten zu irgend einer ihm angemessenen Versorgung in Deutschland. Ich kann mich itzt über diesen Punkt nicht umständlicher

erklären, glaube aber daß Louis sich selbst sowohl als unsre deutschen Verfassungen zu gut kennt, um nähere Aufschlüsse hierüber nöthig zu haben. Ich kann nicht bergen, daß seine Lage das Traurige meines eigenen Schicksals nicht wenig vermehrt, und daß die Unmöglichkeit, ferner etwas erhebliches oder entscheidendes für ihn zu thun, mir öfters bittern Kummer macht. Wenn er in Helvezien nicht gedeihen kann, wo junge Männer von seinen Fähigkeiten rar sind, wie soll er in Deutschland fortkommen, wo Seinesgleichen überall entweder zu lang oder zu kurz sind, und wo die Dienstbarkeit selbst, wiewohl sie meistens nur für schlechte Menschen der Weg zum Glück ist, nur mit Aufopferung erkauft werden kann, wozu Er weder Neigung noch Vermögen hat.

2; Das Schicksal der Schweitz wird von dem noch immer an ein Paar Pferdehaaren schwebenden Allgemeinen Frieden schwerl. entschieden werden. Jedermann glaubt indeß, daß der Friede wenigstens binnen 6 oder 8 Wochen zu Stande kommen müsse. Dieser Zeitpunkt sollte also, denke ich, abgewartet werden; und inzwischen wäre mir sehr lieb, wenigstens alle 14 Tagen einen Brief von Dir oder Louis zu erhalten der mir sagte, wie euere Sachen stehen, und ob die Aspekten widriger oder günstiger werden.

3; Zu deiner Reise mit dem alten Chorherrn Dobler (Tobler), die Du Dir, liebste Scharlotte, vielleicht in einer genialen Stimmung, leichter und unbedenklicher vorgestellt hast, als sie in der Ausführung sein möchte, rathe ich nur, wenn Du die Sache von allen Seiten recht wohl überlegt hast. Daß Du mir und Deinen Geschwistern eine sehr große Freude durch Deinen Besuch machen würdest, brauche ich Dir wohl nicht zuzuschwören. Aber wird Dir das Grab Deiner Mutter, in meinem Garten Deine eigene Freude nicht verkümmern? Wirst Du eine so lange Trennung von Deinen Kindern so leicht ertragen können als Du Dir vorstellteſt? Wird Geßner in eine solche Trennung gern einwilligen? — Ueberdies gestehe ich, daß mich auch die Unsicherheit der Straßen wovon man zeither so viel in den Zeitungen ließt, nicht ohne alle Unruhe für Dich lassen würde. — Nimm diese Bedenklichkeiten ja nicht als ein Zeichen auf, daß ich Dich, aus Gleichgültigkeit oder andern Nebenabsichten, eher abschrecken als aufmuntern wolle. In meiner dermahl. Lage könnte mir nichts angenehmer und tröstlicher sein, als Dich etliche Wochen bey mir zu haben, und wenn es bloß auf die Wünsche meines Herzens ankäme, so solltest Du gewiß die Nachtigallen- und Rosen-Zeit nirgends anders als in Oßmanstätt zubringen.

4; Für die Schilderung und Karakterisirung Deiner lieben Kinder danke ich Dir herzlich. Möchtest Du sie alle mitbringen oder vielmehr möchten wir doch alle beysammen wohnen können! Wie glücklich würde dies die letzten Jahre meines Lebens machen! — Schon oft hab ich hin und her gedacht, und mehr als ein Projekt gemacht, ob und wie dies vielleicht möglich gemacht werden könnte? Aber immer standen Berge im Weg, die ich mit all meinem Glauben nicht von der Stelle rücken kann.

5; Gewiß ist es auch mein angelegentlicher Wunsch, daß Dein guter braver Geßner sich je bälder je lieber auf eine Ihm selbst und seiner Familie nützliche Art möchte arrangiren können: aber zu der Frage **wie?** meinen Rath geben zu können, dazu müßte ich den ganzen detail seiner Lage und Verhältnisse gründlich kennen; und ich weiß davon so viel wie nichts. Ich muß mich also begnügen, ihm mit der ganzen Wohlmeinung eines liebenden Vaters zu rathen, Ja nichts zu übereilen, und überhaupt, bevor er sich in eine wesentliche Veränderung einläßt, die Entscheidung des politischen Schicksals Helveziens abzuwarten.

Unserm lieben Louis versichere ich hiemit nochmahls, daß er, wenn er vor der Hand nichts besseres findet, zu Oßmanstätt mit offnen Armen empfangen werden soll.

Und nun, liebe Geßnerin, umarme ich Dich in Gedanken mit dem herzlichen Wunsche, daß es ohne Deinen und der Deinigen Nachtheil möglich gemacht werden könne, Dich diesen Sommer zu Oßmanstätt persönlich und leibhaftig an mein Herz zu drücken. Die Tage, die Du bey mir verlebtest, würden selige Tage seyn!

Schreibe mir recht bald wieder und melde mir was Geßner zu Deinem Reiseprojekt sagt. Wenn ich mich an seinen Platz stelle, so weiß ich sehr gut, was ich sagen würde. Könnte er selbst von der Partie sein, dann möchte wohl das Hauptbedenken wegfallen, daß dies aber kaum möglich zu machen seyn wird, sehe ich nur zu wohl ein.

Lebe wohl, liebste Tochter! Ich umarme Dich, Deinen l. Mann, Deine liebenswürdigen Kinder, besonders den kleinen Eduard*) von ganzem Herzen. Gott segne Euch alle mit seinem besten Segen!!

D. g. V.

Wieland.

8.

Tiefurt d. 20. Septemb. 1802.

M. Liebe Tochter Charlotte,

Hoffentlich ist Deine Entbindung, die am 1. Sept. schon so nah war am 19., da ich dieses schreibe, bereits glücklich vorüber; ich werde dem Briefe Deines Geßners, der mir diese erfreuliche Nachricht geben wird, bis ich ihn wirklich erhalte, von einem Posttag zum andern mit ungeduldigem Verlangen entgegen sehen. — Alles Gute, was Du mir von Deinem Bruder Ludwig schreibst, findet um so leichter bey mir Glauben, da ich ihn herzlich liebe und keinen sehnlicheren Wunsch habe, als daß es ihm wohl gehen möge. Aber da dies größtentheils von ihm selbst und dem Lebensplan, den er sich machen und befolgen wird, abhängt, so ist wohl nichts natürlicher als daß ich in Allarm gerathe, wenn ich ihn einen Weg einschlagen sehe, der ihn nur gar zu leicht in einen Labyrinth ohne Ausgang führen könnte.

Ich kann mich daher auch an einem letzten Brief an L. nichts als den harten Ton, worin er geschrieben ist reuen lassen; was ich ihm über die Mühseligkeiten und Gefahren des Schriftsteller-Handwerks und über den großen (von ihm nicht genug gekannten oder erwogenen) Verfall des Buchhandels in Deutschland geschrieben habe, ist und bleibt leider! nur gar zu wahr. Indessen, wenn er Muth in sich fühlt allen Miseren die ihm auf diesem Wege vielleicht bevorstehen, Trotz zu bieten; wenn er seine Freiheit höher schätzt als alle Vortheile, die ihm auf den verschiedenen Wegen der Dienstbarkeit hätten zuwachsen können; wenn er, wie Sokrates und Plato ehmahls (freilich in einer ganz andern Zeit) von vier Groschen des Tags leben kann, und wenn die Schriftstellerey wirklich das Einzige ist, was ihm übrig bleibt, so gebe ich ihm von ganzen Herzen meinen Segen dazu, und wünsche, daß es ihm in dieser Laufbahn wenigstens nicht schlimmer ergehe als seinem Vater.

Die eigentliche Ursache des bittern Tons, der in meinem letzten Briefe an L. herrscht, und des Unwillens über ihn, den ich auch Dir, l. Tochter, nicht verbarg, hat Louis selbst sehr richtig errathen. Ich freue mich sowohl aus seiner (vor 8 Tagen erhaltenen Antwort) als aus Deinem Briefe zu ersehen, daß ich hinlängliche Ursache habe zu glauben, daß er besser ist als er zuweilen, aus eigener Schuld, zu seyn scheint. Dieser fatale Schein von Leichtsinn, den er sich in seinem vorletzten Brief gab, chocquirte mich deßwegen so sehr, weil er auf einmahl eine Menge Erinnerungen in mir aufweckte,

*) Nachmals Domänenkassier der Stadt Zürich.

die ich so gern ewig schlafen lassen möchte. Ich kann und mag hierüber in kein détail gehen; er selbst weiß recht gut, was mir ehmals an ihm das anstößigste war. Ich hatte geglaubt, daß er gänzlich davon zurückgekommen sey. Der leidige Brief, von dem die Rede ist, schien mir zu sagen, daß ich mich hierin betrogen hätte. Zum Unglück erhielt ich ihn in einem Zeitpunkt, wo viele Umstände zusammengekommen waren, mich mißmüthig, verdrossen und unruhig zu machen. Denke Dir dann noch hinzu, daß ich Deine Mutter und mit ihr die treue Theilnehmerin an allen was mir zustößt, eine Freundin bey der ich immer eine unfehlbare ressource in allen Verlegenheiten, Widerwärtigkeiten und desagremens des Lebens fand, kurz, daß ich mit ihr Alles, Alles, was mich glücklich und mit meiner Lage zufrieden machte, verloren habe — so wirst Du um so leichter begreifen können, daß ich mich in einem Zustand von Reizbarkeit befinde, der gar sehr geschont werden muß und worin ich manches nicht ertragen kann, was ich ehmahls in einem mildern Lichte gesehen hätte.

Doch das ist Alles nun vorbey. Ich bin, auch ohne nähere Bekanntschaft mit dem gegenwärtigen politischen Zustand der Schweiz, völlig überzeugt, daß L. nichts weiter in Helvetien zu suchen hat. Die große Frage ist also nur: wo er leben und wovon er leben soll — und hierüber finde ich weder in seinem noch in Deinem Briefe etwas befriedigendes. Er schreibt mir: „in ungefähr 14 Tagen gedenke ich von hier abzureisen und werde Ihnen gleich den Ort meines Aufenthalts anzeigen." — Du hingegen schreibst mir: Lassen Sie ihn [Louis, wiewohl (wie Du vorher sagtest) in der Schweiz nichts mehr für ihn zu suchen sei] noch gern bey uns, so freut es uns herzlich und wir erwarten alsdann Ihre Antwort bäldest. — Wie soll ich dies zusammen reimen? Hier ist indeß die Antwort, die ich Euch dermahlen geben kann, und zu geben eile. 1) Ich werde, wie es scheint, diesen Winter noch in Oßmanstätt zubringen müssen. Wenn Louis also Neigung hat zu mir zu kommen, und versichert ist, daß wir uns gut vertragen werden, d. i. wenn er auf einen traulichen, offnen, freundschaftlichen Fuß mit mir leben kann und will, und wenn seine Art, Menschen und Sachen anzusehen, mit der Meinigen nicht in gar zu auffallendem Wiederspruch steht, so soll er mir nicht nur willkommen sein, sondern ich wünsche sogar daß er komme. 2) Ist dies aber nicht auch sein Wunsch, und er will noch länger bei Euch bleiben, so fragt sich nur, wie dies, ohne euern Schaden, zu bewerkstelligen ist. Dein Mann hat seit zwey Jahren, jährlich 80 f. Interessen von einem Capital à 2000 f. an mich zu zahlen. Diese 80 fl. will ich sehr gerne zu Ludwigs künftigem Unterhalt beytragen, es sey nun, daß er bey Euch bleibe, oder sich in Schwaben irgend wohin zurückziehe. Aber 80 f. reichen nicht weit, und mehr zu thun ist mir dermahlen nicht möglich. Ueber alles dies erwarte ich also mit der ersten Post, oder wenigsten mit der nächstfolgenden, wahre Aufschlüsse von Euch. — Deine Briefe, liebste Charlotte, sind ein wahres Labsal für mich; ich höre Dich eben so gern politisiren (wie Du es nennst) als ich Deine mütterlichen Herzensergießungen u. Berichte von Deinen liebenswürdigen und hoffnungsvollen Kindern mit innigem Vergnügen lese. Möchtest Du nur Zeit haben mir recht oft und viel zu schreiben! oder vielmehr: wollte Gott, ich könnte den Rest meiner Tage bey Dir zubringen! — — Ich bin nicht so glücklich gewesen die Dame La Harpe zu sehen; aber er selbst schien mir ein so habiler Mann zu sein, daß ich ihn zum premier Consul de la soi-disante Republique helvetique machen würde, wenn ich könnte. Ohne einen solchen ist euch gar nicht zu helfen, und das Ende vom Liede wird seyn: entweder in eure ehmahlige alte Verfassung zurück zu kriechen, oder eine französische Provinz zu werden. Euer Trost, wie wohl ein schlechter Trost, muß seyn, daß es nirgends besser zugeht und daß kein Mensch begreift, was aus der gegenwärtigen violenten Lage

von Europa werden kann. Wohl dem, der 70 Jahre schon gelebt hat, und also gewiß ist, daß er dem Unwesen nicht mehr lange zusehen muß. Lebe wohl, liebste Charlotte. Küsse Deine Kinder im Namen ihres Großvaters, grüße mir Deinen guten Mann, und theile diesen Brief Deinem Bruder mit, dem ich heute nur wenige Zeilen schreiben kann.

W.

VII.

C. M. Wieland an Ludwig Wieland.

1.

Undatirt. Juli 1801.

... Was ich in den Filosofischen Beyträgen mit Vergnügen gelesen habe, ist Reinholds Aufsatz über die erste Aufgabe der Filosofie in ihren merkwürdigsten Auflösungen von Baco bis zu Bardili. Ich möchte wohl wünschen, daß diese Beyträge auch bis zu Euch nach Bern durchdringen mögen, weil ich gewiß bin, daß vieles darin Dich sehr interessiren würde.

Vor kurzem ist nun auch Herr Joseph Rückert (der sich dermahlen in Leipzig aufhält) mit einer nagelneuen Filosofie aufgetreten, wovon er Göschens Verlag, eine Art von Prodromus, acht Bogen stark unter dem Titel der Realismus, oder Grundsätze zu einer durchaus praktischen Filosofie in dieser Messe hat ausgehen lassen. Ihm zu Folge besteht die ganze Filosofie in Auflösung der Frage: Wie ist es möglich daß ein freyes mit einem Nothwendigen (außer ihm) harmoniere? Das Schriftchen verräth einen subtilen und spitzfündigen Selbstdenker, setzt aber eine so große Menge unerwiesener und unerweislicher Postulate voraus, daß ich nicht klüger daraus worden bin. Es wird indessen Aufsehen machen und das filosofische Revoluzionswesen in Deutschland wahrscheinlich dem denouement um einen starken Schritt näher bringen. Rückert erklärt sich darin zu gleicher Zeit als ein Verehrer und Gegner von Kant und Fichte. Ob er mit Bardili, nun auf einem andern Wege, am Ende zusammentreffen wird, weiß ich noch nicht — glaube aber zu sehen, daß es wohl nicht anders sein kann als daß sie zusammentreffen müssen. Sollte Rückerts opusculum den Weg in die Schweitz nicht finden, so melde mirs, damit ich Dirs mit Gelegenheit schicken kann, wenn Dich anders diese Transcendentalia noch interessieren. Wenn Du etwas von Clemens Brentano weißt, wäre mirs lieb, wenn Du mirs mittheilen wolltest.

Jean Paul hat sich in Berlin ein sehr liebenswürdiges, Allem Anschein nach, von der Natur wie geflissentlich für ihn geschaffenes Weibchen geholt, mit welcher er künftig zu Meinungen wohnen wird. Sie hat, ohne schön zu seyn, eine seelvolle, ansprechende aber anspruchslose Fysionomie, eine niedliche Figur, scheint eine ganz unverdorbene Blume, und man wird ihr auf den ersten Anblick gut. Herder und seine Frau haben sie wie ihr eigenes Kind liebgewonnen und eben dasselbe ist auch mir begegnet.

Du kannst Dich recht sehr verdient um mich machen, lieber Luis, wenn Du mir diesmahl fein bald und überhaupt so oft als möglich schreibst. Deine Briefe machen mir und Deiner Mutter Freude, und wir bedürfen beide ein solches Konfortativ nur zu sehr.

Uebrigens geht im Osmantino alles ganz leidlich; wir hatten im May herrliche

Anscheinungen zu einem in allen Stücken fruchtbaren Jahr; aber der immer kalte trübe Wind- und Regenvolle Junius hat alles wieder sehr aufs Mittelmäßige herabgesetzt. Es bleibt wohl dabey, daß Thüringen ein Land ist, das von der Natur bloß zum Aufenthalt von Bären, Lüchsen und Wölfen bestimmt war. Deine Mutter und sämmtliche Geschwister grüßen Dich und unsre liebe Geßnerfamilie herzlich und sehen guten Nachrichten von Euch allen mit Verlangen entgegen. Sage Lotten und ihrem Mann viel Freundliches in meinem Nahmen und lebe wohl,

lieber Sohn.

W.

2.

O. (Osmannstädt), den 10. Juni 1802.

Mein lieber Sohn! Ich kann mich nicht darüber beschweren, daß mir Dein Brief vom 9. May von eurer neuesten Revolution nichts mehreres offenbart, als was ich schon ad satietatem usque in den Zeitungen gelesen hatte. Freilich wünschte ich über die Beschaffenheit und den Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen aller zeitherigen Politischen Krämpfe und Wehen der neuen Helvetischen Republik (die für mich lettres closes sind) endlich einmal ins Klare zu kommen, ich sehe aber wohl, daß, wenn Dir auch alle geheimen Triebräder und das ganze dessous des cartes bekannt wäre (was doch wol schwerlich der Fall sein mag), es doch keineswegs räthlich wäre, die Aufschlüsse, die Du mir darüber geben könntest, einem Briefe zu vertrauen. Das, wovon ich gänzlich überzeugt bin, ist, daß dem kleinen Helvezien, sowie dem großen Frankreich nur durch Einen Mann geholfen werden könnte, der für Euch wäre, was Napoleon Bonoparte für die Franzosen ist. Gäbe es innerhalb der Rhone, der Aar und des Rheines einen solchen Mann, so müßte er sich schon lange gezeigt haben. In meiner Jugend kannte ich einen, aber er kam vierzig Jahre zu früh in die Welt. Es war der ehemalige Bürgermeister Heidegger in Zürich.*) Leider ist nicht zu hoffen, daß Seines gleichen sobald wieder erscheine. Mit bloßen guten verständigen ehrlichen Biedermännern vom gewöhnlichen Schweizer-Schrot und Korn ist euch so wenig gedient, als mit Spitzköpfen, Schwärmern, democratischen Knollfinken oder vernagelten Berner und Friburger Aristocraten. Ich sehe nur Ein Mittel, wie die Schweitz wiedergebohren werden kann, und dies ist, daß Napoleon ihr die Barmherzigkeit erweise, die er an der Cisalpinischen Republik erwiesen hat, und daß er selbst komme, alle Schweitzer, denen der Kopf nicht wackelt und denen aliquid salit in laeva parte mamillae, zu sich berufe und einen Vicepräsidenten aus ihnen erwähle, der euch, unter seinen Befehlen, regiere und mit dem Beystand einer hinlänglich bewaffneten Macht aller Fehd, allen Fakzionen, Intrigen, Kabalen, Narrheiten und Teufeleyen ein Ende mache. An Politische Selbständigkeit der Schweitz ist gar nicht mehr zu gedenken; sich ihre recuperation nur träumen zu lassen, wäre das größte ridicule, ein wahrer Lalleburger Einfall: Helvezien, sowie die Lombardische und Batavische Republik sind nun einmahl nichts als Vorstädte der großen Gallischen Civitas, können nichts andres mehr sein, und werden, so lange diese dauert, nichts anderes werden. Dies ist mir so klar und evident als daß kein Ich ohne ein Nicht-Ich seyn kann. Möge der Himmel den guten Schweitzern so viel Erleuchtung geben, daß sie dies einsehen und sich ein für allemahl mit guter Art in ihr Schicksal finden und fügen; denn das fysisch unmögliche kann nur ein Kindskopf oder ein Wahnsinniger bewirken wollen.

*) Heinrich Geßners Großvater.

Was ich Dir schon mehr als Einmahl geschrieben habe, lieber L., muß ich auch itzt wiederholen: ich wünsche herzlich, daß du in der Schweitz möchtest bleiben und einwurzeln können. Ich müßte mich sehr irren, oder du taugst nirgends besser hin. Geht es aber nicht an, so komm' immerhin auf den Herbst wieder zu mir zurück, wiewohl ich in Deutschl. keinen Ausweg für dich sehe. Für einige Zeit wirst du dich wenigstens um so eher bey mir behelfen können, da ich hoffe und beynahe gewiß bin, daß ein ganz anderes Verhältniß zwischen uns Statt finden würde, als ehmals und daß Du mir von großer ressource seyn würdest.

Der Tod Deiner Mutter hat einen unheilbaren Riß in meine Existenz gemacht. Oßmannstädt ist nicht mehr für mich, was es war; mitten unter den Meinigen fühle ich mich so allein, als in einer unbewohnten Insel, und bin es auch, ungeachtet alles guten Willens derer, die mich umgeben. Was ich mit deiner Mutter verloren habe, ist unsäglich, und den meisten Leuten unbegreiflich; ich müßte in Medeens Kessel regeneriret werden und von neuem zu leben anfangen, wenn es mir sollte ersetzt werden können — und wahrlich auch dann müßte Sie zugleich wieder aufleben und den Platz wieder bey mir einnehmen, den keine andre ausfüllen kann. Von Grund aus ist mir also freylich nicht zu helfen, aber gegen den traurigen Mangel eines Wesens um mich her, dem ich mich mittheilen kann, würde der Umgang mit dir, lieber L. ein für mich wohlthätiges Mittel seyn. Wahrscheinlich würde ich dann den Plan, mit dem ich seit einiger Zeit umgehe, und dessen Realisirung alle meine weimarische Freunde mit großem Eifer betreiben, wenigstens auf ein Jahr hinaussetzen. Dieser Plan ist, das Gut zu O. (Osmannstädt) dem Erler pachtweise zu übergeben. Den größern Theil des Jahres mit einem Theil meiner Familie (der Schorchtin und Luise) in der Stadt zu hausen, und zu Oßmannstädt nur einige Monate der schönen Jahreszeit zuzubringen. Die Ausführung dieses Projects ist nicht ohne Schwierigkeiten; doch würde sich, wenn ich mich einmahl fest dazu entschlossen hätte, vermuthlich alles applaniren lassen. Auf alle Fälle beschließe ich hierüber nichts definitiv, bis ich weiß, ob Du kommst oder nicht.

Dein neuer Freund v. Kleist interessirt mich so sehr, daß du mich durch nähere Nachrichten von ihm sehr verbinden würdest.

Natürlich bin auch begierig mit dem ersten Produkt, womit du (wiewohl incognito) im Publico aufgetreten bist, bekannt zu werden. Melde mir also den Titel, u. den Verleger, damit ich mich baldmöglichst in den Besitz eines Exemplars setzen könne.*)

Dem T. (Teutschen) Merkur wird vermuthlich am letzten dieses Jahres zu Grabe geläutet werden. Der Absatz nimmt mit jedem Jahrgang ab, und was der dermahlige Verleger pr. Honor. geben will, ist weniger als der elendeste Romanschreiber verdient. Ueberhaupt hat es noch nie so schlecht um den Buchhandel gestanden als dermahlen. Von Geßner habe ich seit Jahr und Tagen keine Zeile erhalten. Ich wünsche sehr zu wissen, wie seine Sachen stehen, und was für Aussichten er in der neuen Ordnung der Dinge hat. Wenn den Zeitungen zu glauben wäre, so ließe sich alles ganz gut bey Euch an; in Frankreich hingegen zeigen sich seitdem sich Napoleon zu dem bekannten (wie ich besorge) falschen Schritt **) hat verleiten lassen, Aspecten von schlimmer Vorbedeutung.

---

*) Ein offenbares Mißverständnis, denn die beiden vom alten Wieland 1803 und 1805. herausgegebenen Bände „Dialogen und Erzählungen" sind das erste, was sein Sohn drucken ließ. Vielleicht handelt es sich hier um die bald darauf anonym erschienene „Familie Schroffenstein", als deren Verfasser Ludwig Wieland noch 1820 in Meusel und Ersch, „Gelehrtes Teutschland", Lemgo IV, S. 225, genannt wird.

**) Damit ist wohl seine Ernennung zum Konsul auf Lebenszeit gemeint.

Schreibe mir so oft als möglich, lieber Sohn, und sey versichert daß itzt niemand meinem Herzen näher ist als du. Tausend herzliche Grüße an deine gute Schwester und ihren Mann. Wollte Gott, ich könnte den Rest meines Lebens bey Euch in der Schweitz beschließen!

Lebt wohl, meine Kinder!

W.

VIII.

C. M. Wieland an Judith Geßner, geb. Heidegger.

Weimar, d. 3. April 1802.

Meine sehr verehrte und geliebte Schwester,

Seit dem Anfang der unglücklichen Zerrüttung Ihres Vaterlandes — über welche, in ihren verschiedenen Epoken, meine Gedanken mit den Ihrigen ziemlich übereinstimmend gewesen zu seyn scheinen — verursachte mir der Wirbel, in welchen unser guter Heinrich theils durch die Fluth der Zeitumstände, theils durch die Tugenden und Fehler seines eignen Temperaments und Karakters hineingezogen wurde, von Zeit zu Zeit viel Sorge und Bekümmerniß; und selbst in den Tagen, da Sein Muth am Höchften stand und Ihm der politische Himmel voller Geigen hieng, sah ich den fatalen Ausgang einer so übelberechneten, unvorbereiteten, Kraft- und Kopflosen Revoluzion nur gar zu leicht vorher. Ich ließ es von Zeit zu Zeit an Ermahnungen und Warnungen nicht fehlen, wie wohl ich schon zu lange in der Welt gelebt habe, um mir unter solchen Umständen nicht vorher sagen zu können, daß sie wenig oder keine Wirkung thun würden. — Doch wozu das? Aus dem, was nun einmahl nicht ungeschehen gemacht werden kann, muß man wenigstens das Beste was noch möglich ist, zu machen suchen. Alles, was Sie meine theure Schwester, mir über die mißliche Lage unsres Heinrichs, und über den nächsten Weg, auf welchem ihm vor der Hand geholfen werden könnte, geschrieben haben, ist wie aus meiner Seele geschrieben. Das Dringendste ist, daß er sich aus seinen Verwicklungen in Bern so schleunig als möglich los mache, Ihr mütterlich gütiges Anerbieten mit dem wärmsten Dank erkenne und annehme, und, damit Jenes möglich sey, vor allen Dingen und ohne mindesten Rückhalt, seinen jetzigen wahren Statum *offenbare* und untersuchen lasse. — Dies letztere wird ihn freylich große Ueberwindung kosten; da sitzt eigentlich der Knoten; denn ich habe nur zu viel Ursache zu fürchten, daß der Schaden, den er so gern vertuschen und verkleistern möchte, größer ist als er Uns und sich selbst gern gestehen mag. Daher die luftigen neuen Projekte und bodenlosen Speculazionen, womit er sich selbst für den Moment, zu täuschen sucht, und worauf er die eitle Hoffnung, *sich selbst noch helfen zu können*, gründet! Da ich aber überzeugt bin, daß er *auf seinem eigenen Wege* schwerlich nicht nur nicht zu retten ist, sondern sich immer ärger verwickeln würde, so habe ich in einem mit nächster Post abgehenden Briefe, in Uebereinstimmung mit Ihren Wünschen und Erbietungen, eine so nachdrückliche Aufforderung an seinen Kopf und sein Herz ergehen lassen, daß ich nicht einsehe wie er sich länger sträuben könnte den einzigen noch möglichen Weg, der ihm wenigstens Aussicht in eine bessere Zukunft öffnet, ungesäumt einzuschlagen.

Ich habe wohl nicht nöthig, Meine theure Schwester, viele Worte darüber zu machen, wie sehr nahe das Wohl oder Wehe meiner armen Tochter und der vier, mir von aller Welt als höchst liebenswürdig und hoffnungsvoll angepriesnen Kinder eines

herzguten, aber leichtsinnigen und den Fehlern seines sanguinisch-flegmatischen Temperaments sich zu sehr überlassenden Vaters, mir am Herzen liegt, und wie gern ich zu ihrer Rettung mit Rath und That mitwirken zu können wünsche. Ich beklage nur, daß meine eignen Umstände, mein hohes Alter, der für mich so wichtige unersetzliche Verlust, den ich am 8. November des unglücklichen Jahres 1801 erlitten habe, und die Unterstützungen, deren die Hälfte meiner zahlreichen Familie noch immer von mir bedarf, — daß, sage ich, alles dies zusammengenommen die Rechnung, die man auf meinen guten Willen sicher machen kann, sehr ungewiß und unzuverläßig macht. Sie haben vermuthlich schon gehört, daß ich, aus sehr wesentlichen und dringenden Bewegursachen, mein Gut zu Oßmanstätt verkauft habe, um den Rest meiner Tage, so viel möglich, in der Ruhe zuzubringen, die ich zu meiner Selbsterhaltung so nöthig habe. Auch Ich, meine theure Freundin, hatte, als ich mich in den Kauf jenes Gutes einließ, theils aus Unerfahrenheit in Landwirthschaftlichen Dingen, theils wegen zufälliger Vereitelung einer Speculazion, auf welche ich sicher rechnen zu können glaubte, wie man zu sagen pflegt ohne den Wirth gerechnet. Ich hoffte in meiner ländlichen retraite Ruhe zu finden — und wirklich waren auch die ersten zwei bis drey Jahre, während deren meine Gattin — Ihre Sie herzlich liebende und an Ihren Schicksalen seit der unseligen Revoluzion innig Theilnehmende Freundin — sich noch wohl befand und ein viel längeres Leben zu versprechen schien, die glücklichsten meines Lebens. Aber nach und nach wurden die mancherley Lasten die auf mir lagen, immer schwerer; ich fand sie gleichwohl noch ganz erträglich, so lange der Engel, der mich 35 Jahre lang in weiblicher Gestalt zur Seite war, sie mir tragen half, und durch seinen wohlthätigen Einfluß mir alle Arbeiten und Anstrengungen meiner Geisteskräfte leicht und angenehm machte. Aber seit dieses holde Wesen mir aus den Armen geschwunden ist, wurde jedes Loth der Last, die mich drückte Centnerschwer; der Aufenthalt zu Oßmanstätt wurde mir schmerzlich — die Gesellschaft meiner Freunde in Weimar immer unentbehrlicher — die manichfaltigen Sorgen, die mir meine mit jedem Jahr beschwerlicher werdende Lage machte, immer drückender — kurz, ich konnte mir nicht länger verbergen, daß das was ich mir selbst so wohl als meinen Kindern schuldig bin, es mir zur Pflicht machte, durch Verkauf eines Gutes, welches die Meinigen nie hätten behaupten können, mich frey zu machen und in den Stand zu setzen eine neue den Umständen angemessene und auf eine weniger ungewisse Rechnung gegründete Einrichtung meiner Haushaltung treffen zu können. Glücklicher Weise fand sich — was ich kaum hatte hoffen dürfen — ein Käufer, der das Gut baar und so gut bezahlt, daß ich ohne allen Schaden davon komme. Ich bin nun zwar kein mächtiger Kapitalist; aber das Wenige, was ich habe, ist mein, und ich bin (wenn der Himmel keinen Franzosenkrieg und keine Schweizer-Revoluzion über Thüringen verhängt) vor der Gefahr sicher, es alle Jahre weniger werden zu sehen. —

Möchten doch auch Ihnen, theuerste Schwester, noch einige ruhige und vergnügliche Jahre, um Sie für so vieles in den vergangenen sechsen erlittene Ungemach zu entschädigen, aufbehalten sein!! Ich hoffe es, und möchte fast sagen, der Himmel ist Ihnen für so vieles unverdiente Leiden einen Ersatz schuldig. Möge ich künftig Ursache finden, mich mit Ihnen und über Sie und die Ihrigen zu erfreuen, wie ich (wie wohl da ich nicht helfen konnte und kein leidiger Hiobströster sein mag, stillschweigend) in den letzt verwichnen Jahren, mich fast täglich wenigstens alle Post und Zeitungs-Tage, mit Ihnen betrübte und grämte.

Ich besorge daß uns noch ein harter Strauß bevorsteht, bis wir mit dem guten Heinrich im Klaren und reinen Sinn (Reinen sind). Aber auch dieser wird vorüber

gehn. Denn daß dem Uebel nicht noch zu helfen sein sollte, kann und will ich nicht befürchten.

Da unsre gemeinschaftliche Theilnehmung an unserm Heinrich unsern alten Briefwechsel billig wieder in den Gang bringen sollte, so hoffe ich in ihrem nächsten durch die Nachricht auch von der völligen Wiederherstellung Ihrer, Ihren Kindern und Freunden so theuren Gesundheit erfreut zu werden. Der würdigen Schwester Salomon Geßners danke ich verbindlichst für Ihr gütiges Andenken, und bitte Sie, meiner Achtungsvollen Ergebenheit versichert zu sein.

Wie wenig, meine lieben Freundinnen, ahnte uns, als wir im September 96. nach so vielen glücklich beysammen gelebten Tagen uns wieder trennen mußten, daß in so kurzer Zeit soviel Unheil, Zerrüttung und Jammer über die Schweitz kommen würde!! Was könnten nun die beiden Hauptpartheyen, die in den Augen eines unparteyischen Dritten ungefähr gleich viel (wie wohl gegen ihre Meinung und Erwartung) zum Verderben ihres Vaterlandes beygetragen haben, was könnten sie nun gescheideres thun als sich brüderlich mit einander auszusöhnen und sich ehrlich und redlich bestreben, mit vereinigten Kräften die Wunden, die sie ihm geschlagen, so gut als möglich wieder zu heilen, und, durch so theuer erkaufte Erfahrungen gewitziget, mit ruhiger Besonnenheit wieder gut zu machen, was sie aus Irrthum und Leidenschaft verdorben haben? Es wäre hohe Zeit einmal aus dem bisherigen Taumel wieder zu sich selbst zu kommen. Ich bin sehr begierig zu erfahren, wie man es im Kanton Zürich anfangen wird, um Eintracht, Ordnung und eine weise Staatsverwaltung herzustellen, und wer diejenigen seyn werden, zu denen die Majorität das meiste Vertrauen hat.

Doch es ist Zeit, Ihre vom Lesen dieser langen Epistel ermüdeten Augen zu schonen. Leben Sie wohl, Meine herzlich verehrte liebe Schwester, und erfreuen mich recht bald wieder mit einem neuen schriftlichen Beweis, daß ich nicht allen Antheil, den ich einst an Ihrer Freundschaft hatte, durch meine anscheinende Gleichgültigkeit und Vernachlässigung verloren habe.

Lebenslänglich von ganzem Herzen

Ihr ergebenster und verbundenster Bruder

Wieland.

N.S.

Herzliche Grüße und Empfehlungen von Caroline Schorcht und der kleinen Louise, die in 4 Wochen ihr 14tes Jahr zurücklegen wird und eine sehr liebliche Frühlingsblume zu werden verspricht.

IX.

Ludwig Wieland an Heinrich Geßner.

Osmannstädt, den 26. Sept. 1800.

Wahrscheinlich haben Sie, lieber Bruder, mich schon längst aus der Liste Ihrer Angehörigen und Lieben ausgestrichen und mit Recht, denn womit kann ich das gänzliche Stillschweigen so mancher Jahre gegen eine Schwester, die ich zärtlich liebe, und einen Bruder, den ich so sehr achte, entschuldigen? Und doch ist die Ursache davon nicht Vergessenheit noch flatterhafter Leichtsinn, der aus dem Sinn verliehrt, was ihm nicht mehr ins Auge fällt; mich dünkt, es ist eine Eigenheit und Albernheit des Menschen von Gefühl, daß sie es wo nicht gar verbergen, doch selten an das Tageslicht bringen; sie glauben zu fest an eine innere gleichsam angebohrne Sympathie, die ohne äußere Nahrung gleich lebendig fortglüht. Um mich in Ihr Gedächtniß zurückzurufen, ist wohl nur ein Mittel übrig, nämlich mich Ihnen in Lebensgröße zu zeigen, und Dank sey es der Güte meines Vaters, daß es mit dieser Drohung wahrscheinlich Ernst werden wird.

Nur zwey Schwierigkeiten stehen diesem schönen Project in den Weg: Ihre Genehmigung, bei Ihnen eine Zeitlang verweilen zu dürfen, und der wieder auszubrechen drohende Krieg. Die zweyte ist die minder wichtige, da ein so harmloses Geschöpf, wie ich, sich schmeicheln darf, unangefochten zu bleiben, und der Schlupfe und Nebenwege ja überall so viele sind, auch kann der Krieg die Ausführung meines Planes nur eine kurze Zeit verzögern, denn die eiserne Nothwendigkeit wird bald den ersehnten Frieden herbeybringen, den despotische Willkühr vergebens aufzuhalten sucht.

Von meinen Ideen und Wünschen mit Ihnen auch in merkantilischer Hinsicht verbunden zu seyn, läßt sich besser mündlich reden, nur so viel möchte ich bald erfahren, ob Sie etwa gesonnen sind, den Buchhandel ganz aufzugeben? Zürich oder Bern ist, dünkt mich, der gelegenste Ort, von dem aus eine Buchhandlung ihre Flügel über Deutschland, Frankreich, Italien und England ausbreiten könnte. Das Gedeihen so vieler stupiden und unwissenden Buchhändler läßt mich hoffen, daß man bey diesem Gewerb mit etwas mehr Urtheilskraft und Bekanntschaft mit dem Geiste des Zeitalters ein beträchtliches Glück machen könne. Ein Mann allein, und wenn er auch der thätigste und geschickteste wäre, kann von Zürich aus, wegen der Entfernung des Ortes seine Geschäfte nicht über das nördliche Deutschland ausbreiten, wo doch gegenwärtig am meisten gelesen und geschrieben wird, daher wird ein Compagnon erfordert, der etwa in Leipzig ein Etablissement hätte, und dazu könnte ich mich bald tüchtig machen, wenn wir erst über den Plan des Ganzen einig wären.

Aber wenn auch diese unreife jugendliche Idee nicht Ihren Beyfall erhalten sollte, so kann doch der Aufenthalt in Bern für mich sehr nützlich seyn, weil er die beste Gelegenheit darbietet, sich die französische Sprache eigen zu machen. Auf jeden Fall machen Sie und Ihre liebe Frau sich gefaßt, mich bald an und auf dem Hals zu haben. Ich schließe diese Epistel, um mit meiner geliebten Schwester noch ein wenig vom Wiedersehen plaudern zu können. Leben Sie recht wohl und schenken Sie mir bald einige Zeilen.

Von ganzem Herzen der Ihrige

Louis Wieland.

(Nachschrift von Chr. M. Wieland.)

Ich kann nicht umhin, mein lieber Sohn Geßner, diesem Brief unseres Louis etliche Zeilen von meiner Hand beizufügen, um Euch sein Anliegen bestens zu empfehlen und Euch zu sagen, daß Ihr mir einen höchst angenehmen Dienst erweisen würdet, wenn Ihr ihn (versteht sich ohne Euern mindesten Nachtheil) für einige Zeit zu Euerm Kostgänger annehmen, ihm gute, nützliche Bekanntschaften in Bern verschaffen und ihn womöglich auf die Art, die er selbst wünscht, oder auf eine andere seiner Fähigkeit angemessene Weise beschäftigen wolltet. Ich hoffe, er wird Euer Zutrauen bald gewinnen. Er hat sehr viel Kopf, Anlagen und Charakter, und, seiner anscheinenden Kälte ungeachtet, kann ich für die Güte und Redlichkeit seines Herzens stehen. — Nun Adio mein lieber Sohn H. Ich umarme Euch von ganzem Herzen. E. G. V.

W.

X.

Heinrich Zschokke an Heinrich Geßner.

Basel, den 30. May 1801.

Habe herzlichen Dank, mein lieber Gesner, Du und Deine gute Frau, für die der Mad. Heiß und ihrer Familie bewiesene Güte. Die beiden Frauenzimmer sind sehr gerührt davon und lassen sich Dir und Deiner lieben Frau tausendmahl empfehlen. Beide sind in Mad. Gesner verliebt, möcht' ich sagen, und so begierig sie auch durch meine abendlichen Plaudereien waren, sie und Dich kennen zu lernen, so meinen sie doch, ich habe zu wenig gesagt. Man findet sie schön, man findet sie geistvoll, man findet sie bezaubernd im gesellschaftlichen Ton, — (und sie hat die Augen überall und bemerkt alles, sezt Dem. Heiß hinzu) und Gott weis, was mehr. Ich wenigstens habe in meinem Leben soviel Schmeichelhaftes, beinah Enthusiastisches von keinen Frauenzimmern über ein Frauenzimmer gehört. — Wär ich auch mit in Bern gewesen, und eben so verliebt in Deine Frau geworden, Du würdest mir schlechten Dank wissen.

Ich sehne mich nach der Gelegenheit, Dir Deine Gefälligkeit mit einer gleichen dankbar erwiedern zu können.

Den Dir gesandten Brief für Mad. Heiß schikke mir nur wieder, oder in einem Couvert an sie selbst. Denn sie will mirs nicht glauben, daß ich ihr geschrieben habe, und hab' ich darum schon tüchtige Vorwürfe bekommen.

Empfiehl mich herzlich Deiner liebenswürdigen Frau; — und Mönni und Heiri*) ein Schmäzle und — Dir auch einen von Deinem

Zschokke.

Was sagt auch Reinhard nun zur neuen Constitution? Das wird wunderlich genug gehen, wiewohl ich nicht verhele, daß meine Ideen in manchem mit dem B.schen Vorschlag übereinstimmen. Ich glaube Usteri hat meinen Aufsaz. Vielleicht hast Du ihn aber schon gesehen. — Ueber die Uneinigkeit und Unentschlossenheit unserer obersten Gewalten mögt ich krank werden.

Dem Bürger Heinr. Geßner, Nationalbuchdrukker in Bern.

---

*) Die Kinder Salomon und Heinrich Geßner.

XI.

Heinrich Zschokke an Gottlieb Lamme.

Bern, 25. Hornung 1802.

Allerdings, liebster Bruder, hättest du diesmal recht, auf mich böse zu sein, daß ich so lange nicht geschrieben. Ich selbst bin erschrokken, da ich, um deine im ersten Briefe mir gemachten Vorwürfe abzulehnen, unsere Correspondenz durchsehe, finde, daß du vollkommen recht hattest. Und doch war ich mit meinem Geist beständig bei euch drüben, und es war mir immer zu Muthe, als müßte ich eher von dir Antwort erwarten, denn geben. Ich habe mich seit meinem lezten dir gesandten Brief immer wohl befunden, an Leib und Seele. Ich war glücklich, war vergnügt und bins noch izt, und umsomehr, da ich mich meinem endlichen Ziele immer mehr nähere, nämlich fern vom Getümmel der Welt auf einem eigenen Landgut am Fuße der Alpen dem Landbau, den Wissenschaften und der Freundschaft zu leben. Dies war von jeher mein Lieblingswunsch.

So etwas aber will mit Vorsicht angefangen sein. Ich muß die Landwirthschaft practisch studieren, ehe ich hoffen kann, darin mit Glück anzukaufen und zu arbeiten. Man macht mir freilich aus übertriebener Freundschaft noch vielerlei Hindernisse. Die Regierung will mich nicht aus der politischen Carriere lassen und hat mich deswegen in die Hauptstadt der Schweiz hieher nach Bern gezogen, wo ich meinen Freunden zu gefallen die Winterszeit zubringen will.

Aus den Zeitungen, wenigstens aus der Posselt'schen Allgemeinen Zeitung, wirst du ersehen haben, daß ich am Ende des alten Jahres meine Stelle in Basel niedergelegt habe und daß die Regierung lange nicht daran wollte, mich zu entlassen und meine Stelle wiedern zu besezzen. Es geschah endlich, nachdem ich versprochen, nach Bern zu kommen.

Allerdings mus es dir in deiner Gegend seltsam vorkommen, daß ein Mann, der drei bis vier Jahre lang in bedeutenden öffentlichen Aemtern stand, endlich wieder gegen den Wunsch der höchsten Behörden resignirt. — Nichts aber ist hier natürlicher. Frankreich erhält die Schweiz fortdauernd in Abhängigkeit und revolutionären Bewegungen — die öffentlichen Aemter sind bei jeder Revolution unsicher — ich bin nicht reich genug, um es gleichgültig ansehn zu können in späteren Jahren durch eine Staatsrevolution eclipsirt zu werden. Ich entferne mich also vorsichtig zur rechten Zeit, begleitet von der Liebe des Volks und der Achtung der Regierung. Wen du aus der Schweiz sprechen hören wirst (mit Ausnahme der Emigranten) über mich, wird zu deiner Zufriedenheit von mir reden. Dies ist genug für mich. Ich sehne mich nach festem Eigenthum. Ich bin über 30 Jahr, und will mich verheurathen, sobald ich mein Etablissement gegründet und eine annehmliche Parthie gefunden habe. Ich stehe wegen eines Landgutes in verschiedenen Gegenden in Unterhandlung. Mein Kapital kann nirgends sicherer und mit meinen Neigungen übereinstimmender angelegt werden. Nächstens meld' ich dir davon mehr. Nach einigen Jahren, sobald mein Gut arrangirt ist, werd' ich wieder in Staatsgeschäfte eintreten.

Noch vor einiger Zeit schenkte mir Malans in Graubünden, als Beweis seiner Erkenntlichkeit, sein Ortsbürgerrecht. Schweizerisches Ortsbürgerrecht ist verschieden vom Staatsbürgerrecht. Durch jenes erhielt ich für mich und meine Nachkommen Antheil an allen Waldungen, Gemeindeweiden und Alpen einer der ansehnlichsten Gemeinden von Bünden. Auch die Stadt Basel schien mir, den Aeußerungen einiger bedeutender Männer

zufolge, etwas Aehnliches zuzudenken. Aber das Ortsbürgerrecht der Stadt Basel ist nicht halb so einträglich und nützlich, indem Basel wenig Gemeingüter und keine Alpen hat.

Ich verspreche dir nächstens mehr zu erzählen. Dies hier nur einstweilen. — Grüß' alle Schwestern, Schwäger, alte und neue Verwandte. Wie stehts mit dem kleinen Philipp Nizze,*) schreibe mir ob er fleißig sei, und wieviel ich für seine Lehrstunden zu zahlen schuldig bin. Ich will das Geld sodann ohne anders durch ein Handelshaus in Basel nach Magdeburg übersenden. Doch ich schreib ihm auch selbst ein Paar Worte. — Grüß mir den lieben Berendson und die ganze Sippschaft. Sollt' ich alle ihre Namen nennen, so müßt' ich zu jedem Brief ein Wörterbuch oder Namenregister drukken lassen. Ich umarme dich im Geiste.

Dein Heinr. Zschokke.

XII.

Heinrich von Kleist an Heinrich Zschokke,

Adresse: An den Bürger Regierungs-Statthalter Zschokke zu Bern in der Gerechtigkeitsgasse neben dem Café italien.

Thun, den 1sten Februar 1804.**)

Mein lieber Zschokke, suchen Sie nur gleich das Ende des Briefes, wenn Sie nicht Zeit haben, mehr als das Wesentliche desselben zu lesen. Da will ich alles, was ich für Sie (oder eigentlich für mich) auf dem Herzen trage, registerartig unter Nummern bringen. Vorher aber noch ein Paar Worte Geschmätz, wie unter Liebenden.

Ich kann erst in etwa zwei Wochen aufs Land ziehen, wegen eines Mißverständnisses, das zu weitläufig und zu nichtbedeutend wäre, um Sie damit zu unterhalten. Ich wohne also in Thun, nahe am Thore — übrigens kann man hier nicht wohl anders wohnen. Ich gehe häufig auf's Land, besehe noch mehrere Güter, mache es aber, nach Ihrem Rathe, in allen Stücken wie der berühmte Cunctator. Indessen gestehe ich, daß mich mancherlei an dem Ihnen schon beschriebenen Gute zu Gwat reizt, besonders der Umstand, daß es kein Haus hat, welcher mir die Freiheit gibt, mir eines a priori zu bauen. Auch ist es so gut wie gewiß, daß der Besitzer mit 24,000 Pfd.***) zufrieden sein wird. Leute, unpartheiische, meinen, unter diesen Umständen sei das Gut weder zu theuer, noch besonders wohlfeil, und gerade das könnte den Kauf beschleunigen, denn es flößt mir Vertrauen ein. Ueberdieß hat der Mann eines von den Gesichtern, denen ich zu trauen pflege, man mag die Physiognomik schelten, so viel man will. Damit will ich sagen, daß ich so ziemlich gesinnt sei, fortan dem eigenen Lichte zu folgen. Denn zuletzt muß man doch in der Welt an Rechtschaffenheit glauben, und alles Fragen um Meinung

---

*) Ein Waisenknabe, den Zschokke auf seine Kosten erziehen ließ.

**) Diese unrichtige Jahreszahl ist auf dem mir vorliegenden Original von fremder, d. h. unstreitig Zschokkes Hand mit schwärzerer Tinte in 1802 umgeändert. Denselben Fehler machte Kleist einen Monat später in seinem Briefe vom 18. März an Ulrike, und daher rührt denn auch der Irrtum Bülows (S. 25), welcher Kleists Berner Aufenthalt in den Winter 1800—1801 verlegt.

***) Ein Berner Pfund (eine nie geprägte und nur als Rechengröße bestehende Münze) = 7 Batzen beträgt 1 Frank heutiger Währung.

und Rath kann uns davon nicht erlösen, weil wir doch wenigstens an die Rechtschaffenheit dessen glauben müssen, den wir um Rath fragen. Wie stehts mit Ihrer Lust zum Landleben? Wie stehts mit der Schweizer-Regierung? Denn das hängt zusammen, und inniger als Sie mir gesagt haben. Immer hoffe ich noch, Sie einmal irgendwo im Staate wieder an der Spitze zu sehen und nirgends, dünkt mich, wären Sie mehr an Ihrer Stelle, als da. — Was mich betrifft, wie die Bauern schreiben, so bin ich ernsthaft gesprochen, recht vergnügt, denn ich habe die alte Lust zur Arbeit wiederbekommen. Wenn Sie mir einmal mit Geßnern die Freude Ihres Besuches schenken werden, so geben Sie wohl acht auf ein Haus an der Straße, an dem folgender Vers steht: „Ich komme, ich weiß nicht von wo? Ich bin, ich weiß nicht, was? Ich fahre, ich weiß nicht, wohin? Mich wundert, daß ich so fröhlich bin.“ Der Vers gefällt mir ungemein und ich kann ihn nicht ohne Freude denken, wenn ich spazieren gehe. Und das thue ich oft und weit, denn die Natur ist hier, wie Sie wissen, mit Geist gearbeitet, und das ist ein erfreuliches Schauspiel für einen armen Kauz aus Brandenburg, wo, wie Sie auch wissen, der Künstler bei der Arbeit eingeschlummert zu sein scheint. Jetzt zwar sieht auch hier unter den Schneeflocken die Natur wie eine achzigjährige Frau aus, aber man sieht es ihr doch an, daß sie in ihrer Jugend schön gewesen sein mag. Ihre Gesellschaft vermisse ich hier sehr, denn außer den Güterverkäufern kenne ich nur wenige, etwa den Hauptmann Mülinen*) und seinen Hofmeister, angenehme Männer. Die Leute glauben hier durchgängig, daß ich verliebt sei. Bis jetzt aber bin ich es noch in keiner**) Jungfrau, als etwa höchstens in die, deren Stirne mir den Abendstrahl der Sonne zurückwirft, wenn ich am Ufer des Thuner Sees stehe. Nun genug des Geschwätzes. Hier folgen die Bitten:

1. Ich bitte dem Ueberbringer dieses, Fuhrmann Bucher, den Koffer aus Basel wenn er im Kaufhause angelangt sein sollte, zu übergeben.
2. Ihn in meine ehemalige Wohnung zu schicken, wo er noch einen Koffer, einen Rock und einige Wäsche in Empfang nehmen soll.
3. Ihn zu Geßnern zu schicken, wo er die bestellten Bücher übernehmen soll.
4. Dem Knaben, der mir aufwartete, zu sagen, daß er sich bei dem Huthmacher, der Geßnern gegenüber wohnt, meinen alten von mir dort abgelegten Huth hohlen soll.
5. Mich unaufhörlich herzlich zu lieben, wie in der ersten Stunde unseres Wiedersehens.

Heinrich Kleist.

---

*) N. Friedrich von Mülinen, der nachherige Schultheiß der Stadt und Republik Bern, auch bekannt als Geschichtsforscher und Sammler schweizerischer Antiquitäten.

**) Diese Verwechslung von Dativ und Akkusativ kommt im Original der Briefe Kleists mehrmals vor. (Vgl. Julian Schmidt III, 416.)

XIII.

J. R. Meyer Vater an Heinrich Zschokke.

Monsieur Tschokké à Berne.

Ihren Entschluß, verehrungswürdigster Freund, unseren Canton und unsere Gegend zu bewohnen, ware für mich und meine Familie eine der angenehmsten Nachrichten, sowie es für jeder meiner Mitbürger sein wird, der das Glück haben wird, Sie kennen zu lernen. Obschon bey uns noch manches ins reine zu bringen ist, so hoffe Sie werden in Ihrem Zutrauen in Ruhe bey uns leben zu können, nicht betrogen seyn.

Männer von reinem Bidersinne, die jedes Gute am Menschen schätzen und ohne Vorurtheil und Leidenschaft handeln, wirken überall gutes und verbreiten Glück. Seyen Sie mir herzlich willkom Edler Man! Was ich für Sie thun kan ist Pflicht. Kommen Sie wan Sie wollen. Ihr Zimmer ist zu Ihrer Aufnahme bereit biß Sie einen Ort gefunden, der Ihren Planen und Wünschen entspricht.

Herr Mürset Verwalter in Biberstein ist ein brafer Mann, hat mehrere schöne Zimmer — bey dem, wie ich nicht zweifle, Sie auch die Kost haben können. Diß Alles können Sie selbst besichtigen, verabreden und beschließen.

Wir freuen uns nach gemachter Hoffnung Sie bald wieder zu sehen. Empfahen Sie von meiner Frau wie von mir die Versicherung unserer Hochschätzung und Ergebenheit —

J. R. Meyer Vater.

Aarau, d. 8. Merz 1802.

XIV.

Heinrich Geßner an Heinrich Zschokke.

Auf dem Schlößli bei Bern, 20. October 1802.

Du hast also auch herunter gemußt von Deiner Warte! Man erzählte sich vieles von Dir, Du habest mit dem Landsturm ziehen müssen, in Basel seyest Du ebenfalls weggeschickt worden u. dglch.

Ich blieb die ganze Zeit in Bern und hielt mich heilig verpflichtet, bei meiner hochschw. Frau und Kindern Alles zu erwarten — und wurde recht tüchtig gehudelt. Gleich in den ersten Tagen ward mir die Druckerey versiegelt und der Befehl vom General von Wattenwyl ertheilt, Bern sogleich zu verlassen; ich reclamirte als Angestellter der Regierung nach § 5 der Capitulation und schrieb an den General selbst, nicht beleidigend aber sehr stark. Der Unterstatthalter zeigte mir an, bleiben zu können, bis ich Antwort hätte, welche aber ausblieb und so blieb ich von Häschern und Spähern umringt, wie ein Verbrecher. Auf die Publication, daß jeder Fremde eine Sicherheits-Charte haben müsse, meldete ich mich ebenfalls, erhielt aber in derben Ausdrücken zum zweyten Mal das Consilium abeundi. Ich erklärte mich heftig gegen den Unterstatthalter, nicht von der Stelle zu weichen bis Bajonette mich wegtrieben. Endlich ward ich an den Statthalter Bay gewiesen, der auf eine wirklich liberale Art, auf mein Ehrenwort mich still und ruhig zu halten, sich garant für mich erklärte und mir bis in die kleinsten Nuancen Wort hielt.

An Bruder Louis aber übten die Herren ihre ganze Insolenz — eines Morgens wurde er zum Polizey-Director Wild gerufen, der ihm anzeigte, auf allerhöchsten Befehl in Zeit von 12 Stunden die Stadt zu räumen, er erbat sich eine nähere Erklärung dieser einmaligen Verfügung, worauf ihn Wild an den Chef der Militär-Polizey, Hrn. Steck von Lenzburg, wies. Nach öfterem Versuch, diesen mündlich zu sprechen, frug er ihn schriftlich und erbat sich einen Paß auf Zürich, indem er nicht glaube, daß ihr Banissement über die Grenze des Cantons sich erstrecke. Diß war die einzige Pointe des Billets. — Gleich nachher kam Befehl, welcher wörtlich lautete: Ludwig Wieland von Weimar soll innert zwey Stunden außert der Stadt seyn, sonst wird er durch Harschire hinaus geführt, unterzeichnet Steck von Lenzburg. Diesem Befehle ward ein Paß auf Basel beygelegt. Wie ein Deus ex machina fand sich Kleist und seine Schwester, die eben über Neuchatel nach Jena reisen wollten, und nun ihre Abreise mit Louis sogleich beschlossen — ich erbat mir nun einen Paß vom Unterstatthalter auf Neuchatell, sandte denselben ins General-Quartier zum Unterzeichnen, mit dem Bedeuten, daß Louis eine Gelegenheit gefunden hätte in der beraumten Zeit über Neuchatel zu verreisen. Die Herren sagten aber: Der Leckersbub soll über Basel und in einer Stunde weg seyn, und zerrissen den zweyten Paß. Kleist entschloß sich, über Basel zu reisen, und so waren sie in einer Stunde fort.

Wild kam und hielt Haus-Visitation. Louis' ganzes Verbrechen war, wie sich jetzt Hr. Steck entschuldigte, daß Kleist und Wieland vor dem General-Quartier gestanden und gelacht hätten. So toll sanscüllotisirten diese Herrn. — Der alte Wieland wird ihnen aber etwas erzählen.

Noch war ich im Falle ein neues Logis zu beziehen, fand aber keine Möglichkeit eines in der Stadt zu finden und wohne nun seit einigen Tagen eine kleine Viertelstunde vor dem oberen Thore, ruhig und zufrieden, von dem Getümmel entfernt zu sein.

So durchlebt ich diese tolle Episode unserer immer trostloseren Revolution.

Es hat die Schwäche unserer Regierung und die Hirnwuth der Aristokratie gebraucht, um uns aufs neue und mehr als jemals — und ich bins überzeugt, auf immer — unter Frankreichs Zucht zu bringen. — Wir sind verloren für die Einheit und den Föderalismus, die Oligarchie hat sich selbst herabgewürdigt und die gute Opinion, die man noch von ihr hatte, selbst gemordet und die Republikaner sich in einer Schwäche gezeigt, die sie ebenfalls annullirt. — —

Du weißt die Begebenheiten seit Rapps Ankunft. Ney scheint mit Energie handeln zu wollen und keinen Spaß zu verstehen. Reding ist politisch verloren — ich wünschte für ihn noch ein ehrenvolles Zurücktreten. Du weist die drey Deputirten des Senates, Müller Friedberg, Rüttimann und Püdouz — Wie die Cantons-Wahlen ausfallen mögen? —

Die Tragicomödie hat mich in ökonomischer Hinsicht sehr beschädigt, ich werde mehr als je nur meinem Berufe leben. Thue als Freund was Du kannst. —

Pestaluzz und sein Institut existiren noch. Diese Sache geht — auch das Ausland intreßirt sich.

Rengger grüßt Dich, er ist noch mit dem Ministerium des Innern und der Polizey beauftragt. Usteri ist in Tübingen. Schreibe mir öfter und ich antworte Dir immer.

Was macht Hofmann und das Institut in Aarau?

Lebe wohl, meine Lotte grüßt Dich.

Dein Geßner.

— Gruner ist in Bern und hat etwas rappelköpfisch seine Demission als Bergdirector gegeben. —

Nachtrag.



I.

C. M. Wieland an Heinrich Geßner.

1.

Weimar d. 9. Januar 1804.

Lieber Sohn,

Ich melde Ihnen nur mit wenigem, daß ich sub dato 26. Dec. vor. Jahres einen großen Brief von Zellwegern erhalten, worin er mir Ihren sehnlichen Wunsch, Ihr gutes Weib und Ihre hoffnungsvollen Kinder wieder bey sich zu haben, eröfnet und mit vieler Umständlichkeit alle nur erdenklichen Gründe gelten macht, welche mich zu Ertheilung meiner Einwilligung bewegen sollten. Sie kennen mein Herz, l. Heinrich, und so brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen, daß ich mich bloß an Ihren Platz zu denken brauche, um keine andern Beweggründe nöthig zu haben, mein fiat zu Ihren Wünschen zu geben. Ich würde vielleicht nicht so schnell entschlossen sein, wenn ich Ihnen nicht zutraute, daß Sie, weit entfernt diesen Beweis meiner Liebe und meines Vertrauens in die Rechtschaffenheit Ihres Gemüths, zu mißbrauchen, sich solchen vielmehr zu einem kräftigen und täglich sich neubelebenden Beweggrund dienen lassen werden, für Ihr Weib und für Ihre Kinder, d. i. für alles, was einem edeln und guten Mann das liebste und heiligste ist, aus allen Ihren Kräften zu arbeiten, und keine Aufopferung sich dauern zu lassen, die Sie den großen Pflichten gegen diese Ihnen von Gott anvertraute theure Gegenstände Ihrer Vorsorge und Treue zu bringen durch Ihre Lage aufgefordert werden.

Ich zweifle nicht daß die gute Mama meine vorzüglich geliebte Tochter freundlich aufnehmen werde: so wie ich mir von Lotte zuversichtlich verspreche, daß sie alle Pflichten der Liebe, des Gehorsams, der Nachgiebigkeit und Geduld mit den Infirmitäten des Alters u. s. w., welche sie einer leiblichen Mutter schuldig wäre, mit frohem und gutem Herzen auch gegen die Mutter ihres Heinrichs erfüllen werde.

Ich würde ungerecht gegen meine wackere Lotte zu seyn glauben wenn ich nicht nur in ihren guten Willen sondern auch in ihre Kraft zum Vollbringen des Guten den mindesten Zweifel setzen wollte.

Ihr seyd nun beyde, liebe Kinder, zu ernstlicher und muntrer Ausübung jeder häuslichen und moralischen Tugend aufgefordert, und allein in Ausübung derselben aber in dieser auch unfehlbar, werdet ihr Gemüthsruhe, Zufriedenheit und reine Lebensfreude finden.

Zu eurem Unterhalt will ich, so viel ich vermag und so lang es nöthig ist, von Herzen gern das Meynige beytragen, und erwarte deßhalb nur von Ihnen, l. G. oder von Lotte nähere Fingerzeige.

Weil ich Lotte jetzt nicht selbst schreiben kann, so werden Sie Ihr dieses Blatt unverzüglich mittheilen. Gott lege seinen besten Segen auf eure Wiedervereinigung!!

Der Tod der guten rechtschaffenen Tante*) ist mir eben so nahe gegangen, als es Euch schmerzlich seyn wird zu hören, daß Herder, dessen bloßer Nahme alle Beywörter unnöthig macht, nach einer langwierigen, höchst verwickelten, und peinvollen Krankheit, am 18. vorigen Monats seiner Familie, seinen Freunden und der Welt entrissen worden ist.

Dies ist das Loos der Menschheit auf welches wir gefaßt sein sollten.

Sagen Sie meiner geliebten Freundin und Schwester Ihrer guten Mutter, recht viel Freundschaftliches in meinem Nahmen. Ich befinde mich in meinem 71sten Jahre so wohl, daß es beynahe ein Wunder in meinen Augen ist. So viel für diesmahl.

Adieu, liebe Kinder! Herzliche Grüße von allen euren Geschwistern.

E. g. Vater
Wieland.

2.

Weimar, den 26. März 1804.

Mein lieber Sohn Geßner,

Ich erschrecke ein wenig da ich sehe, daß zwischen Ihrem mir sehr angenehmen Briefe vom 26. Januar, und dem, den ich itzt an Sie zu schreiben beginne, zwey volle Monate verflossen sind. Diese Zwischenzeit ist mir unter mancherley Abhaltungen, Beschäftigungen und kleinen Verfallenheiten, wie Wasser zwischen den Fingern entschlüpft. Unter die sehr interessanten Abhaltungen gehörte der gegen 10 Wochen gedauerte Aufenthalt der weltberühmten Tochter eines weltberühmten Vaters, der Madame de Stäel, gebohrne Necker, unter uns: einer Frau, von welcher ihre Wiedersacher und Neider nicht genug Böses und ihre Freunde nie genug Gutes sagen können. Ich gehöre unter die letztern, und müßte ein kleines Buch schreiben, wenn ich alles Vortreffliche, Lobens- und liebenswürdige, was ich an dieser auserordentlichen und in ihrer Art einzigen Frau durch einen beinahe täglichen Umgang in dieser Zeit kennen gelernt habe, nach Würden beschreiben wollte. Ihr habe ich auch die Bekanntschaft des berühmten Benjamin Constant, ehmaligen Mitglieds des Raths der Tribuns zu Paris, zu danken, eines der vorzüglichsten Sterblichen, die mir in meinem Leben vorgekommen sind. Außer diesen beschäftigte mich seit dem Anfang dieses Jahres die Ausarbeitung eines für Herrn Cotta (einem ältern Versprechen zu Folge) zu einem Taschenbuch bestimmten Seitenstücks zu Menander und Glycerion. (Dieses letztere ist Ihnen vermuthl. schon bekannt; wo nicht, so lassen Sie sich von Cotta ein Exemplar für unsre liebe Lotte, auf meine Rechnung geben.) Noch ein Umstand endlich hat den Verzug meiner Antwort um 14 Tage verlängert, und dieser ist, daß ich Vossens Antwort auf einen Brief abwarten wollte, den ich ihm schrieb um Ihm Ihr Gesuch, Verleger seines vorhabenden vollständigen Wörterbuchs zu werden, aufs nachdrücklichste zu empfehlen. Ich sende Ihnen nun hiebei seine Antwort in originali, woraus Sie sehen werden, daß Herr Böttiger nicht wohl informirt war, wenn er die Ausgabe dieses großen Werkes, zu welchem Voß erst noch die Materialien sammelt, für so nahe hielt. Es kann sich damit noch 5 bis 6 Jahre verziehen. Indessen hoffe

*) Salomon Geßners unvermählte Schwester Anna.

ich doch Ihnen versprechen zu können, daß, wenn es einst bis zum Anfang des Drucks vorgeschritten ist, kein andrer, als Sie den Verlag bekommen soll. Indessen müssen Sie sich so viel möglich bemühen, solide und fortdauernde Verlagsartikel zu erhalten, um dadurch einen festen Grund Ihrer neuangehenden Handlung zu legen; mit kleinen Flugschriften und Artikeln, die nur Eine, höchstens zwey Messen gelten und dann im todten Meer untersinken, wie z. B. Romane, Schauspiele u. drgl. ist Ihnen dermahlen wenig gedient. Cotta ist ganz gewiß ein braver Mann; lassen Sie sich durch nichts an ihm irre machen; seine Freundschaft wird Ihnen in der Folge gewiß nützlich werden.

Ihre Familie ist nun hoffentlich in dem Augenblick da ich dieses schreibe, wieder in dem mütterlichen Hause mit Ihnen vereinigt. Ich wünsche dessen recht bald von unsrer Lotte versichert zu werden, und nehme an Ihrer aller Freude darüber herzlichen Antheil. Befestigen Sie sich, mein lieber Heinrich, nur täglich immer mehr in den schönen und rechtschaffenen Gesinnungen und Vorsätzen, die Ihre beiden letzten Briefe mir mit so wahrer Herzlichkeit darlegen. Sobald Sie soviel über Ihre natürliche Indolenz gewonnen haben werden, daß Sie in ausharrender Thätigkeit endlich die Quelle Ihres größten Vergnügens finden, so haben Sie gewonnen, und die Arbeit wird Ihnen immer weniger mühsam werden und leichter von der Hand gehen. Es ist gewissermaßen gut, daß die böse Stimmung Ihrer werthen Mitbürger Sie nöthiget, alles Ihr Vergnügen im Schoß Ihrer Familie, in Ihren Geschäften und im Umgang mit etlichen wenigen Freunden zu suchen und zu finden. à quelque chose malheur est bon! Sie können darauf rechnen, daß Sie von diesem Jahr an, jährl. 400 fl. oder 40 N. ldor. (hier Carolin genannt und mit 4 Laubthl. gleichgeltend) von mir erhalten sollen. Nur muß Sie bitten, mir dermahlen (wenn es Ihnen anders möglich ist) noch bis nach der nächsten Ostermesse, Zahlungsfrist zu geben, wo ich Ihnen sodann besagte Summe, durch einen in Frankfurt am Mayn (wofern dieser Platz Ihnen gelegen ist) sogleich zahlbaren Wechsel, auf einmahl übermachen werde. Der Beweggrund warum Sie diesen Vorschuß nicht anders als Darlehensweise annehmen wollen, ist so beschaffen, daß ich ihn, in Rücksicht auf die übrigen Glieder meiner Familie, für gültig anerkennen muß. Nur wünsche ich, daß wir erst mit unsrem zeitherigen Conto corrente ein für allemahl auf dem Reinen wären, welches aber wohl nicht eher möglich sein wird, bis Herr Wolf Ihnen seine Rechnung abgelegt haben wird. Sehen Sie doch dahin, daß dieses bald geschehe. Was ich unsrer Lotte nach Burgdorf übermacht habe, ist und bleibt indessen ein kleines väterliches Don gratuit, das mit Unsrer Rechnung nichts zu thun hat.

Ich muß hier abbrechen um die Post nicht zu versäumen. Ich füge also nur noch hinzu, daß ich selbst und was um mich ist, uns wohl befinden, daß ich von Wilhelm sehr gute, von Louis wenigstens nicht schlimme, und auch von Reinholds ganz vorzügliche Nachrichten erhalten habe.

Meine herzlichen Grüße an Ihre gute würdige Frau Mutter! Tausend Grüße von allen den Meinigen an Sie alle. Ich umarme und segne Sie, meine Tochter und lieben Enkel von ganzem Herzen als

Ihr treuer Vater und Freund

Wieland.

Machen Sie meinem ehrwürdigen alten Freund dem Chorherrn Tobler meine herzliche Empfehlung. In meinem nächsten Brief an Sie werde ich auch ein kleines Briefchen an ihn beylegen.

Auch der gute Chorherr Hottinger soll seine ihm so lange vorenthaltende rückständige Bände meiner Sämtl. Werke erhalten, sobald ich weiß, wie?

3.

Undatirt. Sommer, 1804.

Lieber Sohn Heinrich,

Ohne meine Schuld habe ich Sie länger als mir lieb war auf die versprochenen 400 fl. warten lassen müssen. Endlich erfolgen sie hier in einem auf Sicht zahlbaren Wechsel, dessen Werth Sie bey Herrn Johann Martin Hohwiesner in Frankfurt am Mayn sofort erheben können.

Herr Hofrath Böttiger ist endlich vor 14 Tagen nach Dresden, als dem nunmehrigen Ort seines Aufenthalts, abgegangen,*) und hat dadurch ein vacuum bey uns, besonders auch bey mir, verursacht, welches so leicht nicht zu erfüllen sein wird. Seine neuen Verhältnisse werden natürlicher weise die Folge haben, daß er den Angelegenheiten seiner entfernten Freunde weniger Aufmerksamkeit wird schenken können, wenigstens bis er in seinem neuen Nest recht erwarmt sein wird. Indessen bin ich gewiß, daß Sie dem ungeachtet nicht nur auf seinen guten Willen, sondern auch auf seine Thätigkeit sicher rechnen können; nur wird nöthig sein, daß Sie ihn fleißig durch Briefe an Sich und ihre vorhabenden Unternehmungen erinnern. Ich erbiete mich Ihnen hierin zur Mittelsperson. Schicken Sie alle Briefe, so Sie ihm von nun an schreiben werden, ohne couvert gerade zu an mich, so soll er solche jederzeit auf dem nächsten Weg und in der kürzesten Zeit durch mich erhalten. Auf gleiche Weise wird er dann auch seine Antworten über Weimar an Sie gelangen lassen. Dies ist für Sie und ihn das Bequemste.

Von Louis habe ich seit 6 bis 7 Wochen keine Nachricht. Er ist noch in Wien und hofft immer, wiewohl bei sehr unsichern Anscheinungen, daß sein Schicksal auf diese oder jene Weise eine günstigere Wendung nehmen werde. Zu einem Vermittler zwischen ihm und Herrn Göschen tauge ich ganz und gar nicht, da ich selbst mit Göschen über den Fuß gespannt bin, und die unbillige und linkische Art, wie er mein neuerliches Verhältniß zu Hrn. Cotta aufnimmt, mich wenig Vergnügen von einer Unterhandlung mit ihm über die Erzählungen und Dialogen unsres Louis hoffen läßt. Wenn Sie, lieber Geßner, nicht alle Ursache hätten Göschen vor den Kopf zu stoßen, so wäre freylich der kürzeste Weg aus der Sache zu kommen, wenn Sie beyde Theile mit einander in die Welt schickten. Da dies aber ohne Hrn. Göschen zu beleidigen nicht angeht (es wäre denn, daß Louis sich selbst an Göschen wendete und eine gutwillige Abtretung des an den 1. Theil der E. u. D. erworbenen Verlagsrecht von ihm erhalten könnte) so sehe ich kein anderes Mittel als entweder von dieser, ohnehin für Sie unbedeutenden Speculazion gänzl. zu abstrahieren, oder die neuen Erzählungen und Dialoge unter einem neuen Titel, allenfalls als Taschenbuch für das Jahr 1805 herauszugeben. Ich wünsche aber, daß Sie hierüber Selbst mit Louis unmittelbar correspondieren möchten.

Hoffentlich ist es itzt wieder ruhig in Ihrem der Eintracht und Ruhe so sehr bedürftigen Vaterland. Daß Sie, lieber Sohn, sich alles und jedes Antheil an Politischen Verhältnissen, also à plus forte raison, aller Einmischung in Partheyen, Cabalen und Intrigen gänzlich enthalten, sich ganz in Ihr Schneckenhäuschen zurückziehen, Ihren Geschäften mit möglichstem Fleiß obliegen und durch ein solches unsträfliches, ruhiges, mit dem gegenwärtigen Zustand der Republik zufriedenes Verhalten mit der Zeit und nach und nach das verlorne Zutrauen Ihrer Mitbürger wieder zu gewinnen suchen, ist, meiner Ueberzeugung nach, das Beste oder vielleicht Einzige gute Theil, das Sie erwählen

*) Als Studienlehrer der kurfürstlichen Pagen mit dem Charakter als Hofrath. Bald darauf wurde der treffliche Archäolog Mitglied des französischen Instituts.

konnten. Gehen Sie immer auf diesem geraden Wege fort, und ich hoffe Sie werden sich am Ende wohl dabey befinden.

Ich sehe mit Verlangen einem Brief von der lieben Lotte entgegen der mir von Eurem allseitigen Wohlbefinden erfreuliche Gewißheit gebe.

In meinem kleinen Hause ist alles gesund und wohl. Tausend herzliche Grüße an Ihre gute ehrwürdige Mutter, an den rechtschaffnen alten Chorherrn Tobler und an Jeden, der sich meiner freundl. erinnern mag. Adieu, l. Heinrich. Ich umarme Sie, Ihre Lotte und eure l. Kinder von ganzem Herzen.

Euer getreuer Vater

Wieland.

N.S.

Ich bin in einiger Verlegenheit, was ich Euch auf Eure Anfrage wegen des Chorherrn Hottingers antworten soll. Sein Betragen gegen Euch ist ohne Zweifel unartig und beleidigend. Ich fürchte aber daß ich dadurch, daß ich ihm seit dem Anfang der fatalen Unruhen in der Schweiz, keine Zeile geschrieben, villeicht die meiste Veranlassung dazu gegeben haben möchte, da er in einem so hohen Grade hypochondrisch und kränklich reizbar ist. Vor der Hand, weiß ich keinen bessern Rath, als Geduld zu haben und Beleidigungen wenigstens nicht durch Beleidigungen zu erwiedern.

4.

Weimar d. 18. December 1805.

Hier, lieber Sohn Geßner schicke ich Ihnen

1) einen Theil des Mscpts des Fernow'schen 1. Theils, wovon der Rest in kurzem folgen soll.*)

2) Den Beschluß der Vögel des Aristofanes. Die Noten werden dem Setzer sowohl als dem Corrector viel zu schaffen machen — was mir leid ist; aber alles, was ich zum soulagement des einen und des andern thun konnte, war, wenigstens so leserlich und deutlich zu schreiben als mir möglich ist.

Für den 2ten Band des Att. Museums haben Sie zwey Abhandlungen, eine über die Helene des Euripides und eine über die Vögel zu erwarten; vielleicht auch wohl eine Uebersetzung eines neuen Stücks vom Aristofanes.

Ich erinnere mich nicht, ob ich Ihnen schon geschrieben habe, daß Sie, meiner Meinung nach, wohl thäten, den Pränumerations-Termin auf die Geßner-Guaschen ꝛc. noch zu verlängern. Der Krieg kann, theils wegen der furia, womit er angefangen worden, theils und hauptsächlich wegen Mangel an Lebensmitteln und Fourage für Menschen und Vieh, von keiner langen Dauer sein; Wie wohl man gestehen muß, daß der blutigste Krieg immer noch besser wäre, als ein schlechter Friede, der auch von keiner Dauer seyn könnte. Auf jeden Fall aber müßte es sehr übel gehen, wenn wir Bewohner des Nördlichen Deutschlands nicht sicher seyn sollten.

Ueber die Kriegerische Miene, die Ihr Helvezier macht, lächeln hier zu Lande viele. Ich meines Orts hoffe und glaube daß die Sache, wenigstens als eine militärische Uebung für Euch von einigem Nutzen seyn und auch zu Befestigung eurer dermahligen innern Verfassung dienen könne. Nur sollten Eure Obern zu verhindern

---

*) Von dem Kunstschriftsteller Karl August Fernow (1763—1808) erschienen bei Geßner: Römische Studien, 3 Bde., Zürich 1806—1808; und später: Canova und dessen Werke, 1806; Ariostos Lebenslauf, 1809.

suchen, daß nicht so viel Wesens davon in der Canstadter Post-Amts-Zeitung gemacht würde.

Louis ist wohlbehalten bey uns angekommen und wird diesen Winter zu Jena leben und — Komödien machen. Mög es ihm wohl bekommen! Uebrigens ist er noch der Alte, und wird schwerl. jehmahls anders werden als wie Sie ihn kennen.

So eben höre ich der Friede sey bereits so viel als geschlossen. Wenn das ist, so ist er gewiß schlecht. Sey er übrigens wie er will, wenn er nur wenigstens ein Viertel-Jahrhundert dauert.

Adieu, lieber Heinrich und liebe Lotte. Möge das Jahr 1806 für Euch und uns alle ein glückliches segensvolles Jahr seyn!

Der l. Mama meine herzlichsten Grüße und Wünsche! Adieu. Ich umarme Euch, eure Kinder, und alles was Gessner heißt.

1000 Grüße von euern hiesigen Geschwistern! Wir befinden uns alle wohl, bis auf Minchen, die schon etliche Monate an den Augen leidet. Den Erler'schen geht es in ihrer neuen Lage so wohl als sie wünschen können, nur die Glatzische Landesart und Menschenrace, die ungefähr der Böhmischen gleich ist, befremdet sie noch; doch wird die Gewohnheit auch das unangenehme wenigstens erträglich machen. Mit mir steht es noch immer ganz gut, und der Himmel scheint zu euern guten Wünschen sein fiat zu sprechen. Offenherzig zu reden, ich liebe das Leben, und fürchte den Tod nicht, denke aber so wenig an ihn als möglich — und glaube daß dies die beste Art ist unvermerkt aus dem Leben herauszurutschen.

Nochmals adio!

5.

Weimar d. 6. July 1810.

Lieber Sohn Geßner,

Schreiben Sie es allein solchen Ursachen zu, an welchen mein Herz und mein Wille nicht den mindesten Antheil haben, daß Ihre mir so liebe Zuschrift vom 30st. Mai so lange unbeantwortet geblieben ist. Sie würden vollkommen begreifen, wie es damit zuging, wenn ich die Muße hätte, oder wenn es zu etwas helfen könnte, Ihnen von der Unruhe, in welche die unzähligen Zerstreuungen der letzten vier Wochen mein ganzes, der Stille und Ruhe eben so gewohntes als bedürftiges Wesen setzten, und von dem Zusammenfluß aller Arten von Hindernissen, die theils aus meinen so manichfaltigen Verhältnissen, theils aus den zeitherigen, meine Theilnahme fordernden Ereignissen in dem Weimarischen Fürstenhause*), und einer Menge anderer Zufälligkeiten entsprangen, — eine détaillirte Schilderung zu machen. Doch es bedarf deren nicht, und gewiß glauben Sie meinem Wort, wenn ich Sie versichere, daß heute der erste Tag seit mehreren Wochen ist, wo ich den, während dieser Zeit so oft gefaßten, und immer ohne meine Schuld vereitelten Vorsatz, Ihnen, l. Geßner und unsrer theuren Lotte zu schreiben, endlich auszuführen hoffen kann. — Wie wohl ich mich auch izt nur auf das nöthigste und wesentlichste werde einschränken müßen. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, welche Beruhigung und Freude mir Ihr vor mir liegender Brief gemacht hat. Er ist so ganz aus der Fülle Ihres edeln, guten, redlichen Herzens geschrieben, und hat mich so lebhaft wieder in die glücklichen Zeiten der Jahre 1795 u. 96 zurückgesetzt, hat Sie mir so ganz als denselben Mann dargestellt, den ich damals liebgewann und meinen Sohn zu nennen stolz war — daß es mehr nicht bedurfte, um Ihnen meine alte Achtung und mein

*) Vermählung der Prinzessin Karoline mit dem Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin.

ganzes Herz auf immer wieder zu geben. Gott weiß, Sie haben hart, und viel zu hart, für alles, was größten Theils nur Folgen der unglücklichen Revoluzion, die auf das Jahr 1797 folgten, und vornehmlich von der frühern übelberechneten Idee, einen Kaufmann, statt eines eigentlichen homme de lettres aus Ihnen zu machen, gewesen waren, büßen müssen! Wolle der Himmel, daß mit dem, was nun nicht mehr zu ändern ist, das Aergste überstanden sei, und für Deutschland und seine Gewerbe überhaupt, besonders aber für den so schreckl. verfallenen Buchhandel, günstigere Zeiten (wozu noch wenig Anschein ist) eintreten mögen! Denn ich muß gestehen, daß ich mir selbst nicht recht klar und begreiflich machen kann, wie Ihre Buchhandlung (selbst unter der dermaligen, aus den würdigsten und bestgesinnten Männern bestehenden Familien-Curatel) ohne ein in Handen habendes hinlängliches Capital im Gang erhalten, und in Aufnahme sollte gebracht werden können; ja, ich sehe hievon nicht einmal die Möglichkeit ein, wenn die so höchst nothwendige Vereinigung der Handlung Ihrer Frau Mutter, mit der Ihrigen, (welche ich durch den Zellwegerischen Familien-Vertrag ein für allemal fest und außer aller quaestion gesetzt glaubte) noch länger behindert werden, oder gar nicht zu Stande kommen sollte. Ich bin nur zu gewiß, daß in beiden Fällen das alte ewig wahre Sprüchwort, Eintracht ernährt, Zwietracht zerstört, sich unfehlbar und bald genug, zum Ruin der Mutter und des Sohns, bewähren würde. — Der bloße Gedanke, daß die edelmüthigen Bemühungen, Sorgen und Anstrengungen des Hrn. Dir. Hirzel, dessen thätige Freundschaft, wir alle nie dankbar genug erkennen können, am Ende doch ihres heilsamen Zwecks bloß durch die Verkehrtheit einer sonst von so vielen Seiten Achtungs-Würdigen Frau verfehlen sollten, ist mir unerträglich. Doch ich kann und will von der Mutter meines guten Geßners nichts denken, das mit der Liebe und Hochschätzung, die ich Ihr vor 14 Jahren auf immer widmete, nicht vereinbar, und Ihrer unwürdig wäre.

Ihre Gedanken meine Uebersetzungen aus den Aristofanes, Euripides und Xenophon besonders drucken zu lassen, wollen wir, wenn es Zeit dazu ist in nähere Erwägung ziehen. Ich gehe schon seit geraumer Zeit damit um, die vier von mir übersetzten Komödien des Aristofanes (die Acharner, die Demagogen, die Wolken und die Vögel) neu überarbeitet und mit allen erforderlichen Erläuterungen und Zugaben in zwei Bändchen, ingleichen Xenofons Gastmahl in Einem Bändchen, mit dem Gastmahl der Lais als Zugabe, herauszugeben. Aber zu dieser Arbeit habe ich vor Vollendung des 4. Bandes von Cicero, weder Muße noch Lust. Sie muß also vor der Hand noch beseitigt werden.

Vermuthlich wird Sie dieser Brief bereits in der ländlichen Hütte antreffen, wo Sie die Sommerszeit mit Lotten und der kleinen Luise, im Schoos der schönen Natur zu leben und einer Ihnen so hochnöthigen Erholung und Ermunterung Ihrer Lebensgeister zu genießen gedenken. Ganz gewiß wird diese Luftveränderung, und die von Ihrem Arzt verordnete Milch-Cur wohlthätig für Sie sein. Auch mir würde eine soche villeggiatura zuträgl. sein: aber es scheint nicht, daß ich in diesem Jahre dazu werde kommen können, so mancherlei unvermuthete Hindernisse setzen sich dagegen. So gern ich unsrer lieben Charlotte und dem Herrn Dir. Hirzel diesmal geschrieben hätte, so wenig konnte ich die Zeit dazu finden. Ich bitte also die erstere, mit unser aller herzl. Grüße und mit der Hoffnung, in kurzem von Luisen und mir einen großen Brief zu bekommen, vor lieb zu nehmen. Bei HE. Dir. Hirzel entschuldigen Sie mich bestens und übergeben ihm die beigeschloßne Quittung mit meinem verbindlichsten Dank. Beinahe hätte ich den Römerkopf vergessen, der den Titel des vierten Bandes der Briefe Ciceros zieren soll. Ich weiß keinen schicklichern als den des Cato, den man wohl mit Recht den letzten Römer nennen könnte. Vermuthl. wird uns Böttiger (den ich nächstens darum ersuchen werde) eine gute Zeichnung verschaffen können, und, Lips taugte, denk ich, am besten,

den Stich zu besorgen — doch könnte letzteres auch hier bewerkstelliget werden, da das Industrie-Comtoir Arbeiten in diesem Fache genug hat. Es kommt bloß darauf an, was Ihnen das gelegentlichste ist.

Aber nun muß ich die Feder niederlegen — wenn ich die Post nicht versäumen will. Also adieu, lieber Sohn Heinrich, mit den wärmsten Segenswünschen von

Ihrem Freund und Vater.
Wieland.

N.S.

Von der Frau Cammeräthin Stichling und ihrem Töchterchen, dessen Eilfertigkeit in meinen Augen ein gutes Zeichen ist, hören wir seit 7 Wochen nicht ein Wort. Die Mutterfreuden und Sorgen scheinen sich ihrer gänzl. bemächtigt zu haben.

Indessen hoffen wir, Vater, Mutter und Kind in 4 bis 5 Wochen wieder hier zu sehen.

6.

Weimar den 10. December 1810.

Es ist hohe Zeit lieber Sohn, daß ich Ihnen, nach einem so langen Stillschweigen wieder ein Lebenszeichen gebe. Sie wissen ohnehin, daß ich aus mancherlei Ursachen, schon lange kein fleißiger Korrespondent bin noch sein kann. Zu diesen kommen dermalen noch drei andere, an denen es allein schon genug ist: Erstens die zunehmende Schwäche meines Gesichts, die mir nur wenige Stunden des Tags zu schreiben und mit der Feder zu arbeiten erlaubt; sodann die Länge der Nächte, an welchen ich bei Licht oft gar nicht und immer nur sehr kurze Zeit schreiben kann; dazu kommt dann noch drittens unser Freund Cicero, dem ich (wenn ich anders binnen 2 Jahren, meinem Vorsatz gemäß, mit seinen Briefen fertig werden will) ein Vorzugsrecht vor allen, welche Briefe von mir zu erwarten berechtigt sind, zugestehen muß. Dies, lieber Geßner, diene für izt und für die Zukunft zur Entschuldigung sowohl der Seltenheit als der Kürze meiner Briefe.

Ihre beiden letzteren haben mir in mehreren Rücksichten viele Freude gemacht, da ihr Inhalt und ganzer Ton, wie die wiederkehrende Heiterkeit Ihres Geistes und den Sie wieder belebenden Muth sowohl, als die Thätigkeit und den Fleiß, womit sie die Sorgen und die Arbeit der Geßnerschen Familien-Curatoren zu erleichtern suchen, auf die überzeugendste Art zu erkennen giebt. Nur bitte ich Sie recht sehr, l. Sohn, des Guten hierin nicht zu viel zu thun, und auf den Zustand Ihrer Gesundheit um so mehr schonende Rücksicht zu nehmen, da ihr Uebel und das dadurch verursachte Leiden zwar (wie ich hoffe und Sie mich versichern) vermindert, aber doch leider! nicht gehoben ist.

Nichts könnte mir wohl angenehmer sein, als wenn ich Ihr Verlangen, Ihrer gesunknen Handlung durch mehrere gute Verlagsartickel in möglichst kurzer Zeit wieder aufzuhelfen, aufmuntern und unterstützen könnte. Aber der dermalige Zeitpunkt ist so ungünstig, der Verfall alles Handels und Wandels so groß, der Geldmangel so drückend, die Muthlosigkeit so allgemein in dem unglücklich ausgesogenen und fast ganz zu Grunde gerichteten Deutschland, daß ich, anstatt Sie zu entreprisen aufzumuntern, Sie vielmehr ernstlich ermahnen muß, dermalen auch den süßesten Lockungen des Speculationsgeistes kein Gehör zu geben, und so lange diese gegenwärtige fatale Stockung dauert, ja nichts Neues zu unternehmen und nicht das kleinste Kapital zu wagen, wofern Sie nicht gewiß sind, daß es binnen einem Jahr mit einigem Profit wieder in Ihre Casse zurückfließt. Ich würde Ihnen diesen Rath (so wie es izt um den deutschen Buchhandel steht) auch dann geben

müssen, wenn Sie en fonds wären und Ihnen ein Mscrt. von dem größten innerlichen Werth angetragen würde: denn es würde zwar an Käufern nicht fehlen, aber desto mehr an Zahlern. Göschen, welcher selbst Mühe genug hat, den Kopf über dem Wasser zu halten, kann mir den Jammer nicht kläglich genug beschreiben. Cotta selbst läßt die Flügel hängen und die solidesten Handlungen haben beynahe kein anderes Mittel dem Schiffbruch zu entgehen, als daß sie alle Segel einziehen und so lange um Geduld bitten, bis entweder irgend eine heilsame Krisis der Noth ein Ende macht, oder alle Litterarische und Buchhändlerische Betriebsamkeit in Deutschland aufhören muß, was die Absicht unsers Protectors zu sein scheint. Dies giebt freilich keine tröstlichen Aussichten ins Jahr 1811. Aber es ist besser, das Schlimmste, was uns bevorsteht, zu wissen, als sich selbst mit eiteln Hoffnungen zu täuschen. Göschen schreibt mir: Almanache und Taschenbücher seien dermalen das einzige, wobei ein Verleger noch einigermaßen seine Rechnung finde — aber ich fürchte, Sie haben zu einer solchen Unternehmung nicht Mittel genug in Händen. Indessen denke ich doch, Ihnen in einigen Wochen eine Speculation dieser Art mitzutheilen und ich würde es schon itzt thun, wenn ich wüßte, wie viel Honorar der Verfasser des Werkchens, welches mir dazu geeignet scheint, für seine in der That treffliche Arbeit verlangte. Sobald er sich darüber gegen mich erklärt hat, will ich Ihnen das Nähere von der Sache schreiben, damit auch Sie und die Herrn Curatoren Ihre Gedanken darüber walten lassen können. Ich muß schließen, so gern ich mich länger mit Ihnen unterhalten; und über mehrere Punkte Ihrer Briefe mich gegen Sie expectorieren möchte. Ich danke Ihnen nochmals recht herzlich für das Vergnügen, das Sie mir durch die Offenheit gemacht, womit Sie mir Ihre Lage und Verhältnisse dargestellt, und für das Licht, so Sie über manches, was mir bisher noch dunkel geblieben, verbreitet haben. In allem spricht sich der Charakter Ihres Geistes und Herzens so wahr und kräftig aus, daß Sie meine Achtung und Liebe auf immer gewonnen haben. Der Mama unsrer Lotte, und Ihrem Bruder Conrad sagen Sie in meinem Nahmen so viel liebes und schönes, als Sie nur immer können. Mich verlangt sehr wieder einen Brief von Lotte zu erhalten. Leben Sie alle wohl, und möge das künftige Jahr, dem wir so nahe sind, meine Besorgnisse beschämen!!

Von ganzer Seele

Ihr Vater und Freund

W.

Der 4. Band unsres Cicero ist in voller Arbeit. Er wird doch hoffentlich im Weidm. Meßcatal. angekündigt?

7.

Weimar d. 29. April 1811.

Vor allem mein vielgeliebter Sohn Geßner, nebst meiner ergebensten Empfehlung an die Herrn Curatoren besonders an Hrn. Dir. Hirzel, meinen besten Dank für die, meinen Wünschen so verbindlich zuvorkommende Anweisung auf 460 fl. C. g. welche ich Ihrer Handlung gut zu schreiben nicht ermangelt habe. Da der IV. Band der Briefe Ciceros gerade 35 Bogen im Druck beträgt, so behalte ich also für den 2. Zahlungstermin des Honorars netto 240 fl. gut. Es gereicht mir beim Anblick des kläglichen Zustandes unsers deutschen Buchhandels (der besorglich mit jedem Jahr noch kläglicher werden muß) zu einigem Trost, daß Sie mit dem bisherigen Absatz der Br. C. zufrieden scheinen, und sich Hoffnung machen, er dürfte sich noch vermehren, wenn das Werk künftig rascher fortschreiten, und (wie es nun wenigstens mein fester Vorsatz ist) auf die Michaelismesse

des Jahres 1812 vollendet sein würde. Zweckmäßig wird es inzwischen sein, wenn sowohl das Dasein des IV. Bandes als die versprochene Vollendung desselben im künftigen Jahre, so viel möglich in den Intelligenzblättern aller Journale und Zeitschriften angekündigt würde: denn man kann sich, in einer Zeit wie die gegenwärtige, nicht genug empressieren, solcherlei Notitzen zur Kenntniß zu bringen. Wie ganz anders würde diese Unternehmung vor 25 Jahren gelungen sein! Und doch kommt ihr jetzt der Umstand noch zu Statten, daß diese vor 2000 Jahren geschriebenen Briefe, in Rücksicht des Zeitraums worin sie geschrieben wurden, und der Begebenheiten sowohl als der handelnden Personen, eine so auffallende Aehnlichkeit mit dem, was vor unsern Augen geschehen ist und noch geschieht, darstellen, daß meine Uebersetzung schwerlich in eine Zeit hätte fallen können, wo sie für alle Arten von Menschen, welche dergleichen Bücher lesen, ein so lebhaftes Interesse hätten haben können, wie sie dermalen hat. Drückte der immer zunehmende Geldmangel nicht gerade die Classen, worin sich unsre meisten kaufenden Leser befinden, am schwersten, so könnte ich beinahe sicher hoffen, eine zweite Ausgabe noch selbst zu erleben und besorgen zu können. Traurig wäre es auf jeden Fall, wenn ein solches in seiner Art einziges Werk das Schicksal meiner Uebersetzung der Sämmtlichen Werke L u c i a n s (im Verlag der Weidmanischen Buchhandl. in Leipzig) haben sollte, welche in einem Zeitraum von 22 Jahren nur eine einzige, bis jetzt noch nicht abgesetzte Auflage erhalten hat.

Luisens Brief muß nun in Ihren Händen sein L. Geßner, worin sie Ihnen an meiner Statt sagt, die l. Mama sollte mir ihr Schreiben an die Kaiserin-Mutter in Petersburg ohne Bedenken zu sicherer Beförderung überschicken. — Unsere liebenswürdige Frau Großfürstin-Erbprinzessin, welche die Güte selbst ist und für mich viele Gnade hat, wird sich ein Vergnügen daraus machen, solches mit der ersten Gelegenheit eines nach Petersburg abgehenden Couriers an ihre Frau Mutter einzuschließen. Diese Vorsicht ist in keiner Rücksicht überflüßig: denn es begegnet nicht selten, daß Briefe dieser Art, wenn sie der Post aufgegeben werden, ihre Addreße verfehlen. Ob die gute Mama ihre Absicht erreichen wird, muß die Zeit lehren, denn wie es in Rücksicht der Finanzen in Rußland steht, kann Ihnen nicht unbekannt sein. Wahrscheinlich ist in ganz Europa nur ein Einziger, der nicht überzeugt ist, daß die Maßregeln, wodurch man die Britten zum Frieden zwingen will, den gänzlichen Ruin von Europa nach sich ziehen, aber jenen Zweck nie erreichen werden: und da dieser Einzige gerade der ist, der kein andres Gesetz erkennt als seinen eisernen Willen, was können wir von der Zukunft hoffen? Wer kann glauben, daß die Britten sich jemals zu einer Nachgiebigkeit verstehen werden, die den Verlust ihrer Alleinherrschaft über den ganzen Ocean unfehlbar nach sich ziehen würde? Und was sollte sie zur Nachgiebigkeit bewegen, da ein ewiger Krieg mit Napoleon für sie immer noch gleich vortheilhafter ist, als ein Friede unter den Bedingungen, die man ihnen vorschreibt? Sie haben unzählige Wege, den Schaden zu ersetzen, den ihnen die Sperrung alles Handelsverkehrs mit dem Continent verursacht: Die übrigen Europäischen Völker dagegen, haben, wenn dieser Zustand der Sachen noch lange dauern sollte, keine andre ressource, als, mit dem allmähligen Verlust aller Vortheile der Cultur, nach und nach in den Stand der rohen Natur zurückzukehren (was leider! itzt nicht einmal mehr möglich ist) oder sich zuletzt einer Verzweiflung zu überlassen, an deren Folgen sich ohne Entsetzen nicht denken läßt. — Doch wozu diese trübseligen Vorstellungen? Für den Moment ist unsere Lage noch erträglich, und wie untröstlich auch die Aussichten in die Zukunft sind, so wollen wir uns doch den letzten Trost, der in Zeiten der Trübsal guten Menschen übrig bleibt, nicht rauben lassen, daß eine höhere Macht

über den Schicksalen der Menschheit waltet, und daß „Ein Augenblick alles umgestalten kann". Was wären wir ohne diesen Glauben?

Also zu einem erfreulichern Gegenstand! Ich danke Ihnen recht herzlich für die guten Nachrichten, die Sie mir von den glücklichen Anlagen, dem Gedeihen, und den Fortschritten Ihrer lieben Kinder, auf dem Wege der Bildung zu ihrer künftigen Bestimmung und Wohlfahrt mitgetheilt haben. Ich kann Ihnen nicht genug sagen, lieber Sohn, wie glücklich mich die so wohlgegründete Hoffnung macht, daß Sie und unsre theure Lotte noch recht viele Freude an Ihren Kindern erleben, und in der Zukunft in und durch selbige für alle Ihnen selbst auferlegte Prüfungen, Widerwärtigkeiten und Leiden eine reichliche Vergütung finden werden. Wenn es eine große Wahrheit ist, daß Gute Menschen gute Zeiten machen, so ist es wahrlich ein herzerhebendes Bewußtsein für rechtschaffene Eltern, mit gutartigen Kindern von Gott gesegnet zu sein, und sie so zu erziehen, daß man sich gegründete Hoffnung von ihnen machen kann, sie werden dereinst zur Herbeiführung einer bessern Zeit als die unsre, das ihrige redlich und thätig beitragen. — Ueber des guten Wilhelms Unvermögen zum Sprechen, woran es eigentlich liegt, ob es ein Naturfehler oder das Werk einer zufälligen Ursache ist, und was etwa bereits versucht worden, dem Uebel abzuhelfen, darüber wünschte ich entweder von Euch selbst, oder von einem Einsichtvollen Arzt nähern Bericht zu erhalten. Auch, worauf sich die geäußerte Hoffnung, daß das Uebel sich mit der Zeit nachgeben werde, eigentlich gründe? Wenn ich selbst erst genauer informirt bin, will ich auch hiesige verständige Aerzte zu Rathe ziehn. Inzwischen zweifle ich nicht, Sie werden schon lange auf den Gedanken gekommen sein, daß es auf alle Fälle wohlgethan sei, das Kind in Zeiten zu Beschäftigungen und Spielen anzuhalten, wodurch es zu irgend einer von den Künsten Lust bekommen und vorbereitet werde, zu deren Ausübung die Fertigkeit im Reden gerade kein unentbehrliches Requisitum ist; z. B. Mahlerei, Kupferstecher- oder Uhrmacherkunst, oder dergl.

Eine Kette von Zufälligkeiten hat mich bis zu diesem 6. May an Fortsetzung dieses Briefs gehindert — und da der Faden nun einmal abgerissen ist, so werden Sie mit dem bereits geschriebenen für diesmal schon vorlieb nehmen müssen. Unter anderm wollte ich Ihnen etwas über eine Ausgabe meiner Uebersetzungen aus dem Aristophanes, und des Xenophontischen Gastmahls schreiben, womit Ihre Druckerei, in Ermanglung einer bessern, etwa beschäftigt werden könnte. Es hat aber vor der Hand, und bis wir sehen, was aus dem, am Nördlichen Himmel sich zusammenziehenden Gewölk werden möchte, noch Zeit mit dergleichen Unternehmungen, wo die Ausgabe immer gewiß, die Einnahme hingegen gering und unsicher ist. Dermalen ist mir nichts angelegener als die Vollendung des Ciceros, an dessen fünftem Bande übermorgen schon der Anfang gemacht werden soll. Noch etwas was mir leichter ums Herz macht, ist, daß ich endlich einen Weg gefunden habe, die Unserm Verehrten Hrn. Chorherrn Hottinger schon so lange fehlenden Bände meiner Sämmtl. Werke, durch Vermittlung unsres Industrie-Comtoirs, zugleich euern Exemplaren des IV. Bandes der Br. Ciceros an Euch gelangen zu lassen. Unglücklicher Weise fehlt der 31. Band (Gespräche unter 4 Augen). Ich werde aber nicht ruhen, bis ich auch diesen von dem Verleger verschaffen kann.

Ich muß abbrechen — 1000 Grüße von uns allen an alle unsre Lieben im Geßnerschen Hause, und ein herzliches Lebewohl von

W. den 6. Mai 1811. Euerm guten Vater

Wieland.

II.

C. M. Wieland an Charlotte Geßner.

1.

Meine liebe Charlotte,

Ich kann es mir selbst kaum verzeihen, daß ich Dir eine Antwort auf Deinen Brief vom 14. July und einen recht herzlichen Dank für das Vergnügen so er mir durch seinen für mich so interessanten Inhalt gemacht hat, so lange schuldig geblieben bin. Ich mache mir mit Recht einen doppelten Vorwurf deßwegen; denn ich entziehe Dir durch mein langes Stillschweigen das Einzige, womit ich Dich für die Zeit, die Du mir aufopferst, belohnen kann; und mich selbst beraube ich dadurch der Freude desto öfter Briefe von Dir zu lesen. Was ich zu meiner Entschuldigung anführen könnte, sagst Du gewiß selbst — also nichts weiter von etwas, das vorüber ist, und künftig wenigstens wieder vergütet werden kann. Mit vielem Interesse habe ich, bevor ich mich heute hinsetzte an Dich zu schreiben, wieder gelesen, was Du mir von der guten Schwester Deines Geßners, von ihrer ältesten Tochter, von ihren Gesinnungen gegen Dich, und von der Gerechtigkeit, so Dir Frau Zellweger wiederfahren läßt, geschrieben hast. Auch daß Mama Geßner — die Augenblicke von Laune und leidenschaftl. Aufwallungen vermuthlich abgerechnet, die ihren Jahren und Umständen zu gut zu halten sind — sich glücklich fühlt, Dich und Deinen Mann und eure lieben Jungen bey sich zu haben, macht mir für Sie und Euch herzliche Freude. Wollte Gott die eiserne Nothwendigkeit schränkte mich hierin nicht auf den Genuß ein, den mir die bloße Einbildungskraft verschaffen kann. Ich darf dem Gedanken nicht nachhängen, wie höchst glückselig ich meine übrigen Lebenstage durch seyn würde, wenn ich Sie mit Dir meine geliebteste Tochter, und unter Deinen Kindern, in eurem durch seine schöne und große Natur mir so lieben Zürich verleben könnte. — Er macht mich traurig, und wird auch Dich in eine wehmüthige Stimmung setzen. Also auch davon nichts mehr. Es soll nun einmahl keine vollständige Glückseligkeit hienieden für uns seyn — und ich insonderheit, was für Ansprüche noch glücklich zu seyn, kann ich machen seitdem ich Deine Mutter verloren habe? — —

Laß uns auf andere Gegenstände kommen, liebes Kind! Du empfiehlst mir in Deinem Brief vom 14. July einen Enkel meines Sel. Freundes Hirzel. Du hattest sehr Recht, seinem Vater (in dessen Andenken ich noch zu leben wünsche) zu versichern, daß Sein Sohn bey mir keiner Empfehlung bedürfe. Aber leider! habe ich noch keine Gelegenheit gehabt, ihm hievon Beweise zu geben; denn ich habe ihn noch nicht bei mir gesehen. Ob mein Aufenthalt zu Tiefurt Schuld daran war, oder ob er noch gar nicht nach Weimar gekommen ist, ist mir bis izt unbekannt geblieben? Vielleicht kannst Du mir einiges Licht darüber geben. Auch die beiden Herrn, die Du mir in Deinem l. Brief vom 9. Sept. addressiertest, habe ich nicht zu sehen bekommen. Sie begnügten sich, da sie mich nicht in Weimar fanden, Deinen Brief in meiner Wohnung abzugeben, ohne (wie so viele andere Reisende gethan haben) mich in dem so naheliegenden Tiefurt aufzusuchen, wo ich den Sommer und Herbst bei der Verwitt. Herzogin gelebt habe, und von da erst seit 4 Tagen wieder in mein hiesiges Quartier bei dem Stadtsyndikus Stötzer zurückgezogen bin. Doch hat mir Herr v. Türk durch einen seiner hiesigen jungen Freunde gar sehr viel schönes und liebes von Dir und Deinem Mann und Deinen Kindern sagen lassen.

Wenn ich dem braven Konrad hier zu Lande dienen könnte würde ichs mit Eifer

thun: aber das einzige Mittel, wodurch dies möglich gemacht werden könnte, wäre wenn er in künftigen zur öffentlichen Ausstellung in der hiesigen Kunstakademie (wie sich unsre Zeichnungsschule gern schelten läßt) oder auch noch früher, ein ächtes Meisterwerk von seiner Hand einsenden wollte. Künftig ein Mehreres davon; wenn er nur erst glückl. bey euch angelangt wäre!

Sage der liebens und verehrungswürdigen Frau v. Hermes, die Ihr nun bey euch zu besitzen so glücklich seyd, daß Niemand Sie höher schätze und ihren seltenen Werth mehr fühlen kann als ich. Du hast doch hoffentlich Ihre Caledonea gelesen? Auch ich finde, wie Du, meine Beste, daß diese vortreffliche Frau an Liebenswürdigkeit sehr gewonnen hat; und hierin stimmen auch unsere Herzoginnen und alle ihre übrigen Freunde und Bekannte mit uns. Daß Sie (wie Dich Dein Mann versichert) auch Dir gut sey, ist bey mir etwas ausgemachtes. Alle Fremden von allen Nationen in Europa, Die Dich kennen gelernt haben, und die ich hier sehe sind Deines Lobes voll. Auch Du Mein Kind, bist eine von den Weibern, die immer liebenswürdiger werden, je länger sie leben — Sie sind selten und wohl dem Mann, dem ein solches Weib, und den Kindern, denen eine solche Mutter zu Theil wird.

Schreib mir doch auch wieder von dem alten Hrn. Amtmann Heidegger u. s. Sohn u. beiden Töchtern, und sage dem alten Herrn recht viel Schönes in meinem Nahmen. Izt, liebe Scharlotte muß ich mich von Dir losreissen. In meinem nächsten schreibe ich Dir dafür von Deinen Geschwistern was ich glaube das Dich interessiren kann. Für izt genüge Dir zu wissen, daß wir uns alle wohl befinden.

Tausend Empfehlungen und herzliche Grüße an Mama Geßner, wie auch an Jeden, der sich meiner mit Wohlwollen erinnert, besonders, an den guten H. Chorherrn Tobler, der soviel Geduld mit mir und meiner Abneigung vor dem Briefschreiben hat. Küsse Deine lieben Knaben in meinem Nahmen nach der Reihe. Ich will so lange leben, bis Du mir wenigstens den ältesten nach Weimar schicken kannst. Lebe wohl, theure liebe Lotte. Gott segne Dich und die Deinigen und uns alle.

Dein liebender Vater

Weimar den 18. Sept. 1804. Wieland.

Ich schreibe nächstens an Cotta, daß er Dir ein Exemplar von Menander u. Glycerion u. von Krates und Hipparchia an meiner Statt schicken soll.

2.

(Undatirt. 21. Sept. 1809.)

M. Liebste Tochter,

Hier ist meine Antwort auf den Brief des Herrn D. Hirzel, den ich zugleich mit dem Deinigen v. 6. Septemb. am 14. erhalten habe.

Mein herzliches Mitleiden mit dem armen, so schrecklich leidenden, und wahrl. weit über sein Verschulden büßenden Heinrich, und mein Verlangen, alles was mir möglich ist zur Erhaltung der Geßnerschen Familie beizutragen, hat (wie Du aus meinem Brief an die HH. Curatoren ersehen wirst) über meinen bisherigen Entschluß das Uebergewicht erhalten, und ich habe mich bereit erklärt die Briefe Ciceros u. die Fortsetzung derselben Eurer Handlung, wofern sie solche behaupten kann, unter den beigefügten Bedingungen zu überlassen.

Nein, liebe Charlotte! an Deinem Vater soll die Schuld nicht liegen, wenn Deine guten Kinder nicht immer die Freude haben, daß Du immer freundlich aussiehst. Wollte Gott ich könnte noch weit mehr, ich könnte Alles für Euch thun, was ich unfehlbar thun würde, wenn ich nur den 10ten Theil von Zellwegers Vermögen besäße! Was ich Euch

durch den angebotnen Contract aufopfre, ist freylich kein großes Objekt: aber für mich, in meiner Lage, in den gegenwärtigen schweren Zeiten, und nach dem sehr beträchtlichen Verlust den ich durch Deinen leichtsinnigen Bruder Ludwig und durch Geßnern erlitten habe, ist es keine Kleinigkeit; und mancher anderer Vater würde sich nicht einmal berechtigt glauben, so viel zu thun. Genug, was ich thue, thue ich aus gutem Herzen, und wenn es etwas zur Erleichterung der Leiden Deines armen Mannes und zu Deiner und Deiner Kinder Erhaltung etwas beytragen kann, wird es mich nie gereuen. Nur muß ich Dich davon prévénieren, daß meine Bedingungen allzubillig sind, als daß ich davon abgehen könnte. Besonders wende alles an, was Du bei den Herrn Curatoren vermagst, daß ich mit Einwendungen gegen die 6te Bedingung (nehml. daß die Fortsetzung der Cicer. Briefe in Weimar gedruckt werden soll) verschont bleibe. Ich würde sie nicht ertragen, und der ganze Handel hätte auf einmal ein Ende. Auch Reinhold findet diese Bedingung nicht nur billig sondern absolut nothwendig: denn bei meinem schon so weit vorgerückten Alter ist nichts nöthigeres, als daß ich mit Ruhe, Bequemlichkeit und Vergnügen an der Fortsetzung dieses ohnehin schon so mühevollen Werks arbeiten könne; und dies kann nur geschehen, wenn es unmittelbar unter meinen Augen gedruckt wird, wo ich das Ausgearbeitete nur gleich in die Druckerei schicken kann, der unsäglichen Plackerei des mehrmaligen Corrigierens der Abschrift überhoben, und gleich bei der Hand bin, wenn zufälliger Weise (wie im verwichnen Februar der Fall war) irgend ein Irrthum oder Verstoß sich ereignet.

Sehr unangenehm war mir, von fremden Leuten zu hören, daß der 3te Band schon seit etlichen Wochen in allen Buchhandlungen vollständig zu haben sei, und mir allein die Frei-Exemplare, dich ich in vorigem Jahre von Deinem Manne aus Zürich durch den Postwagen erhielt (vermuthl. aus Vergessenheit) nicht zugeschickt worden sind, und ich also weder unser Fürstliche Personen, noch andere Freunde mit dem 3ten Theil, auf welchen jedermann sehnlich wartete, habe regalieren können. Vorgestern hat mir zwar Schmidt 12 Ex. auf Schreibpapier und 4 auf Velin übermacht: Ich brauche aber noch 12 von der ersten Gattung, und die Frage ist also, von wem ich sie bekommen soll.

Unsre lieben Reinholds sind am verwichnen Freitag (15. Sept. wieder abgereist, nicht ohne Hoffnung, in wenig Jahren auf immer wieder zu kommen — was ich Dir itzt nicht begreifl. machen kann. Dein ganz vortrefflicher Brief an ihn hat uns beiden unbeschreiblich wohlgethan und Dich uns in einem sehr schönen Lichte dargestellt. Er hat mir so wohl gefallen, daß Minchen ihn für mich abschreiben mußte. Reinhold wird Dir antworten, sobald er glückl. in Kiel angelangt sein wird. — Sage mir doch, liebes Kind, wie ich es anfangen kann, daß Du nicht so viel Postgeld für meine Briefe zahlen mußt? Deine Briefe laß, wenn es anders angeht, ganz unfrankiert an mich abgehen. Auch sage mir, ob es nicht besser wäre, wenn ich meine Briefe alle unter Herrn D. Hirzels Addresse (die ich mir daher ausgebeten haben will) abgehen ließe? Vergiß nicht mir hierauf zu antworten.

Ich muß schließen. Deine Schwestern und Dein Bruder Carl grüßen Dich herzlich. Könntest Du nur schon bei uns sein! Trage doch ja die möglichste Sorge für die Erhaltung Deiner Gesundheit. Meinen herzlichen Gruß an Deinen Mann. Wie leicht wollte ich allen Verlust verschmerzen und vergessen, wenn ich seine Genesung dadurch erkaufen könnte. Gott gebe Ihm Geduld, und Dir, meine Liebe, ausdauernde Standhaftigkeit!! — Ist der tägliche Wunsch

Deines treuen Vaters
Wieland.

